Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Der Bauernkrieg.

(1798.)

Historischer Roman

von

Hendrik Conscience.

Aus dem Vlämischen

von

Dr. **Edmund Zoller.**

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1853.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

Vorhang.

(1793.)

Belgien ist die Heimath der Freiheit: wie tief der Blick auch sein mag, den wir in unsere eigene Geschichte werfen, wir finden doch immer selbst in den fernsten Zeiten die Bewohner der belgischen Städte im Besitze großer Freiheiten, die aus dem Volksrechte stammen, das einen Theil der Sitten und Gerechtsame unserer Väter bildete, noch ehe diese in das Land eingewandert, das sie jetzt bewohnen.

Bei dem raschen Gange der Civilisation unter den Völkern deutschen Stammes erhielten auch die Gemeinden des platten Landes nach und nach ihre grundrechtliche Unabhängigkeit. Am Ende des Mittelalters, als man in vielen größeren Ländern, als man in Frankreich namentlich, noch zu sehr unter dem Joche der Sklaverei sich beugte, um an Freiheit denken zu können, ruhte in Belgien dieß Verhältniß zwischen Fürst und Volk auf festem Grunde, und Pflichten und Rechte Beider waren durch geschriebene Gesetze festgestellt.

Daß der Drang nach freier Entwicklung und Unabhängigkeit einen Bestandtheil unseres vorväterlichen Blutes bildete, davon zeugt unwidersprechlich das Schicksal selbst, das Belgien seit seinem Ursprung zu Theil wurde. Ja, was war das Leben unserer Nation seit ihrem Ent-

stehen bis auf unsere Tage? War es nicht ein langer Streit, ein ununterbrochener Kampf, ein unaufhörlich Blutvergießen, eine riesenhafte Anspannung aller Kräfte zur Vertheidigung der Freiheit?

Trotz all' des schweren Unglücks, von dem unsere Vorfahren im Verlauf der Jahrhunderte heimgesucht wurden, und obgleich mehr als irgend ein anderes Volk der Erde geprüft, hatten die Belgen doch bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts ihre bürgerliche Unabhängigkeit unverletzt erhalten. Das „Blyde intrede" oder Grundgesetz des Landes bestimmte die Pflichten und Rechte von Fürst und Volk und wurde bei jeder Thronbesteigung nach uralter Gewohnheit unter blauem Himmel feierlich beschworen.

Ungefähr um diese Zeit bereitete sich auf französischem Boden ein Ungewitter vor, das ganz Europa bis in die innersten Eingeweide erschütterte.

Die offenbare Sittenlosigkeit und schamlose Ungerechtigkeit derjenigen, welche in Frankreich als gesetzmäßige Häupter des Volks dem Volk ein Vorbild hätten sein sollen, hatten in diesem Lande die Gemüther für eine Lehre reif gemacht, die allem Ansehen Hohn sprach und demzufolge den Quell der Willkühr und Tyrannei verstopfen zu wollen schien.

Stolze Geister, mit Wissenschaft und Kunst gewaffnet, goßen langsam und mit berechnetem Fleiß das Gift des Zweifels in den Busen des Volks. Sie erklärten den Menschen zum Gott der Schöpfung und läugneten den Gott im Himmel; sie schürten in jedem das Gefühl der menschlichen Rechte an und löschten den letzten Funken des Gefühls der Pflichten aus.

Erfüllt von Haß gegen das, was ihre Väter aufgebaut oder geachtet hatten, warfen sie den Spott mit vollen Händen über Gottesfurcht und Sitte, über Vertrauen und Glauben; zu ungestüm und zu stolz, um den verfaulten Acker vom Unkraut zu reinigen, warfen sie

lieber das Unterste zu oberst, um zu sehen, was aus dem aufgewühlten Schooße emporkeime. Mit einem Worte, sie riefen Fluch und Vernichtung über alles Bestehende und zeigten dem französischen Volke einen Weg, der durch nichts eingehegt war, als die zerstreuten Schutthäufen früherer Generationen.

Bald, als nichts mehr in den Herzen blieb, denn Haß und Unglaube, Rachsucht und blinder Drang nach dem Unbekannten, trat die Frucht an dem Baum des Zweifels hervor.

Paris, als hätte die Hölle selbst seit Jahrhunderten unter seinem Boden gebrütet, explodirte plötzlich mit furchtbarer Gewalt. . . . . Der schwangere Vulkan der menschlichen Begierden goß seine Lava in wilden Strömen weit über Frankreichs Grenzen hinaus. . . .

Der Fremdling, der sich als Weltreformator aufwarf, bot uns seine Freiheit an, unter der Bedingung, daß wir die Ketten der Dienstbarkeit an Frankreich bänden.

Wir, die mit der Freiheit geboren waren und sie seit Jahrhunderten besessen, wir erkannten in dem beschmutzten Bilde des Zweifelgeistes, des Mordes, der Zerstörung und Gewaltthat das Erbtheil unserer Vordern nicht mehr. Die Unabhängigkeit des Landes war uns noch über alles theuer. . . . Wir weigerten deßhalb die Annahme und wurden durch die rohe Uebermacht zu Boden geworfen.

Im November 1792 lieferte die Schlacht von Jemappes unser Vaterland wehrlos in die Hände schnöder Tyrannei.

Die Abgesandten des Pariser Clubbs, wo Danton, Marrat und Robespierre als Götter der Vernichtung thronten, überzogen ganz Belgien wie eine Wolke raubgieriger Raben.

Nur vier Monate blieben sie dießmal hier, und doch war die kurze Zeit hinreichend, um die schönsten Kirchen zu plündern, die herrlichsten Gefäße in Tonnen zu stampfen und nach Frankreich zu führen, die Gemeinden zu brand-

schatzen, den Bürgern und Bauern gegen werthloses Papier die Kramläden und Scheuern zu leeren. . . . . und so Geld und Gut auf unzähligen Wagen aus Belgien nach ihrer unersättlichen Räuberhöhle, nach dem blutbefleckten Paris zu schleppen.

Vor der furchtbaren Macht der Umwälzung sich beugend, sah das belgische Volk der Vernichtung all' seiner Freiheiten, seiner Wohlfahrt, seines Cultus, seiner Sitten mit stummer Niedergeschlagenheit zu: und blieb noch ein Funke von Hoffnung in einzelnen Herzen, so war es das Vertrauen auf Gottes Allmacht und Gottes Beistand. Alle menschliche Hülfe schien nichtig und unzureichend gegenüber dem riesenhaften Andrängen der wilden französischen Horden.

Und dennoch erschien ein Tag der Erlösung: die Oestreicher schlugen das französische Heer bei Neerwinden am 14. März 1793. — Der Fremde verließ unsern Boden.

Unser Vaterland holte wieder frei Athem. Gesetze, Sitten, Sprache, Gottesdienst, alles wurde in seiner frühern Form wieder hergestellt; jeder sah mit Vertrauen in die Zukunft. Der Handel blühte wieder auf, die verwüsteten oder verlassenen Felder wurden sogleich wieder angebaut, die Zeichen der fremden Herrschaft vernichtet, die Kirchen auf's Neue geschmückt; und überall — sowohl in den Gesichtern, als in den Herzen erhob sich freudiger Dank für die unerwartete Erlösung zu Gott.

Was wir zu erzählen im Begriffe sind, spielt in einem Dorfe des brabant'schen Kempenlandes, dem wir aus wichtigen Gründen den Namen Waldeghem geben wollen.

Dieß Dorf lag einige Bogenschüsse von einer großen Landstraße entfernt; der Ort, wo sein niedrig Kirchlein stand, erschien aus der Ferne wie ein Lustwald von mächtigen Linden, über den nur das Kreuz auf dem

Thurme hervorsah, um anzudeuten, daß hier eine Anzahl Menschen unter dem Schatten des Gotteshauses wohnen.

In der Nähe war es ein heiteres und hübsches Dorf: die Dächer seiner Hütten waren mit Moos bewachsen, die Giebel mit Weinranken umschlungen oder unter dem breiten Schatten der Nußbäume halb versteckt. Dennoch erhoben sich einige größere Bäume über die anderen: das Pfarrhaus, durch das Nothglöcklein kenntlich, stand neben dem Kirchhof; in der Nähe die weniger große, aber doch schöne Wohnung des Küster-Schulmeisters; tiefer im Dorfe das hübsche Haus des Notars und jenseits die ausgedehnte Brauerei mit ihren Ställen und Darren.

Zwischen den Häusern und Hütten, die der Zufall auf der andern Seite des Weges hingestreut zu haben schien, waren einzelne Lücken, die dem Auge den Blick auf fruchtbare Felder und fette Wiesen boten., während sich rings um das Dorf undurchdringliche Wälder zogen, und die Gegend einem lieblichen Thale zwischen hohen Gebirgen ähnlich machten.

An einem Sommertag des Jahres 1793 war Kirchweih zu Waldeghem.

Vor der Kirche unter den hohen Lindenbäumen standen allerlei Buden, mit Leinwand überspannt; aber was man darin verkaufte, konnte man nicht sehen, da die Krämer, die Arme über der Brust gekreuzt, auf Kisten oder Bänken saßen und vor ihren geschlossenen Schätzen in der Stille zu warten schienen.

Vor einigen Herbergen waren Zelte von Segeltuch aufgespannt, ohne Zweifel, um den Bauern zum Tanzsaal zu dienen. Ebenso still und öde war es jedoch unter diesen Zelten.

Man hätte bei dem Anblick des Dorfweges glauben sollen, gestern sei der letzte Tag der Kirchweihe gewesen und die ermüdete Bevölkerung habe aus Trägheit die übrig gebliebenen Zeichen der Freude noch nicht weggenommen.

Diese allgemeine Stille würde wunderbar erschienen

sein, da es kaum drei Uhr Nachmittags war, wenn ein Blick in die Ferne nicht die Erklärung dieses Räthsels gegeben hätte.

Auf den Fußpfaden, die aus dem dunkeln Walde sich über Wiesen und Felder der Kirche zuschlängelten, gingen zahlreiche Familien; Männer und Frauen und Kinder, alle mit einem Kirchbuch, einem Rosenkranz oder beiden zugleich in der Hand.

Da die schmalen Pfade nur Raum für einen Menschen hatten, so gingen alle dicht hinter einander. Von Ferne schien der Gang dieser Leute sehr träg; und hätte nicht der bunte Putz der Frauen, mit ihrem Hochroth, Grün, Gelb und Weiß zwischen der dunkelbraunen Tracht der Männer geglänzt, und die Bewegung merken lassen, man hätte bisweilen glauben können, die langen Reihen dieser Leute ständen ganz bewegungslos in den Feldern.

So strömten von allen Seiten die Glieder der Gemeinde Waldeghem nach der Kirche, um dem feierlichen „Lobgesang“ beizuwohnen, der bald beginnen sollte.

Wenn man eine ähnliche Bewegung im Dorfe selbst noch nicht bemerkte, so trug daran die berechnende Gewohnheit der Bauern schuld, welche um so später ihr Haus verließen, je näher sie bei der Kirche wohnten, und so kommt es, daß die Bewegung der Dorfbewohner zuerst an den fernsten Enden beginnt und nach und nach immer lebhafter wird, bis der Glockenschlag die allerträgsten aus der Herberge treibt, um nicht beim Beginne des Gottesdienstes zu fehlen.

Und wahrlich dessen wollte sich dießmal gewiß Niemand schuldig machen. Es mußte mit diesem Lobgesang eine besondere Bewandtniß haben, die aller Neugierde rege machte.

Bruno, der Sohn des Notars, der bei den Augustinern zu Antwerpen auf der lateinischen Schule studirte, war in den Ferien, um die Zeit der Kirchweih auf dem Dorfe zuzubringen. Er hatte eine wunderbar schöne

Stimme und war in der Musik sehr erfahren. Der Küster hatte deßhalb seit langer Zeit und mit großer Mühe den Sängern der St. Cäciliengilde einen feierlichen Lobgesang eingeübt, in welchem einige Solis vorkamen. Bruno sollte diese Solis singen.

Seit drei Monaten hatten die Hausgenossen der Gildebrüder von St. Cäcilia von nichts gehört, als von diesem Lobgesang und Brunos schöner Stimme; und dieß lange Warten hatte ihre Neugierde so gespannt, daß sie zur Kirche eilten, als stände dort ein außerordentliches Ereigniß bevor.

Kurze Zeit, ehe die Glocke drei schlug, war die Kirche mit Menschen angefüllt; die Frauen und Mädchen im linken Schiff, die kleinen Mädchen auf derselben Seite in der Mitte der Kirche, rechts die jungen Männer mit einem Durchgang zwischen beiden; die älteren Männer im rechten Schiffe. Während die eine Seite der Kirche heiter und frisch im Schmucke schneeweißer Spitzen und bunten Putzes prangte, dunkelte die andere durch die einfärbige braune Kleidung der Bauern.

Unter den Männern selbst herrschte noch eine besondere Ordnung nach Rang und Alter. Während die bejahrten Männer in der Mitte des Schiffes saßen, standen die jungen Leute und die Männer im kräftigen Alter mehr vorne, bei dem Betaltar von St. Sebastian, dem Patron der Schützengilde. Von allen den mannbaren Jünglingen fehlten dort nur die Mitglieder der Cäcilia, die bereits ihren gewohnten Platz auf der Emporkirche einnahmen.

Bei dem Betaltar des hl. Sebastian stand ein solcher Jüngling, den Ellbogen auf den Betschemel gestützt und halb nach dem Bilde des Heiligen gewandt. In seiner Haltung lag etwas Uebermüthiges, in seinem Antlitz etwas Hartes und Spottendes, er schien sich nicht zu erinnern, daß er sich in Gottes Wohnung befand. Von Zeit zu Zeit entfielen ihm Worte des Spottes über Bruno und

den gerühmten Lobgesang. Diese Worte waren an einen ziemlich alten Mann mit gebeugtem Rücken und verwelktem Gesichte gerichtet, der einige Schritte vor ihm an dem Pfeiler kniete.

Was er sagte, mußte den alten Mann tief entrüsten, denn er knirschte zornig mit den Zähnen und fuhr ihn mit dem bittersten Ausdruck der Verachtung an:

„Schweig, gottloser Mensch, Du bist nicht werth, Bruno's Schuhe zu binden.“

Die Umstehenden gaben mit ihren Blicken deutlich zu erkennen, daß sie dem alten Manne beipflichteten; einige entfernten sich sogar mit Abschen von dem trotzigen Jüngling. Dieser aber lachte spöttisch, als er es sah und zuckte mit den Achseln. Er wollte gewiß den alten Mann auf's Neue kränken, als sich plötzlich die Seitenthüre öffnete, und aller Aufmerksamkeit sich nach diesem Punkte richtete.

„Bruno!“ sagte der alte Mann mit Freude.

„Veva!“ murmelte der Spötter mit zornsprühendem Blicke.

Ein Jüngling von hohem Wuchse, angenehmer Gesichtsbildung und bescheidenem Wesen trat mit einem großen Blumenstrauße in die Kirche; mit ihm erschien ein sehr junges Mädchen, kaum den Kinderjahren entwachsen, doch schon ein stattliches Frauenbild und so regelmäßig, so fein, so edel von Gesicht, daß ihr Anblick jeden bezaubern und entzücken mußte.

Es war Genoveva, die einzige Tochter des Küsterschulmeisters, der seinem angebeteten Kinde alle Liebe seines Herzens zugewandt und ihr so reiche Kenntnisse beigebracht, daß sie unter den Bauern für ein Wunder galt.

Das Mädchen hielt gleichfalls einen Blumenstrauß in der Hand und nahm auch den, welchen ihr Freund getragen.

Sie ging langsam über den Chor, stieg die Stufen

des Altars hinauf, nahm die halbverwelkten Blumen weg und stellte ihr frisch und duftig Opfer Gott zur Ehre neben das Tabernakel. Dann stieg sie wieder herab und nahm den Stuhl, den Bruno für sie bereit hielt.

Der Jüngling ging langsam durch die Kirche, um sich nach dem Emporium zu begeben, wo der Küster bereits die Orgel spielte.

Bei seinem Durchgang wurde die Stille durch das Rücken der Stühle gestört; jeder stand auf, um den schönen Studenten zu sehen, der bei dem feierlichen Lobgesang vorsingen sollte; und daß er seinen Mitbürgern willkommen war, das konnte man deutlich an dem stillen Lächeln des Wohlwollens und der Freundschaft erkennen, das ihm aus jedem Gesichte entgegenleuchtete. Gerührt durch diese Huld, beugte er verlegen das Haupt, beeilte seinen Schritt und erreichte gerade seinen Platz auf der Emporkirche, als der Küster alle Pfeifen der Orgel anschlug und das Erscheinen des Geistlichen ankündigte.

Der Pastor trat in der That aus einer Thüre neben dem Altar. Man konnte keinen ehrfurchterweckenderen Greis sehen, als diesen Priester. Obschon er mehr als siebenzig Jahre alt und sehr groß war, ging er doch noch gerade, als hätte das Gefühl der Hoheit seiner Sendung auch seinem Gemüthe und seiner Haltung Hoheit aufgedrückt. Weiße Haare, wie Schnee im Sonnenlicht glänzend, umsäumten sein Haupt und fielen in langen Flechten auf seine Schultern. Sein stilles und sanftes Antlitz war von tiefen Runzeln durchfurcht; seine Augen waren noch klar und zeugten mit ihrem friedlichen Blicke von Liebe und Güte des Herzens.

Als er bei seinem Eintritt die Gemeinde überschaute, schien ein himmlisches Lächeln sein Gesicht zu erleuchten und es war, als ob Thränen der Rührung

in seine Augen träten. Ja, er blieb eine Weile an der Thüre stehen und betrachtete, in selige Träume versunken, das Volk, das die Kirche bis auf das kleinste Plätzchen erfüllte.

Mit wenigen Ausnahmen hatte er all' diese Menschen getauft, er hatte alle in der Lehre Christi unterrichtet, er hatte sie getröstet in ihren Krankheiten, war ihnen beigestanden in ihrer Armuth; er hatte ihnen den Himmel als letzte Hoffnung gezeigt, als die Hölle in Aufruhr gerathen war und Verfolgung, Mord und Raub im Vaterlande wütheten. Er wußte, was sie je gethan und gedacht: keine Falte des Herzens, wie tief sie auch sein mochte, die er nicht ergründet hätte.

So war ihm dieses Volk mehr als eine Schaar von Brüdern: es war sein geistig Blut, das theure Eigenthum seiner Seele; für diese Menschen lebte er und liebte sie, wie ein zärtlicher Vater seine Kinder liebt.

Aber wie ehrten sie ihn auch! Welche Liebe hegten alle für ihn, ihn, der wie das Bild der Gottheit selbst dastand, um Labung zu bieten, zu trösten und zu segnen, wenn ein erschütterndes Ereigniß ihren einförmigen Lebenslauf unterbrach!

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte bei dieser Betrachtung den väterlichen Geist des Priesters der freudige Gedanke, seine geliebte Familie nach der schweren und hoffnungslosen Verfolgung glücklich vereint zu sehen.

Noch ganz in diesen seligen Gedanken verloren, wandte er sich nach dem Altar, um den Lobgesang zu beginnen. Dort strömte ihm der frische Duft der Blumen entgegen. Ein Blick der Dankbarkeit fiel auf die junge Genoveva, während er freundlich lächelnd an ihr vorüberging.

Der Lobgesang nahm seinen Anfang.

Da die Mitglieder der Cäcilia in voller Zahl beisammen und vom Küster tüchtig einstudirt waren, san-

gen sie weit harmonischer, denn sonst; in der Ueberzeugung jedoch, sehr fest und ihrer Sache gewiß zu sein, sangen sie so laut mit der dröhnenden Orgel um die Wette, als sollten sie mit diesem gewaltigen Instrumente einen Kampf um die Macht des Tones auskämpfen.

Auf diese Weise dauerte es eine Weile fort, bis Bruno nach einem Zwischenspiel der Orgel den Hymnus allein zu singen begann.

Sanft und leise, mit beinahe unhörbarer Stimme, aber so zart und deutlich, daß das Herz vor Rührung zerschmolz, begann Bruno den Lobgesang:

Ave, maris stella . . .

Und dann immer kräftiger werdend und durch das Zittern der Stimme immer mehr Gefühl in seinen Gesang legend, erreichte er die Strophe:

Monstra te esse matrem . . .

die er zuerst mit gedämpfter Stimme in tiefen Tönen seufzte und dann, wie einen Hülferuf in bittender Klage zum Himmel sandte.

So sang er den Lobgesang zu Ende, und entfaltete eine wunderbar schöne Tenorstimme mit einer Leichtigkeit und Freiheit, die die Musik vergessen ließ, als ob Ton und Gesang die natürliche Sprache der menschlichen Seele wären.

Und es muß wohl sein, daß das Wahre und Schöne in jedem Herzen, wie niedrig es auch sei, Saiten findet, die harmonisch wiederklingen; denn es war so still in der Kirche, als hätten sich die Bauern in Standbilder verwandelt.

Nur ein Mensch scharrte von Zeit zu Zeit mit den Füßen oder hustete vernehmlich; und dies war der Spötter bei dem Altar des heiligen Sebastian.

Obschon dies Geräusch viele ärgerte, konnte man

doch die Rührung der Uebrigen nicht stören; die schöne Stimme Brunos hielt sie in tiefem Selbstvergessen befangen; es war ihnen, als stiege ihre Seele zum Himmel, wenn die kunst- und gefühlvollen Töne sich aus Brunos mächtiger Brust erhoben und niederströmend die ganze Kirche erfüllten.

Man sagt, die Musik sei eine dunkle Sprache. Wenn sie nur gesprochen wird, oder die Natur zu übergeistigen sucht, dann ja; aber die ächte Musik ist die Sprache des Gemüths, und wenn sie aus dem Herzen und zum Herzen spricht, dann versteht, oder lieber, fühlt selbst das stammelnde Kind ihre leisesten Töne.

Die Worte, welche Bruno sang, waren lateinisch; es sprach sich also für den Zuhörer kein deutlicher Gedanke darin aus und dennoch verstanden die Dorfbewohner wohl, was er sagte, und empfingen und theilten sie den Eindruck jedes Wortes. Sie hörten wohl, daß es ein Gebet war; ein Gebet, so feierlich, so innig, so erhebend, wie sie noch nie eines gehört; ein Gebet, das sie durch seine ernsten, tiefen Töne erschütterte, das sie durch den Schmelz der Melodie zu Thränen rührte und das sie durch das leise Verklingen der Stimme vor dem Throne des Allmächtigen niederbeugte, — ein Gebet endlich, das plötzlich ihre Brust schwellte und sie in Entzücken versetzte, als der schöne Sänger das Magnificat anhob und die Strophe:

Magnificat anima mea Dominum!

aus Brunos Brust wie ein mächtiger Trompetenton an das Gewölbe der Kirche dröhnte.

Der Lobgesang wechselte zwischen Chören, Gebeten des Geistlichen und Solis von Bruno. Nachdem der Gottesdienst zu Ende war, erhob sich jeder von seinem Platz, um die Kirche zu verlassen.

Bruno stieg von der Emporkirche herab und schritt

durch den Strom der Leute, um zu seinem Vater und zu Genoveva zu gehen, die bei dem Altar saßen.

Der Jüngling schien aufgeräumt nnd lächelte freundlich; ein dunkles Roth färbte seine Wangen; er warf den Leuten freundliche Blicke zu, als wollte er fragen, was sie von seinem Gesange denken. Aber niemand, weder Mann noch Frau, lachte ihm zu, alle wichen mit stummer Ehrfurcht zurück, um ihm einen breiten Durchgang zu lassen und sahen ihm erstaunt nach, als wäre ein Wunder an ihnen vorüber geschritten.

Die einfachen Leute standen wirklich noch ganz unter dem Eindruck seiner bezaubernden Stimme; das Herz bebte ihnen vor Rührung; es schien ihnen unbegreiflich, daß der junge Mann eine solche Macht besitzen sollte und daß er es war, der ihnen das ungekannte Gefühl des eigenen Werthes und der hohen Bedeutung des Lebens in's Herz gegossen; — der sie hatte fühlen lassen, daß unter dem rauhen Aeußern des Menschen noch ein erhabenes Wesen, ein fühlender, idealer Geist verborgen liegt.

Deßhalb sahen sie Bruno mit dankbarer Verwunderung nach, als er nach dem Chor der Kirche ging.

Der alte Mann neben dem Altar des heiligen Sebastian stand weinend an einem Pfeiler und seine Thränen netzten den Boden der Kirche.

Der Jüngling bemerkte es, ging auf ihn zu und fragte voll Theilnahme, was ihn so sehr betrübe.

„Bruno, lieber Bruno," seufzte der alte Mann mit hoher Freude im Gesichte: „nun habe ich lange genug gelebt. Gott möge Dir für das Glück lohnen, das Du dem armen Jan bereitet. Ich bin ganz von Sinnen; es ist mir, als käme ich aus dem Himmel!"

„Ich glaube es wohl: er ist betrunken," spottete der stolze Jüngling, der mit dem Ellbogen auf dem Betschemel des heiligen Sebastian ruhte.

Der alte Mann wandte sich um und antwortete mit Begeisterung:

„Spotte meiner, nenne mich den tollen Jan; aber siehst Du, frecher Simon? Dies Kind habe ich getragen, als es klein war, habe es herangezogen und mit meinen Gebeten es geweiht. Gott hat mich erhört, das ist nun Bruno!"

„Ein armer Milchbart," lachte Simon, „der wie ein Mädchen weint. Du mußt ihm Röcke anziehen, und eine Haube aufsetzen, Deinem Bruno . . . !"

„Kommt Jan," sagte der Jüngling, indem er den alten Mann mit der Hand fortzog, „laßt den Simon nur stehen und geht mit uns zur Kirchweih: der Vater hat es mir gestattet."

Nun war die Kirche beinahe leer; die Personen, die noch darin geblieben, verließen dieselbe gleichfalls.

Draußen war alles wie durch einen Zauberschlag verändert. In der Ferne hörte man bereits das verlockende Spiel der Violine und des Basses durch das lärmende Geräusch der Kirchweih dringen.

Einige ältere Leute standen noch in zerstreuten Gruppen auf dem Kirchhof, um Neuigkeiten von einander zu erfahren, wenn es deren gebe. Da wurde von der französischen Republik, von den Jacobinern, von Marats Tod und von dem Kaiser von Oestreich gesprochen; man freute sich der schönen Ernte dieses Jahres, und drückte die Hoffnung aus, Gott werde das Land fortan vor Plünderung und Raub schützen.

Auch der stolze Jüngling stand dabei, der während des Lobgesangs mit dem Arm auf dem Betschemel des heiligen Sebastian geruht. Es war Simon, der Sohn des Brauers, ein junger Mann, der durch den frühzeitigen Tod seiner Mutter sich selbst überlassen, ein leichtsinniges Leben geführt und in den ersten Monaten der französischen Herrschaft nach Brüssel gelaufen

war, ohne daß jemand erfahren, was er in der Hauptstadt gethan. Er war mit schlechten Gedanken zurückgekehrt, und dieß lies die Bauern natürlich vermuthen, daß er mit keiner guten Gesellschaft verkehrt.

Wie dem auch sei, niemand mochte ihn in dem Dorfe, dessen stillen Einwohnern er durch sein tolles Leben und rohes Treiben mancherlei Aergerniß gab. Nur einige der ärmeren Bauernjungen waren immer in seiner Gesellschaft zu finden und begleiteten ihn, wo er ging, um die Kannen Bier zu leeren, die er in allen Wirthshäusern zum Besten zu geben gewohnt war.

Es war schade: Simon konnte für einen schönen jungen Mann gelten. Er war von großer Gestalt, regelmäßiger Gesichtsbildung und sah gescheidt aus; aber seine Haltung war trotzig, seine Züge hart und aus seinem Lächeln sprach ein übermüthiger, frecher Charakter. Ein erfahrenes Auge würde auf den ersten Blick entdeckt haben, daß der junge Mann, obschon vierundzwanzig Jahre alt, bereits des Lebens überdrüssiig war, das er sich durch Hochmuth und Ausschweifung vergällt hatte.

Simon schien nichts anderes mehr übrig zu bleiben, als die Eigenliebe, die Begierde, andere zu übertreffen und sich so an der allgemeinen Verachtung zu rächen.

Er hatte die stolzeste Ansicht von seinen großen Talenten: singen, tanzen, den Galanten spielen, das konnte niemand wie er; Verstand, Beredsamkeit, Kenntnisse besaß niemand in höherem Grade, als er. Seine Bauern, sagte er, seien ein Haufen Dummköpfe, die sich vom Pfarrer mit Teufelsbildchen in's Bett jagen ließen und dann ganze Nächte von Hölle und Fegefeuer träumten!

Nun stand Simon am Eingang des Kirchhofs mit fünf oder sechs armgekleideten Bauernjungen, die ihn daran erinnerten, daß er versprochen, zwanzig Pinten Bier

zum Besten zu geben, sobald der Lobgesang zu Ende sei, aber Simon hörte nicht, denn er suchte gerade seine Kleidung etwas keck und in die Augen fallend herauszuputzen, setzte die Mütze aufs linke Ohr und schien Jemand zu erwarten, auf den die Reize seiner Persönlichkeit einen Eindruck machen sollten.

Aus dem Seitenpförtchen der Kirche traten wirklich in diesem Augenblicke fünf bis sechs Personen.

Es war der Notar mit seiner Frau, seinem Sohn Bruno und seinem alten Diener Jan, nebst dem Küster-Schulmeister mit seiner Tochter Genoveva.

Langsam schritten die beiden Familien zwischen den plaudernden Bauern hin, die achtungsvoll zur Seite standen und mit Bewunderung ihre Augen auf Bruno und Genoveva hefteten. Auf dem Antlitze Vieler und in den bedeutungsvollen Blicken, die gewechselt wurden, konnte man wohl sehen, daß die Bauern in ihrem Innersten dachten:

„Sie sind für einander geboren. Kein schöneres Paar auf der Welt!“

Diese Ueberzeugung sprach noch deutlicher aus dem Gesichte des Notars und des Küsters; ihre Augen leuchteten vor Stolz und Freude.

Am glücklichsten schien der alte Diener Jan. Er suchte sich mit Mühe aus seiner gebeugten Haltung aufzurichten und sah mit stolzen Blicken nach allen Seiten, als wollte er sagen:

„Ich habe ihn erzogen!“

An dem Eingang zum Kirchhof mußten sie alle an Simon vorbei, der mit mißmuthigem Gesichte und bebend vor Eifersucht Bruno und Genoveva Hand in Hand einhergehen sah.

Der Sohn des Brauers stierte dem Mädchen so fest ins Gesicht, daß sie die Augen niederschlug und Bruno ihre Hand entzog; dann warf er einen durchbohrenden Blick auf den Studenten, als wollte er ihn herausfor-

dern. Als jedoch Genoveva an ihm vorüberkam, lächelte er freundlich und wünschte ihr einen guten Tag; aber das Mädchen wandte verschämt das Gesicht von ihm ab und eilte zu ihrem Vater, der bereits in den Dorfweg getreten war.

Der alte Diener hatte dies alles zu seinem Kummer mit ansehen müssen, und als er an Simon vorüberkam, erhob er drohend die Faust und sagte:

„Noch einmal! Du roher Trunkenbold!"

Simon stand an der Kirchenmauer und hatte die Augen niedergeschlagen; Worte der Wuth und der Rachsucht lösten sich unverständlich von seinen Lippen. Er hörte den Knecht nicht.

So blieb er einige Augenblicke in sich versunken stehen; plötzlich aber erwachte er aus seinem dumpfen Brüten und rief seinen Kameraden zu:

„Kommt mit, es soll heut' lustig hergehen! Trinken, trinken, soviel ihr wollt. Die Kirchweih ist noch nicht zu Ende; wir werden noch Wunderdinge erleben."

Er lief in wildem Ungestüm mit seinen Kameraden durch das Volk und stürmte schreiend und tobend in ein Tanzzelt.

Auf dem Kirchweihmarkte war ein so lautes und buntes Gewühl, daß dem stillen Zuschauer hören und sehen verging.

Das Geschrei der Quacksalber, Krämer und Gaukler, der Lärm der Trommeln, das Geschmetter der Trompeten und Hörner, der schneidende Ton der Violinen, das Gegrunze der Schweine, die zu Hunderten auf dem Marke waren, der laute Gesang der jungen Bursche und anderes lärmende Getöse übertönte das ruhige Gespräch der da und dort zerstreuten Gruppen und das Gesumme eines riesenhaften Bienenkorbs, der in der Nähe stand.

Die Menge wälzte sich wie ein Strom über den Markt, man stieß, man drückte, man trat sich auf die Füße, aber aus aller Gesicht leuchtete Freude und Lust.

Auf der einen Seite, der Kirche zu, hatten die Krämer, die mit Leckereien, Spielwaaren, Hausgeräthe, Tuch und fertigen Kleidern handelten, ihre Buden. Diese Seite war still und friedlich im Vergleich mit der andern, man sah hier keine Unordnung und Ausgelassenheit: nur dann und wann taumelte ein Bauer durch den Stoß eines pfundschweren Pfefferkuchens, der ihm aus dem Kram zum Kaufen angeboten wurde, über den Haufen.

Nach diesen Krambuden hatten Bruno's Eltern und Genoveva ihre Schritte gerichtet; sie verweilten dort einige Zeit, bis der Jüngling das prächtige Kirchenbuch mit silbernen Schlössern seiner Freundin als Kirchweihgeschenk gekauft hatte.

Dann wollten sie gleichfalls nach der andern Seite des Marktes gehen, um zu sehen, was das laute Geschrei, die tollen Sprünge und die seltsamen Geberden der Quacksalber und Gaukler alles zu bedeuten hatten.

Wo Bruno und Genoveva erschienen, wurde augenblicklich aus Ehrfurcht oder Freundschaft Platz gemacht, und obschon die beiden Familien fern von den Gauklern stehen blieben, konnten sie doch alles bequem sehen und hören.

An der Ecke bei der Herberge zum „Löwen" stand ein Quacksalber in wunderlicher Tracht und mit einer Kette um den Hals, die ganz aus Menschenzähnen bestand. Sein Hanswurst blies die Trompete und erzählte in schnarrendem Tone, welch' unerhörte Wunder sein Herr in allen Ländern der Welt gethan. Zum Zeugniß dafür zeigte er Pergamentblätter mit rothen Siegeln, auf welchen die Beglaubigungen in fremden Sprachen standen, die natürlich Niemand lesen und verstehen konnte.

Kaum war der Hanswurst in der Mitte seiner Rede angelangt, als ein Bauer kam, dessen geschwollene Wange deutlich merken ließ, was ihm wehe that.

„Nun, Sus, was wollt Ihr thun?" fragte der Notar. . . „Der Bursche wird Euch jämmerlich zurichten."

„Das hat nichts zu sagen," brummte Sus, „ich kann es nicht mehr aushalten. „Und zög' er mir den Kopf vom Leibe, der Zahn muß heraus."

Der Quacksalber, der diese Beute nähern sah, begann sich die Hände zu reiben, hieß den Hanswurst schweigen und sagte mit feierlichem Ernste zu dem umstehenden Volke, während er den leidenden Bauern an der Schulter packte:

„Nun sollet Ihr sehen, verehrte Zuhörer, daß ich nicht bin wie andere Quacksalber, Wasserbeschauer, Zahnauszieher und Leuchtdornausschneider, die nie studirt haben und bisweilen mit dem Zahn den halben Kinnbacken aus dem Munde ziehen. Nein, nein, gebt acht, Ihr sollt staunen, wie Meister Nicophorus seine Kunst versteht."

Er streifte den rechten Aermel zurück, klatschte in die Hände wie ein Gaukler, setzte den Bauern auf einen Stuhl, hielt ihm den Kopf zurück, ergriff eine eiserne Zange und rief:

„Seht, dies Zängchen ist weder Eisen, noch Stahl; es ist ein Federchen, das, statt Euch weh zu thun, Euch an dem Zahnfleisch kitzelt, als liefe eine Fliege über die Lippen, nicht mehr und nicht weniger. Bewundert die Kunst des Meister Nicophorus! Sieben Stüber für jeden Zahn, nur sieben Stüber! Er geht, paßt auf, er geht. Eins, zwei, drei, pst!"

Der Quacksalber hielt etwas in die Höhe, was er herausgezogen hatte.

Der Bauer war heulend auf den Boden gefallen, und obschon er schrie, als ob man ihn ermordete, blies der Hanswurst nur noch lauter, während Meister Nicophorus triumphirend den Umstehenden den herausgezogenen Gegenstand zeigte und das Trompetengeschmetter durch den Ruf übertönte:

„Ohne Schmerz, ohne den geringsten Schmerz!"

Inzwischen lag der Bauer stampfend und um Hülfe rufend auf dem Boden. Die Umstehenden meinten ge-

wiß er schreie zum Spaß, denn sie standen dabei und lachten.

Aber der Hanswurst, der bei dem heftigen Bluten des Bauern Unrath fürchtete, schnaubte ihn zornig an, während sein Herr eine jubelnde Rede an das Volk hielt.

„Schämt Ihr Euch nicht, großer Mensch, daß Ihr da liegt und heult, wie ein Kind? Ihr glaubt', daß es wehe thut? 's ist nicht wahr."

Der Bauer, dem vor Schmerz die Thränen aus den Augen liefen, während er die verzerrtesten Gesichter schnitt, hielt die beiden vordern Finger in die Höhe und rief jämmerlich:

„Zwei! o Gott, o Gott! zwei: einen kranken und einen gesunden!

„Wie, zwei!" sprach der Hanswurst, „geht! Jeder Zahn kostet sieben Stüber; mein Meister ließe Euch vierzehn Stüber zahlen und stände der König dabei. Geht! Ich werde ihm weis machen, Ihr hättet es mir bezahlt!"

Der Bauer ließ es sich nicht zweimal sagen und eilte durch das Volksgewühl mit der Hand vor dem Munde, hinter die Kirche.

„Seht, seht," rief Meister Nicophorus jauchzend, „da lauft er wie ein Hase vor Freude hin! Ich habe ihn berührt — was sage ich? Mit dem Finger habe ich nur nach seinem Mund gedeutet und verschwunden war im selben Augenblick der Schmerz."

Einen Augenblick später standen Herr und Diener wieder auf ihren Stühlen, um von vielen Wunderdingen zu erzählen; aber außer einem Lebenspulver, das er für einige Pfennige verkaufte, schien seine Kunst nicht viel Abnehmer zu finden; und bald wandten sich die meisten Umstehenden von ihm weg, um nach einem andern Kram zu laufen, wo es nach den Flüchen, die man hörte, auf eine Schlägerei hinauszulaufen schien.

Die beiden Familien folgten dem Strom der neugierigen Bauern.

An einem Tische stand hier ein Gaukler. Nachdem er einige Kunststücke mit Tellern und Bechern gemacht, hatte er Jemand von den Umstehenden um einen Schilling gebeten.

Ein Bauernknecht, der gewiß lange daran gespart und nun zeigen wollte, daß er ein Silberstück besaß, hatte dem Gaukler den erbetenen Schilling gegeben.

Der Gaukler hatte den Schilling eingesteckt und behauptete nun, daß er dem Bauern in der Nase stecke. Dieser hatte sich wohl mehr als einmal in die Nase gekniffen; da er dies jedoch nun schon mehr als eine Viertelstunde lang vergeblich gethan und über den Gedanken erschrak, der Schilling möchte auf immer weggezaubert sein, brach er plötzlich in wilde Wuth aus und schlug mit der Faust auf den Tisch und schalt den Gaukler einen Gaudieb und noch ärgere Dinge.

Der Küster, der den Bauern gut kannte, wollte ihn beruhigen und ihm weis machen, daß auf der Kirchweih alles zum Scherze geschehe: aber der einfältige Mensch war nun einmal aufgebracht und konnte kaum gebändigt werden.

Sobald der Gaukler viel Volks beisammen sah, hieß er den zornigen Bauern ruhig stehen und zog ihm mit Gewalt den Schilling aus der Nase.

Während der erstaunte Pinsel das Geldstück anstarrte und zu zweifeln schien, ob es ächt sei, lief ein kleiner Junge mit einer blechernen Büchse zwischen den lachenden Bauern umher und erhielt viele Pfennige, die man ohne dieses geschickte Kunststück sicher nicht gespendet hätte.

Die Ernte des Gauklers dauerte jedoch nicht lange. Es kam eine neue Strömung unter die Menge; einige Stimmen riefen jauchzend vor Freude:

„Jantje van Lier! Neue Lieder!"

Etwas außerhalb des Volksgedränges pflanzte ein Mann, — der nur einen Arm hatte, — eine Stange auf und entrollte vor derselben ein großes Tuch, auf wel-

chem in viereckigen Bildern allerlei Geschichten dargestellt waren. Etwas Schreckliches mußte der Gegenstand dieser Bilder sein, denn auf den meisten Bildern sah man Soldaten mit blutigen Schwertern, blutige Leichen und zum Schluß die furchtbare Guillotine!!

Der Liedersänger war ein alter Soldat aus der ersten Patriotenzeit, der in den Dörfern wegen seiner neuen und schönen Lieder, die er selber dichtete, berühmt war. Seinen rechten Arm hatte er bei dem letzten Kampfe der Patrioten gelassen. Aber er bediente sich seiner noch immer, denn an dem Ellbogen war ein eisernes Band befestigt, mit dem er den weißen Stab hielt, der während des Singens auf die Bilder deutete.

Mit der linken Hand mußte er auf eine Trommel schlagen, die ihm vorne angehängt war.

Auf der andern Seite des Tuches stand eine Frau mit einer Violine.

Um diese Gruppe sammelte sich viel Volks; auch Simon, der Sohn des Brauers, stand mit seinen Kameraden dabei; und sei es nun, daß sie viel getrunken, oder den Sänger stören wollten, sie machten einen Lärm, als gehörte ihnen das ganze Dorf.

Bruno und Genoveva sahen von Ferne dem Liedersänger zu.

Sobald alles bereit war, schlug der alte Soldat einige Male auf die Trommel, um den Schreier zum Schweigen zu bringen. Dann deutete er mit seinem langen Stabe auf die Bilder — und sang und sprach so hübsch durcheinander, daß er hier und da auf der Melodie zu Pferde sitzen mußte, damit sie ihm nicht davon lief.

Er begann mit lauter Stimme:

„Bauern, Bürger und Menschen kommt herbei! Jantje van Lier ist wiederum hier zu Eurem Pläsir! er wird Euch singen von wunderbaren Dingen; macht

Augen und Börsen auf, dann sollt Ihr was hören und er wird Geld bekommen zum verzehren.

„Hört Freunde, hört jetzt auf mein Lied,
Vernehmt was in Paris geschieht,
Von furchtbar, schauerlichen Dingen,
Werd' ich Euch erzählen und singen . . .

Zittert nicht, Bürger und Bauern all' zusammen; Jantje van Lier weiß wohl, was er bringt: es ist zwar schrecklich, aber es nimmt ein gutes Ende, wie Ihr sogleich vernehmen werdet:

Von furchtbar, schauerlichen Dingen
Werd' ich Euch erzählen und singen:
Wie Gott die Sünden rächt,
Am ganzen Menschengeschlecht.
Ich sing vom Haupt der Sanskulotten,
Der selbst des Herrn zu spotten,
Vergoß in Strömen Menschenblut
Am Galgen, sei es bös, sei's gut.

Ja, Menschen oder Bauern, hier könnt Ihr sehen, wie Marat in einem Walde von einer Hechse mit Wolfsmilch aufgezogen wurde. Da seht Ihr, wie er seinem eigenen Vater mit einem Messer nachläuft. Hier seht Ihr ihn mit den rasenden Jacobinern in Paris alle Gefangenen ermorden: seht, der Spitzbube steht bis an die Kniee im Blut und ruft: „Noch mehr! noch mehr!"

„Ah, bah! Lauter Lügen!" spottete Simon, „Ihr wollt den Bauern wieder etwas weis machen, als ob sie noch zu viel Verstand hätten!"

„Wer nicht zuhören mag, kann ja gehen?" rief der Sänger.

„Was Zauberhechsen? Wolfsmilch? Bis an die Kniee im Blut! 's ist ein Wunder, daß der Teufel noch nicht dabei ist. Lauter Lumpen!" schrie Simon.

Der Sänger zeigte ein Blatt mit Liedern und sagte mit großer Ruhe:

„Hier stets gedruckt!“

Und als ob nichts mehr darauf zu antworten wäre, fuhr er fort:

„Marat der höllische Tyrann,
Hat's ganze Frankenreich im Bann,
Ließ morden, brennen, sengen,
Ließ martern, hungern, hängen . . .

Hier seht Ihr den Bösewicht bei Robespierre . . .“

Bei diesem gefürchteten Namen machten die Meisten der Umstehenden das Zeichen des Kreuzes.

„Hier seht Ihr den Bösewicht bei Robespierre; er fragt ihn ungehalten, warum die Guillotine diesen Morgen eine Stunde lang stille gestanden.

Er fragt den Teufel Robespierre:
Was, geht die Guillotin' nicht mehr?
Holt mir sogleich den Henker her:
Er schlag' noch hunderttausend Köpfe ab,
Sonst ist mir nicht genug gescheh'n . . .“

„Lügen! Lügen!“ rief Simon.

„Willst Du jetzt stille sein, Du entlaufener Sanskulott!“ schrie der Sänger, „oder ich werde Dir den Weg zeigen . . .

„Seht hier, Bürger und Bauern, wie selbst Robespierre erschrickt: Marat sagt: Laßt uns alle Menschen umbringen, außer uns zweien, dann sind wir für immer Herren!“

Sonst ist mir nicht genug gescheh'n,
Die Menschheit muß zu Grunde geh'n.

Doch seht ein Mädchen fein und schön,
Der Herr wird sie zu sich erhöh'n,
Sie war bereit ihr junges Leben,
Für Gott und Vaterland zu geben, . . .

Das seht Ihr das Mädchen am Spinnrad sitzen; ein großes Messer liegt zu ihren Füßen; hier seht Ihr,

wie sie das Messer unter dem Halstuch verborgen hat und mit einem Päckchen unter dem Arme von den armen Eltern Abschied nimmt . . .

Sie war bereit, ihr junges Leben,
Für Gott und Vaterland zu geben.
Sie eilet muthig nach Paris
Des großen Sieges schon gewiß.

Sie klopft an Marats Thüre, wie hier zu sehen ist:

Sie trat dem Stolzen keck entgegen,
Wie bist Du Mädchen so verwegen!
Charlotte Corday heiß ich, Herr,
Sagt sie und zieht das Mordgewehr.

Der kühne Henker Jean Marat,
Er sitzt in einem warmen Bad
Von Menschenblut, um zu genesen
Von schwerer Seuch, an der er krank gewesen,
Charlotte kam und Marat frug:
Was hältst Du Dirne unter'm Tuch?

Dieses Mädchen wird bei dem Bösewicht vorgelassen, der in einem Bad von Menschenblut schwimmt, wo sie, um den rechten Augenblick zum Stoße wahrzunehmen, über die Bewohner ihrer Vaterstadt klagt, worauf ihr Marat antwortet, die ganze Stadt müsse sterben . . .

Ich klage, edler Herr, Euch sehr,
Nicht Recht, nicht Kirche ehrt man mehr.
Marat sprach ohne umzusehn:
Die Stadt soll untr'm Galgen stehn."

Das gibt dem Mädchen Muth; sie hat ihr Messer gezogen, wie Ihr hier sehen könnt . . .

Wie, rief die Magd, die ganze Stadt?
So sterbe Bluthund denn im Bad.
Sie hat ihm, eh' sie ausgesprochen,
Das Messer durch den Leib gestochen.

Er stürzt zu Boden dann und flucht,
Robespierre und seiner Zucht.
Doch wie er rief und zähneknirschte,
Der Teufel seine Seele pürschte.

Die Jakobiner eilten auf das Geräusch herbei und wollten das Mädchen zerreißen; auf Robespierres Befehl banden sie sie jedoch und schleppten sie nach dem Gefängniß. Seht, wie frech sie mit dem Mädchen umgehen!"

„Bravo! das ist hübsch!" jauchzte Simon, „das ist etwas Sauberes, eine liederliche Dirne, die die Menschen in ihrem Hause umbringt!"

„Was dürft Ihr von dem ehrbaren Mädchen sagen?" rief der Liedersänger entrüstet.

„Ich will nicht sagen, was sie ist," antwortete Simon, „das Wort ist viel zu abscheulich."

„Ja," fuhr der alte Soldat fort, „wenn ich das Lob Robespierres oder der Jacobiner gesungen, das hätte Euch mehr gefallen, nicht wahr?" Aber die drei Monate, die Ihr mit einer rothen Mütze auf dem Kopf in den Clubbs der Sanskulotten zu Brüssel zugebracht, die Zeit ist vorbei, junger Mensch!"

Diese Worte schienen den Sohn des Brauers niederzuschmettern, um so mehr, als alle Bauern scheu von ihm zurückwichen, als hätte er eine ansteckende Krankheit.

„Und laßt den Liedersänger in Frieden," fuhr der alte Soldat fort, „denn er weiß mehr, als Ihr denkt, und es könnt' Euch gereuen, daß Ihr ihn sein Brod nicht in Frieden verzehren ließet."

Simon murmelte etwas vor sich hin, sah den Sänger mit zornsprühenden Augen an und sagte, während er die geballte Faust gegen ihn aufhob:

„Ich werde Dich finden, Kerl!"

Mit diesen Worten ging er langsam und stolzen Schrittes nach dem Wirthshaus „zum Löwen."

Der Sänger fuhr fort, als ob nichts geschehen wäre:

Das Volk band rasend dann Charlott'
Und schleppte sie nach dem Schaffot.
Dort rief es laut: O schlagt sie todt,
Ihr Blut fließ von der Guillotine roth...

Hier seht Ihr das Tribunal, wo Robespierre das Urtheil spricht; dort kommt der Henkerskarren mit dem armen Mädchen; hier steht die Guillotine, die der Teufel selbst erfunden; Charlotte steigt hinauf, die Augen zum Himmel erhoben...

Das Weib steigt auf die Guillotin',
Das Auge blickt zum Himmel hin,
Das Messer fällt, das Haupt rollt nieder.

Die muthige Maid ist todt, todt, ja für die Welt: aber laßt uns hoffen, geliebte Zuhörer, daß sie droben ewig leben werde.

Das Messer fällt, das Haupt rollt nieder,
Sie gibt dem Herrn die Seele wieder.
Die Guillotin wird blutig roth,
Charlotte lebt, Marat ist todt.*)

Das Lied, das nun zu Ende war, schien einen tiefen Eindruck auf Genovevas Gemüth gemacht zu haben: schon wandelte sie bei den Buden der Kuchenbäcker und Würfelspieler und noch immer schien sie in Gedanken versunken. Plötzlich fragte sie ihren Begleiter:

„Bruno, hat diese Charlotte Corday gut oder schlecht gehandelt?"

„Ich fragte mich dasselbe," antwortete der Student.

„Und was denkst Du?"

---

*) Diese Scene ist ein getreues Bild der vlämischen Liedersänger. Ist Sprache und Lied auch etwas sonderbar, so möge man es um der Wahrheit willen verzeihen.

„Blutvergießen, Veva, ist ein Verbrechen. Vielleicht hat sie Gott erzürnt.“

Diese Antwort gefiel Genoveva nicht; sie schüttelte zweifelnd den Kopf und sagte träumerisch sinnend:

„Möglich . . . Und dennoch ist Charlotte Corday eine Heldin und hat sie gesündigt, Bruno, so wird ihr Gott vergeben. Sie starb ja für Glauben und Vaterland; und sie, eine schwache Frau, wagte es, einen Tyrannen zu strafen, vor dem alle Männer von Frankreich, ja von ganz Europa bebten!“

Der Jüngling zog das Mädchen fort, um die Aeltern einzuholen, die schon weit voraus waren. Unterwegs sagte er:

„Veva, es sind schwer zu entscheidende Dinge; wir wollen nicht davon reden. Gott wird selbst darüber entscheiden. Der Gedanke eines Mordes, und wäre er noch so gerecht, macht mich schauern . . . Komm', unsere Eltern gehen in den „Löwen“; dort tanzt man . . .!“

Als sie durch das Wirthshaus gingen, um nach dem Garten zu gehen, wo das Zelt aufgeschlagen war, sahen sie Simon betrunken unter seinen Kameraden sitzen; er sang und schrie und schlug mit lautem Fluchen so gewaltig auf den Tisch, daß die tanzenden Krüge das Bier in Bächen auf den Boden goßen.

Der Sohn des Brauers hatte Genoveva kaum bemerkt, als er aufsprang, sich ein freundliches Aussehen gab und taumelnd dem Mädchen näherte, indem er unter vielen Verbeugungen zu ihr sagte:

„Werde ich die Ehre haben, mit dem schönen Fräulein Veva zu tanzen?“

Das Mädchen, über seine Frechheit empört, wandte sich um, indem sie sagte:

„Laß mich in Ruhe, ich tanze nicht.“

„Kommt, kommt,“ rief Simon, „es lebe die Freude!“

Und er nahm das Mädchen bei der Hand, um sie mit Gewalt zum Zelte zu ziehen.

Genoveva sah Bruno vorwurfsvoll und fragend an, als wollte sie sagen:

„Duldest Du das? Wirst Du mich nicht vertheidigen?"

Brunos sonst so sanftes und mildes Auge flammte plötzlich auf; er sprang herbei, riß Simons Hand von dem Mädchen weg und gab ihm einen so gewaltigen Stoß auf die Brust, daß er einige Schritte zurücktaumelte und an die Mauer fiel.

Der junge Student, von seiner eigenen That überrascht, stand bebend da, wie ein Rohr; Simon, brüllend wie ein Stier, kam auf ihn zugelaufen und war im Begriffe, ihm einen gewaltigen Schlag zu versetzen, als der Notar und der Küster erschienen und sich drohend vor ihn stellten.

Indessen verschwand Bruno mit Genoveva in dem Zelte.

Sei es nun, daß das Trinken den Sohn des Brauers noch nicht ganz verblendet hatte, oder daß er die Sache auf eine spätere Zeit verschob; er begnügte sich mit heftigen Ausfällen auf Bruno und setzte sich endlich fluchend nieder, indem er die Kanne auf den Tisch stieß und rief:

„Bier, maßweise!"

Später saßen die Eltern Brunos mit dem Vater Genovevas und dem alten Knecht auf einer Bank im Zelte und sahen mit Lust und Freude, wie ihre Kinder sich am Tanze ergötzten und wie jeder wetteiferte, sie zu preisen und ihnen ein freundlich Wort zuzuflüstern.

In ihrer stillen Freude würden sie gewiß des rohen Simon vergessen haben, wenn das wüste Thier sie nicht durch sein lautes Schreien in der Herberge daran erinnert hätte, daß seine wilde Schlemmerei noch kein Ende genommen.

Sie sprachen deßhalb von Simon und beklagten den armen alten Brauer, der selbst nicht zur Kirchweih kommen durfte, um nicht Zeuge des wüsten Treibens seines Sohnes zu sein. Man gedachte auch der Worte des Liedersängers über Simons Aufenthalt in Brüssel und diese Verhandlung schlug natürlich nicht sehr zu seinen Gunsten aus.

Der alte Knecht war namentlich sehr übel auf Simon zu sprechen und sprach mit so viel Haß von dem Trunkenbold, wie er ihn nannte, daß der Notar ihn zwei bis dreimal zurückhalten mußte.

Schon hatten sie beinahe ein paar Stunden in dem Zelte zugebracht: Bruno und Genoveva tanzten unausgesetzt und schienen den glücklichsten Tag ihres Lebens zu genießen.

Der Notar sprach vom Nachhausegehen . . .

Plötzlich hörte man im Wirthshaus ein wirres Geräusch, wie von Menschen, die mit einander streiten und mit Stühlen schlagen; Flüche und furchtbares Geschrei übertönte die besänftigenden Worte derer, welche Frieden stiften wollten, Tafeln fielen um, Kannen zerbrachen . . .

Im Zelte hört Musik und Tanz nicht auf; aber die Zuschauer erheben sich überrascht, um nach dem Wirthshaus zu sehen.

Ehe man begreifen kann, was geschieht, strömt die Masse der Streitenden auf den offenen Platz; ein junger Mann mit dem steinernen Krug in der Hand springt voll Wuth aus der Mitte, wirft drei bis vier Mann auf den Boden und stürmt schäumend nach dem Zelt, wo er die furchtbaren Worte brüllt:

„Er muß sterben! Ich werde ihm den Kopf einschlagen, dem scheinheiligen Pfeilersteher!“

So, mit dem Kruge über dem Kopfe, läuft er unter den fliehenden Tänzern umher und mit einem wil-

den Racheschrei sieht er das Schlachtopfer, das er sucht.

Alle stehen wie versteinert da, so hat sie das Geschehene überrascht; der alte Knecht allein stößt einen Angstschrei aus und eilt mit aufgehobenen Händen zu Bruno.

Die emporgehobene Kanne fällt nieder; der arme Knecht empfängt den Schlag auf das Haupt und fällt blutend und ohnmächtig zu den Füßen seines jungen Herrn.

Zwanzig Bauern stürzen zugleich auf Simon los; man reißt ihn zu Boden; er schlägt, beißt, stößt; aber man bindet ihn mit Stricken und schleppt ihn nach dem Dorfgefängniß.

Der Knecht wird aufgehoben und auf einen Stuhl im Wirthshause gebracht; während man das Blut zu stillen suchte, das aus seiner Wunde fließt, stand Bruno neben ihm, und weinte so herzlich, als wäre ihm ein Vater oder Bruder gestorben. Auch Genoveva hielt das Tuch vor die Augen.

Nach einiger Zeit kam der Knecht wieder zu sich und öffnete die Augen. Sein erster Blick fiel auf Bruno, dessen Hand er mit lebhaftem Danke ergriff.

Alle hatten in eiliger Hast den traurigen Ort verlassen, um heimzukehren. Jan, der Knecht, wurde auf eine Bahre gelegt und aus dem Wirthshause fortgetragen. Der Notar und seine Familie folgten dem Verwundeten.

Unterwegs mußten sie an dem Dorfgefängniß vorüber, das sich in einem alten steinernen Hause befand.

Dort sahen sie hinter den eisernen Fensterstäben den Kopf des betrunkenen Simon, der sie unheimlich angrinste und die Faust weit aus dem Gitter hervorstreckend ihnen mit seinen Flüchen drohte.

. . . .

Andern Tages kam der Oberrichter mit einigen Gerichtspersonen, um ein Protokoll über das Verbrechen aufzunehmen.

Als man jedoch das Gefängniß öffnete, fand man Simon nicht mehr.

Alle Untersuchungen und Nachforschungen waren vergeblich; man erfuhr von Simon nichts mehr . .

. . . .

Kurze Zeit später gewannen die Franzosen die schreckliche Schlacht von Fleurus und überwältigten unser Vaterland zum zweiten Male.

Der Bauernkrieg.

(1798).

I.

An der großen Landstraße, die unfern von dem Dorfe Waldeghem vorüberführte und dieses mit einigen größeren Gemeinden und der Stadt selbst verband, stand ein Wirthshaus, das auf seinem Aushängeschild einen Adler trug.

Dort wohnte Baes Cuylen, der Müller. — Seine Mühle stand in der Nähe auf einer ziemlichen Anhöhe: denn auf der Ostseite stieß die Herberge zum Adler an einen ausgedehnten Wald, der einige Stunden in dieser Richtung fortlief. Um von dieser Seite soviel wie möglich den Wind zu fassen, hatte Baes Cuylens Großvater wohlbedacht seine Mühle auf einen hohen Punkt bauen lassen.

An einem Sonntag Morgen, im Monat October des Jahres 1798, trat Baes Cuylen aus seinem Hause, um nach der Mühle zu gehen; sein Diener Sus, der ihm folgte, schien sehr unzufrieden und murmelte hörbar in den Bart.

Der Müller kehrte sich um und sagte mürrisch:

„Sus, mein Junge, ich begreife nicht, wie Ihr so sein könnt. In den traurigen Zeiten, in denen wir jetzt leben, wollt Ihr nicht mal das bischen Mühe haben.“

„Bischen Mühe!“ murmelte der Knecht, „wenn die Andern in der Herberge sitzen, stehe ich den ganzen Sonn=

tag droben in der Mühle, um hinauszulugen, ob keine Krähen von Sanskülotten fliegen, lasset wenigstens die Mühle am Dekadi still stehen!" *)

„Einen republikanischen Sonntag?" rief Baes Cuylen mit Abscheu, „wenn Ihr nicht so alt wäret, Sus, ich glaube, Ihr hättet Lust, mit dem gottlosen Volke anzubinden?"

„Ich wollte, der letzte Sanskülott hinge am Galgen," rief der Knecht, „dann würde ich Sonntags wenigstens auf dem Boden laufen können, statt immer da droben auf der Mühle zu stehen."

„Kommt, Sus," sagte der Baes mit Güte, „laßt Euch die kleine Mühe nicht verdrießen. Bedenkt, daß Jedermann in diesen Zeiten sein bittres Kreuz tragen muß. Seht die unglücklichen Diener des Herrn, seht unsre Priester, wie sie verfolgt und gefangen gesetzt werden, weil sie den Glauben nicht abschwören wollen; wie man sie nach Inseln auf dem Meere geschleppt, wo sie von wilden Thieren zerrissen werden müssen, wenn Gott ihnen nicht beisteht. Seht, unsre armen Rekruten, die ganze Wochen in den Wäldern, oder in Höhlen unter der Erde zubringen, und mit dem Tode im Leibe jeden Augenblick verrathen und gefangen zu werden fürchten müssen . . . ."

„Ich verstehe das nicht, Baes. Es ist ja keine sterbliche Seele im Ort, der ihnen etwas thut?"

„Und der Bürgermeister und die Schöffen?"

„Die Leute von der Municipalität wolltet Ihr sagen? Ja, die werden ihnen auch nichts thun: ihre eigene Söhne sitzen in dem kleinen Vorwerk hinter Vinkenbosch. — Aber Baes, mich dünkt, ich würde lieber Soldat,

---

*) Nach dem republicanischen Styl waren die Wochen in zehn Tage vertheilt: diese nannte man primidi, duordi, tridi u. s. w. Der Decadi oder der zehnte Tag war der amtliche Ruhetag.

statt so den ganzen Tag in Angst und Furcht zu leben, und doch keine Hoffnung zu haben, zu entkommen."

Sie waren bei der Mühle und stiegen hinauf.

Baes Cuylen antwortete, während er sich hinaufmühte:

„Ihr würdet Soldat werden, Sus! So, Ihr würdet die Waffen ergreifen, um auf Befehl der ruchlosen Sanskülotten die Priester gefangen zu nehmen, die Kirchen zu berauben, die armen Bauern zu plündern, die Dörfer zu verbrennen und das unschuldige Blut der Märtyrer zu vergießen?"

Der Knecht machte das Zeichen des Kreuzes und sagte als sie oben waren:

„Ich habe mir das nicht so überlegt, Baes. Unser Herr bewahre mich, ich stürbe lieber."

„Also, Ihr werdet diesen Sonntag noch auf der Mühle bleiben und fleißig Wache halten?"

„Ja, aber . . . . ."

„Ihr weigert Euch doch nicht?"

„Nein, nein, das ist es nicht, was ich sagen will; seid versichert, ich bin zu allem bereit, nur des Sonntags stehe ich nicht gerne hier oben auf der Mühle. Es ist ja immer dasselbe. Setzt mich bis an den Hals in's Wasser, dagegen habe ich nichts: es ist wenigstens etwas Neues."

„Ich glaub' es, Sus; aber Niemand sieht so weit, als Ihr."

„Ein gutes Gesicht ist kein Vortheil, Baes, das merkt man an mir. Wäre ich halb blind, so säß ich gegenwärtig im Löwen mit einer Pinte Bier in der Hand . . . . . Nun, in Gottes Namen, so will ich den Abend wieder da oben für's Vaterland lugen . . . . . Gebt mir das Fähnchen!"

Der Baes öffnete eine Kiste und holte eine kleine Fahne heraus, die aus rothem, blauem und weißem Tuche zusammengenäht war; er gab Sus das Zeichen

hinauf, denn dieser war bereits unter die Kappe gekrochen.

In die Kappe der Mühle waren auf allen vier Seiten kleine, kaum bemerkbare Löcher gebohrt.

Ehe der Knecht die Fahne hinaussteckte, kroch er rings umher und legte an jedes der Löcher sein Auge.

Auf der Westseite blieb er lange vor einem Loche still sitzen.

„Seht Ihr etwas?" fragte der Baes ängstlich.

„Pst!" antwortete der Knecht geheimnißvoll.

„Was gibts, Sus?" fragte der Baes nach einigen Augenblicken wieder.

„Am Ende des Weges fliegt Staub in die Höhe: es kommt etwas."

„Es wird ein Wagen sein, Sus."

„Nein, nein, zwischen dem Staub blinkt und glänzt etwas durch: wie bloße Säbel und Gewehre"

„Kommt herab, kommt herab," sprach der Baes zitternd, „Gott weiß, ob wir nicht verrathen sind, werft die Fahne herunter!"

Aber der Knecht sah noch eine Weile durch das Loch und sagte dann:

„Nun, seh' ich, was es ist. Ein Frachtwagen, der von der Stadt zurückkehrt: es sind die kupfernen Nägel an dem Pferdegeschirr, die so blinken."

„Sus, Sus, was habt Ihr mir bange gemacht?" seufzte der Baes und holte tief Athem.

Der Knecht steckte sein Fähnlein zur Mühle hinaus und antwortete:

„Baes, solltet ihr glauben, daß wir hier unsern Kopf auf das Spiel setzen? Wenn wir verrathen werden, ich glaub', das verfluchte Sanskülottenfähnchen wird uns eine bittere Pfeife rauchen lassen. Ihr wißt, daß die Guillotine bereits schon in Antwerpen steht?"

„Schweige von dem höllischen Zeug, Sus. — All'

die fanatischen Jacobiner stecken ja Sonntags ein dreifarbig Fähnchen hinaus!"

„Am Decadi, Baes."

„Das thut nichts zur Sache, die Fremden, die hier vorbeireisen, halten mich für einen schrecklichen Republikaner."

„Wenn sie's nur wüßten, hm, Baes?"

„Ja, Sus, wenn sie es wüßten; aber da sei Gott vor. — Nun, gib nur wohl Achtung. Auf Wiedersehen. Drieskén wird Euch das Essen bringen und ich werde eine Kanne Bier dazu thun . . . . ."

Kaum war das Fähnlein auf der Mühle erschienen, als man sich einige Köpfe aus dem nahen Gebüsche erheben und mißtrauisch rings umherblicken sah. Es waren junge Leute, die nach der breiten Landstraße schlichen, nach beiden Enden sahen und dann in's Wirthshaus traten.

Diese jungen Leute waren geflüchtete Rekruten, die bei der Conscription ausgehoben worden, aber die Waffen als Soldaten im französischen Lager zu tragen sich weigerten.

Bis zu dieser Zeit hatte in Belgien nie ein Gesetz bestanden, wodurch Jemand gezwungen wurde, Soldat zu werden; das Heer war bislang aus Freiwilligen zusammengesetzt. Und von allen Schlägen, die der Fremde unsrer Unabhängigkeit beibrachte, hat keiner unsre Väter mehr verwundet und erbittert, als die sogenannte Conscription.

Ja, es erschien den Belgen eine unerhörte und ungeheure Tyrannei — dieses Gesetz, das sie jeden Augenblick aus ihrer Wohnung reißen konnte, um das Blut zu Gunsten derer zu vergießen, die sie als Sclaven behandelten und Alles vernichteten, was ihnen theuer war.

Für den, dessen Gottesfurcht, dessen Anhänglichkeit an den Glauben der Väter durch die Verfolgung nur

eine höhere Weihe erhielt, war der Märtyrertod minder schrecklich, als die Pflicht, denen Hülfe zu leisten, die sie nicht allein als die Feinde des Vaterlandes, sondern auch als die Diener des Teufels und Vorläufer des schrecklichen Antichrists ansahen.

Obgleich in den meisten Dörfern, die näher bei den Städten lagen, bereits Soldaten erschienen waren, um die widerspenstigen Rekruten aufzusuchen und einzufangen, und man wirklich eine große Zahl weggeführt hatte — so waren doch in Waldeghem noch keine gesehen worden.

Die Gerüchte, die von Dorf zu Dorf liefen, ließen jedoch vermuthen, daß die stille Gemeinde, obgleich sie von der Heerstraße entfernt lag, ganz unerwartet einmal von den Menschenfängern heimgesucht werden würde.

Die meisten Rekruten hielten sich deßhalb verborgen. Die Aengstlichen blieben in der Tiefe der Wälder, wo ihnen, wenn es dunkel wurde, die Verwandten Essen und Trinken brachten; andere, mehr dem guten Glück vertrauend, hatten geheime Schlupfwinkel bei ihren Wohnungen, in Kellern, Ställen oder Scheunen.

Jeden Sonntag, wenn keine drohenden Zeitungen gekommen waren, und das Fähnchen demzufolge auf der Mühle ausgesteckt war, versammelten sich die Rekruten im Wirthshaus zum Adler, einige Zeit, ehe das Hochamt begann, um gegenseitig von einander oder von Freunden aus dem Dorfe zu vernehmen, was sie zu fürchten oder zu hoffen hatten.

Waren die Nachrichten günstig, so wohnten die Meisten dem Hochamte bei, weil man die Rekruten in anderen Dörfern, zum mindesten in denjenigen, in welchen die Kirchen damals noch nicht geschlossen waren, in der Frühmesse überrascht und gefangen genommen.

In einem Nebenzimmer des Wirthshauses saßen nun bereits etwa zwanzig Personen, lauter geflüchtete Rekruten, mit Ausnahme von drei bis vier älteren Män-

nern, die aus dem Dorf gekommen waren, um ihre Söhne zu sehen und zu sprechen oder etwas Neues zu erfahren.

Es herrschte eine große Freude in dem Zimmer; man sprach heiter und laut über eine gute Nachricht. Nach und nach aber wurde es wieder still, denn als man die Beweise der Wahrheit des Gesagten untersuchte, lief Alles auf ein bloßes Gerücht hinaus.

Der alte Brauer, der in einer Ecke saß, behauptete, die Nachricht könne nicht gegründet sein, da sein Knecht noch vor drei Tagen in der Stadt gewesen und nichts davon erfahren.

„Ah, da ist Bruno!" riefen alle Anwesenden beinahe zugleich, „der wird es wissen . . . ."

Wirklich trat auch Bruno in diesem Augenblick in das Zimmer, drückte jedem freundlich die Hand und setzte sich auf einen Stuhl.

„Wißt Ihr Nichts? Ist es wahr, geht die Republik zu Ende? Sind die Mächtigen in Frankreich gefallen? Ist ein neuer König in Paris?" fragte man ihn von allen Seiten.

Bruno sah seine Freunde wehmüthig an, schüttelte den Kopf und sagte in traurigem Tone:

„Die französische Republik hat Hunderttausende von Soldaten, ihre Generale machen alle Mächte zittern, und nun sie ganz Italien unterjocht haben, ist ihnen Europa für ihren Uebermuth zu klein: nach Asien sind ihre Blicke gerichtet . . . . Laßt Euch durch keine leeren Hoffnungen verblenden, Kameraden. Von droben allein kann Hülfe kommen: auf Erden ist alles trügerisch und hoffnungslos!"

„Aber, Bruno, wißt Ihr auch sicher, was Ihr sagt?" fragte einer der Jünglinge. „Gestern ist hinter Vinkenbosch ein Krämer von Lier gewesen, der hat erzählt und behauptet, daß die Engländer, die Preußen, die Oestreicher, alle Länder der Welt sich gegen Frankreich verbinden; daß sie die Heere der Republik bereits an den Gren-

zen geschlagen und daß der neue König von Frankreich mit ihnen ist."

„Leeres Geschwätz!" seufzte Bruno, „es ist nichts daran. Unser Zustand bleibt unverändert: in Sclaverei schmachtet unser armes Vaterland, zerbrochen liegen die Altäre unseres Gottes . . . Keine Aussicht . . . Keine menschliche Hülfe fruchtet."

„Welchen Rath weißt Du?" fragte der Sohn des Löwenwirths, der muthiger aussah, als die anderen.

Bruno sah sprachlos zu Boden.

„So kann es doch nicht fortgehen," sprach jener wieder, „wir können nicht unser ganzes Leben lang verborgen bleiben. Es wird nicht lange dauern, so macht man auf uns Jagd, wie man's in andern Gemeinden gethan. Dann werden wir gefangen und zum Tode verurtheilt, oder was noch schlimmer ist, wir werden nach dem Lager geschleppt, um für diese Bluthunde zu fechten, die unser Land mit Füßen treten, als wären wir das Vieh dieses gottlosen Volkes!"

Diese in kräftigem Tone gesprochenen Worte erschütterten Bruno tief: er stand auf, legte sich die Hand des muthigen jungen Mannes aufs Herz und antwortete:

„Es ruht da drinnen auch ein heißes Sehnen nach Thätigkeit, nach Rache; aber wozu sollte es dienen, Karel? Die Erde ist satt von dem Blute, das sie getrunken. Warum sollten wir unsre Eltern, unsre Freunde durch neues Blutvergießen der Verfolgung, dem Tode überliefern? Laßt uns warten . . . . warten und beten."

„Aber so weißt Du nicht, daß alle Wälder voll Flüchtlingen sitzen, die nichts glühender wünschen, als gegen den Franzosen sich zu erheben?"

„Ich weiß es," seufzte Bruno, „aber ich bitte Gott täglich von ganzer Seele, daß er meine Landsleute vor solchem unglücklichen Aufstande bewahre. Sie würden uns in wenigen Tagen geschlagen und vernichtet haben..."

Karel näherte sich ihm und flüsterte ihm scherzend ins Ohr:

„Bruno, lieber Freund, macht Dich die Furcht, Genoveva zu verlieren, so ängstlich?“

Eine dunkle Röthe überflog Brunos Wangen; er wollte antworten, aber plötzlich trat ein anderer Rekrut herein und rief mit lauter Freude:

„Gott sei gedankt! Flandern ist im Aufstand! In Rupelmonde haben die Bauern mit bewaffneter Hand die Franzosen angegriffen und überwunden; das ganze Waesland ist unter den Waffen. Die Sanskülotten von Antwerpen sind mit Kanonen über die Schelde gezogen. Diesmal gilts!“

Unbeschreiblich war der Eindruck dieser Nachricht. Man schlug in die Hände, man umhalste sich im Uebermaß der Freude, man sang, man jubelte, man weinte Thränen der Rührung.

Bruno allein blieb still und sah mit einem gewissen Mitleiden diesem Schauspiel der allgemeinen Begeisterung zu.

„Nun,“ rief Karel ihm zu, „jetzt beginnt das Spiel oder glaubst Du die Zeitung nicht?“

„Er weiß die Neuigkeit nur halb,“ antwortete Bruno mit schmerzlichem Tone. „Noch denselben Abend wurden die Bauern von Rupelmonde kämpfend in eine Kirche getrieben, die Sanskülotten haben diese in Feuer gesteckt und unsere armen Brüder sind alle zu Pulver verbrannt. Ganz Waesland ist in diesem Augenblick mit französischen Soldaten überzogen. . . .“

Diese Worte machten alle erblassen; auf das Uebermaß der Freude folgte nun unmittelbar die bitterste Enttäuschung. Alle ließen die Köpfe sinken und blieben einen Augenblick sprachlos.

„Weißt Du, was der Fuhrmann in Gierle vorgestern dem Pachter Wonns gesagt?“ fragte ein Rekrut.

„Er sagt, daß wenn unser Pastor seinen Eid leisten will, man uns alle in Frieden lassen werde."

„Sollten wir dann nicht Soldaten werden dürfen?" fragte ein junger Bauer, der in einer Ecke saß und ängstlicher als die Andern zu sein schien.

„Nein. So sagt wenigstens der Fuhrmann in Neile."

„Nun, warum leistet denn der Pastor jenen Eid nicht?" fragte der Erste wieder. „Dann wären wir ja frei!"

„Ja, warum leistet er seinen Eid nicht? Der wird nichts so Schreckliches sein!" riefen ein paar Andere.

„Freunde!" sprach Bruno, „Ihr wißt nicht, was Ihr sagt. Man verlangt von den Geistlichen, daß sie ewigen Haß allen Königen und Treue der französischen Republik schwören. Kann ein Priester solch' einen Eid leisten? im Voraus Alles gut heißen, was die Jacobiner in Paris ersinnen, selbst die Aufhebung des Gottesdienstes? Wie dem auch sei, die belgische Geistlichkeit hat sich dies zu thun geweigert. Mehr als sechshundert Geistliche sind bereits nach fernen Inseln abgeführt, die andern alle sind zum gleichen Asyl verurtheilt. — Unser alter greiser Pastor steht gleichfalls auf der Proscriptionsliste. Und seid versichert, die ersten Soldaten, die in unsrem Dorf erscheinen, werden unsern Hirten wegführen und unsere Kirche schließen, wie bereits aller Orten geschieht. In jedem Falle täuscht Ihr Euch; der Eid der Priester hat mit der Conscription nichts zu schaffen."

„Warum flüchtet er sich nicht?"

„Wohin, wozu? Er will überdies nicht. Er sagte er wolle bei uns bleiben, so lange er kann; und will Gott ihm den Märtyrertod gönnen, so wird er nicht entfliehen."

„Da läutet's zum Hochamt!" sprach einer der Anwesenden. „Wer geht zuerst. Sage Du, Bruno, wie wir hingehen sollen, oder wir laufen alle zugleich hinaus."

Während der Sohn des Notars damit beschäftigt war, dieser Aufforderung zu entsprechen und die Ordnung anzugeben, kam Baes Cuylen, — der die ganze Zeit an der Thüre gestanden und den Blick nicht von dem Fähnlein gerichtet hatte, — langsam herein und winkte dem Brauer, ihm hinaus zu folgen.

Hier stand ein Knecht, der dem Gerufenen ein Papier überreichte, indem er zu ihm sagte.

„Baes, das hat der Bote für Euch gebracht; es hat große Eile.“

Nach diesen Worten grüßte er seinen Meister und kehrte nach dem Dorfe zurück.

Die Aufschrift des Briefes mußte einen mächtigen Eindruck auf den Brauer machen, denn der alte Mann erblaßte und begann wie ein Rohr zu zittern, während seine Augen unverwandt auf den Buchstaben hafteten.

Er schien in diesem Zustande überrascht zu werden und ging hinter ein Eichengebüsch, wo er, in tiefes Nachdenken versunken, die Aufschrift des Briefes las:

„Le, le Citoyen . . . Meulemans!“ Diese Handschrift? Von meinem Sohn! Ach, Dank, Dank, o Gott, daß mein einzig Kind noch lebt, daß es zu mir zurückkehrt!“

Er riß mit fieberhafter Ungeduld den Brief auf und suchte die erste Zeile zu lesen. Da stand: Liberté, Égalité, Fraternité ou la mort! Au Citoyen auteur de mes jours; aber so oft der Brauer auch las, er verstand es doch nicht. Die Unterschrift war zwar von seinem Sohn, aber die Form des Briefes machte eine Menge ängstlicher Bedenken in ihm rege. Es stand etwas zu seines Sohnes Taufnamen hinzugesetzt: er hatte Simon-Brutus unterzeichnet.

Nachdem der Bauer noch einen Augenblick auf den Brief gestiert, verbarg er ihn plötzlich in seinem Rocke und richtete seine Schritte nach dem Dorfe, indem er sagte:

„Der Pfarrer wird es mir erklären. — O Gott, was mag das bedeuten?"

Der achtzigjährige Priester wollte gerade zur Kirche gehen, als der Brauer in sein Zimmer trat und ihm den Brief zeigte, den er empfangen:

„Herr Pastor, um Gottes Willen, leset mir den Brief, ehe Ihr zur Kirche gehet. Er brennt mir in den Händen: es ist mir, als sollt ich ein großes Unglück daraus erfahren von meinem Sohn Simon."

„Von Eurem Sohn Simon?" rief der Pastor mit freudigem Erstaunen. „Er war auf schlimmen Wegen, Freund Meulemans, aber ich freue mich, daß Gott Euer Kind erhalten hat. Laßt sehen, was er schreibt."

Der Pastor näherte sich dem Fenster, um mehr Licht zu haben und las Folgendes *) mit halblauter Stimme:

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder der Tod!

An den Bürger und Urheber meiner Tage.

Hiemit benachrichtige ich Euch, daß Euer Sohn, Abgeordneter der Centralregierung des Departements des Deüx-Nethes, sich in drei bis vier Tagen nach seinem Geburtsort begeben wird, um die strenge Durchführung der Gesetze der Republik anzuordnen und seine alten Bekannten aus den Ketten des Despotismus und des höllischen Fanatismus der verfluchten Heuchler zu befreien, welche unter der Maske des Priesterthums Euch unter dem Joche der Beschränktheit gebeugt halten.

Dankt der französischen Republik, wenn Ihr noch den Namen eines Menschen zu tragen würdig seid; wenn der Servilismus und die Unwissenheit nicht alle geisti-

---

*) Dieser Brief ist in der Urschrift in französischer Sprache mitgetheilt, um „nichts von seiner Originalität zu opfern." Wir tragen jedoch kein Bedenken, ihn deutsch zu geben, da das Originelle mehr im Geiste, als im Worte liegt. D. Uebers.

gen Fähigkeiten derer vernichtet haben, unter welchen ich das Licht erblickte, so wird ein schöner Tag über Waldeghem aufgehen.

Ich bringe Euch die Freiheit und mit ihr den Schutz der hohen französischen Republik, die mit ihrer unendlichen Liebe alle Völker der Erde in einem edeln Gefühle umarmt und mich Unwürdigen beauftragt, Euch das unaussprechliche Glück zu überbringen, unter die Zahl ihrer Kinder gezählt zu werden!

Wenn ich wider mein Erwarten die Bewohner von Waldeghem im schmutzigen Kothe alten Firlefanzes versunken sehen sollte, so müßte ich meine unerbittliche Pflicht als ächter Republikaner erfüllen.

Habt die Güte, dem Müller Cuylen sagen zu lassen, daß ich bei ihm wohnen werde, um näher an der großen Landstraße zu sein.

Euer Sohn:
Simon Brutus.

Plötzlich erschrak der Brauer; er sah Thränen aus den Augen des Priesters fallen und sein Gesicht erblassen.

„Himmel, was ist geschehen?" rief er. „Was steht in der unglücklichen Schrift?"

Der Pastor trat auf ihn zu, ergriff seine Hand und sagte mit tiefem Mitleiden:

„Ihr dauert mich, armer Freund."

„Was muß ich fürchten?" rief der Brauer erschrocken. „Es läutet bereits zum letzten Male! Die Messe muß beginnen. Um Gottes Willen, ehrwürdiger Herr, was steht in dem Brief?"

„Nun," seufzte der Pastor, „ich will es Euch sagen. Euer Sohn meldet Euch, daß er in drei bis vier Tagen nach Waldeghem kommen werde, um die Gesetze der französischen Republik durchzuführen und alle Anhänger der Tyrannei und des Fanatismus, das heißt, der Religion, verjagen werde. Er verspricht uns den Schutz Frankreichs,

wenn wir uns dieser Wohlthat durch Unterwerfung und Gehorsam würdig machen. Kurz, er berichtet, daß er Euren alten Pastor und die armen Rekruten gefangen nehmen werde."

„Gott, Gott, mein Sohn!" schluchzte der Brauer und hielt die Hände vor die Augen. „Er als Scharfrichter, den man uns schickt! . . . ."

„Tröstet Euch, unglücklicher Freund," sprach der Pastor. „Ihr tragt keine Schuld daran. Und leben wir nicht in einer Zeit der Prüfung? Bedenkt, daß Gott uns all' dies Leiden vergelten wird . . . . . Ich muß gehen, die Stunde hat bereits geschlagen. Vielleicht ist dies das letzte Opfer, das meine Hände in unsrem demüthigen Kirchlein dem Herrn darbringen. Ich sehe kein Datum auf diesem Papier: es ist vergessen. Es ist möglich, daß der Brief zwei bis drei Tage unterwegs blieb. Vielleicht wird morgen oder übermorgen Euer Sohn bereits hier sein . . . . Mäßigt Euren Schmerz, beruhigt Euer gebrochen Herz, kehrt nach Hause zurück; ich werde Euch nach der Messe besuchen. Auf Wiedersehen."

Der Pastor drückte dem verzweifelnden Brauer noch einmal die Hand und schritt durch den Hof nach der Kirche.

Um Baes Meulemans zu trösten, hatte er seinen eigenen Kummer unterdrückt, aber nun brach der Schmerz um so gewaltiger hervor, als er überlegte, welches Unheil über seine unschuldigen Gemeindemitglieder hereinbrechen solle.

Als der Priester in die Kirche trat und mit einem schmerzvollen Blick im Inneren seines bedrängten Herzens allem, was er sah, Lebewohl sagte, wankten seine Schritte und sein Blick richtete sich seufzend zum Himmel empor.

Die Messe hatte einen langsamen Fortgang. Obgleich gesungen wurde, schien eine Todtenstille in der Kirche zu herrschen. Nur vier Stimmen ließen sich auf

der Emporkirche hören: die übrigen Glieder der St. Cäciliengilde waren der Conscription verfallen und in die Wälder geflüchtet. Viele von ihnen standen in der Nähe des Sebastian-Altares.

Der Gesang war so traurig und schleppend, die Orgel klang so kreischend, so tief waren die Häupter der Gemeinde auf die Gebetbücher herabgesenkt, aller Herzen so sehr mit Angst und Kummer erfüllt, daß beim Anblick der großen Trauer dieser Gemeinde den Fremden ein unheimlich Bangen hätte ergreifen müssen . . . .

Als der Priester sich umwandte, um den Gläubigen den Segen zu ertheilen, und jeder das Haupt erhob, fielen zwei glänzende Thränen über seine Wangen.

Dieser Anblick erschreckte die Anwesenden wie ein Blitzstrahl. Eine allgemeine Bewegung entstand unter der Gemeinde, die Frauen und Mädchen beugten sich in stillem Weinen, die Männer sahen einander mit tiefer Beklemmung an und schienen sich zu fragen, was dies furchtbare Räthsel zu bedeuten habe.

Der Priester hatte sich inzwischen wieder nach dem Altar gewandt . . . .

Plötzlich erscholl an der Eingangsthür ein furchtbarer Schrei, eine mächtige Stimme erfüllte die ganze Kirche wie ein rollender Donner, und man hörte die Worte:

„Au nom de la loi, que personne ne bouge ici! Fermez toutes les issues *).

Fünfzig wilde Stimmen antworteten in jauchzendem Geschrei:

Vive la République française! Liberté, Égalité, Fraternité ou la mort!“ **).

---

*) Im Namen des Gesetzes! Niemand rühre sich von der Stelle! Man schließe die Eingänge!

**) Es lebe die französische Republik! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, oder der Tod.

Unter solchen Umständen waren die Klänge der französischen Sprache, was sie auch bezeichnen mochten, hinreichend, um die unglückliche Gemeinde mit unaussprechlicher Bangigkeit zu erfüllen.

Alle sprangen jammernd und heulend von ihren Plätzen und wollten entfliehen, aber die große Thüre war bereits geschlossen und mit Soldaten besetzt. Nun strömte die hoffnungslose Gemeinde nach der kleinen Seitenthüre, die noch offen schien. Man drückte und stieß sich, um zuerst zu entkommen; aber der Anblick von ungefähr zehn Bayonnetten, die mit ihren drohenden Spitzen den Eingang versperrten und dahinter die grinsenden Gesichter der Soldaten, trieben das zitternde Volk wieder in den Tempel.

Hier wälzte sich die Gemeinde noch eine Zeit lang von der einen Seite nach der andern, bis endlich alle Bewegung aufhörte und die Meisten sich in der äußersten Verzweiflung auf Stühlen und Bänken niederwarfen.

Der Pastor knieete vor dem Altar und bewegte sich nicht, als wäre er in ein steinernes Bild verwandelt.

Unfern von der großen Thüre unter der Emporkirche, schrie und wüthete ein großer Mann; bis zu diesem Augenblick hatte man nicht gehört, was er haben wollte, da das Jammern seine Stimme übertönt hatte.

Es war ohne Zweifel der Anführer der Soldaten, wenigstens gehorchten sie seinen Befehlen.

Es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, schön von Gestalt, aber finster und roh von Angesicht. Ein schwarzer Knebelbart fiel ihm aufs Kinn, während sein Haar auf die Wangen hereinhing und zerstört auf seine Schultern floß. Auf seinem Kopf trug er einen aufgestülpten Hut mit fliegenden Federn; sein beinahe bis an den Hals zugeknöpfter Rock war an den Lenden mit einer dreifarbigen Schärpe umschlungen, in welcher zwei große Pistolen steckten. Seine Stiefeln hatten gelbe

Kappen, die umgeschlagen herabhingen. Einen großen Säbel mit eiserner Scheide schleppte er nach sich.

Die Soldaten, die ihn begleiteten, schienen unter tausenden ausgewählt, den Landleuten Furcht einzujagen und mußten den Bauern, die einen flüchtigen Blick auf sie zu werfen wagten, wie eine Horde Teufel erscheinen, die die Hölle ausgespuckt, um die Menschheit zu martern und zu plagen.

Es waren lauter bejahrte Männer mit gemeinen Gesichtszügen, von der Sonne verbrannt, mit feurigen Augen, verwirrten Haaren und großen Knebelbärten.

Schmutzig, zerrissen und grob war ihre Kleidung; nur ihre Säbel und Gewehre glänzten wie Silber.

Sobald der Mann mit der dreifarbigen Schärpe und mit den Federn auf dem Hute bemerkte, daß sich das Geschrei soweit gemindert, seine Worte vernehmbar zu machen, flüsterte er den Soldaten etwas zu, und rief dann mit lauter Stimme:

Portez armes! En avant, marche!" *).

Etwa zehn Soldaten verließen den Eingang und folgten ihm nach der Mitte der Kirche.

Abermals entstand eine ängstliche Bewegung unter der Menge. Da sie nicht vermuthen konnten, was die gegebenen Befehle bezeichneten, meinten sie ohne Zweifel, ihre letzte Stunde habe geschlagen. Ihr Schrecken milderte sich, als sie die Soldaten unter dem Predigtstuhl stille halten sahen.

Der Offizier schien die Kanzel besteigen zu wollen; ein kleines Thürchen vor der Treppe, das geschlossen war, hinderte ihn daran.

Er gab dem Soldaten, der neben ihm stand, ein Zeichen mit dem Finger. Der Soldat hob den Kolben

*) Schultert's Gewehr! Vorwärts, Marsch!

seines Gewehres in die Höhe, ein Donnerschlag erscholl durch die Kirche, die Thüre zersprang in Stücke und der Offizier erschien auf der Kanzel . . . . .

Er zog einen Pack Papiere aus dem Rocke, entrollte sie, hing seinen Hut an den Arm eines Cruzifixes, das neben ihm auf der Kanzel stand und begann folgende Rede, die er mit allerlei wilden Geberden begleitete:

„Habitans de la commune de Waldeghem! Doch ich täusche mich, Sclaven können die edle Sprache freier Völker nicht verstehen. Wohlan denn! . . . . Einwohner der Gemeinde Waldeghem! Ihr seht in meiner Person einen Eurer alten Bekannten; ich bin derjenige, der hier unter dem Namen Simon Meulemans die Ketten der Sclaverei und der Dummheit mit Euch getragen, der nunmehr aber, gelabt an der Brust der großen Weltmutter, an der Brust der französischen Republik, würdig befunden wurde, mit tausend Andern als Apostel die Aufhebung der Sklaverei, die Freiheit bis an's äußerste Ende der Erde zu verkünden!"

Als der Name Simon Meulemans den Bauern in die Ohren klang, sahen sie alle zitternd auf: einigen entflog sogar ein leichter Angstschrei. Der Offizier fuhr inzwischen fort:

Die Centralgewalt des Departements der beiden Nethen *) hat mich, wie diese Schrift bekräftigt, mit dem Auftrage beehrt, in Waldeghem die Gesetze und Decrete der Republik durchzuführen und ohne Gnade, ja selbst mit dem Tode diejenigen zu bestrafen, die sich dem souveränen Willen des Volks widersetzen sollten.

„Obwohl ein ächter Republikaner nur ein Vaterland kennt, und dies ist die Welt selbst; obwohl er keine andere

---

*) So hatten die Franzosen die jetzige Provinz Antwerpen getauft.

Familie hat, als die ganze Menschheit, so würde es mich doch schmerzen, Gewalt in dem Dorfe gebrauchen zu müssen, wo ich geboren ward. Deßhalb, Ihr Einwohner von Waldeghem, hört auf meine Worte und erhebt Eure trägen Geister zu der Höhe, auf welche die französische Republik Euch ruft.

„Bis auf diesen Tag ist kein Lichtstrahl der Vernunft in Eure Herzen gedrungen; Ihr seid wie unvernünftiges Vieh im Schmutz der Unwissenheit, in der Dunkelheit des Fanatismus fortgekrochen; Ihr habt Euch durch die eiserne Ruthe des Despotismus wie vernunftloses Vieh fortschleppen, Euch in den Pflug der Dienstbarkeit spannen lassen und als verworfene Sklaven habt Ihr die Hände Derjenigen geküßt, die Euch zu ihrem eigennützigen Vortheil im Schmutze der Gemeinheit niedergehalten haben.

„Nun ist der Tag gekommen, das Licht strömt auf Euch herab; empfangt es mit guter Gesinnung, verläugnet das feige Volk, das Euch weis macht, ihnen sei das Recht gegeben, Euch zu ewiger Sklaverei zu verdammen; verläugnet Die, die Euch in ewiger Kindheit niederhalten, um ihrem Hochmuth zu schmeicheln, und ihre Wollust zu sättigen. Ja, werft alle Bande von Euch ab, die Euch bis jetzt gehindert haben, auf dem Wege hinanzuklimmen, den die ruhmreiche französische Republik Euch geöffnet, und der die Menschheit bald zu solcher Höhe führen soll, daß sie in voller Macht an Gottes Stelle stehen wird, mit dem man Euch so lange ins Bockshorn gejagt . . .“

Diese furchtbaren Gotteslästerungen schlugen wie sengende Blitze in die Ohren der Zuhörer. Das Uebermaß des Schreckens schien ihnen das Leben geraubt zu haben; nur bei jeder neuen Lästerung konnte man eine allgemeine Bewegung bemerken. Die Meisten hatten den Kopf in die Hände gebeugt und schloßen so viel wie

möglich die Ohren vor den Worten, die ihnen aus der Hölle zu kommen schienen.

Nur bei dem Altar des heiligen Sebastian ließ sich einiges dumpfe Gemurmel hören; aber ein Soldat, der sich den jungen Leuten mit drohendem Blicke näherte, machte die Vermessenen verstummen.

Der Priester erhob bei den letzten Worten des Redners die Arme zum Himmel. Dieser bemerkte die Bewegung und zeigte mit grinsendem Lachen nach dem Altar, unterbrach jedoch seine Ansprache nicht, er fuhr also fort:

„Schwört Haß und ewige Feindschaft den Königen und Tyrannen, den Baronen und Grafen, den Herren und Meistern, werdet frei in Seele und Herz! Dann erst werdet Ihr reif sein für einen höheren Beruf, dann erst werdet Ihr würdig werden, Theil zu nehmen an dem Bankett der Völker, dann erst werden Menschen aus vernunftlosen Thieren werden, die Ihr jetzt seid . . .

„Ja, Ihr Bewohner von Waldeghem, ich bringe Euch die Freiheit, wählt die Sklaverei und den Haß der französischen Republik oder die Freiheit, die Größe, die Unabhängigkeit mit der Freundschaft des französischen Volkes, die Wahl steht Euch noch frei: morgen ist es zu spät!"

Der Redner schwieg einen Augenblick, um in seinen Papieren zu suchen und fuhr dann fort:

„Es ist genug für diesmal; wer nicht von dem schändlichsten Fanatismus oder dem niedrigsten Sklavensinn noch verblendet ist, soll mir, dem Bevollmächtigten der französischen Republik hülfreiche Hand bei der Durchführung meiner Aufgabe bieten. Merket wohl auf, was ich Euch sagen will.

„Solang das Volk von Waldeghem nicht berufen wird, seinen souveränen Willen durch die Wahl einer neuen Municipalität zu erkennen zu geben, werde ich, Simon-Brutus, ehedem Simon Meulemans, alle aus-

übende Gewalt in mir vereinigen, und wer mir als Gesandten der französischen Republik nicht gehorcht, der wird augenblicklich festgenommen und nach dem Urtheil, das mir über ihn zu fällen gutdünkt, gestraft werden.

„Und geschähe es, daß ein Soldat der Republik von Jemand verwundet oder getödtet würde, so soll man den Thäter und seine Mitschuldigen augenblicklich vor den Kopf schießen und seine Wohnung bis auf den Grund verbrennen. Entkäme er unserer Rache, so würden seine Eltern, Brüder und Schwestern oder wer ihm nahe steht, dafür verantwortlich bleiben.

„Und um mit dem zu beginnen, was mir die Centralgewalt ausdrücklich geboten, befehle ich, daß ehe Jemand die Kirche verläßt, zur Festnehmung erstens aller jungen Leute geschritten werde, die das Loos der Conscription getroffen und nichts desto weniger als feige Memmen sich flüchtig gemacht; daß man ferner augenblicklich den Jacobus Dominicus Torfs, Priester und Pastor zu Waldeghem, ergreife, der sich geweigert, den Eid der Treue zu leisten und deßhalb zur Transportirung nach der Insel Oleron verurtheilt ist. Ich fordere Jeden der Anwesenden im Namen der französischen Republik auf, an der Vollziehung dieser Befehle mitzuwirken, da die Fahrlässigen bestraft werden, wie früher bestimmt wurde . . . und nun ans Werk und aufgepaßt. Es ist nichts zum Lachen, ein Republikaner lacht nie!“

Während der Verlesung dieser Befehle war Bruno in der Stille bei den Rekruten und einigen andern Männern in der Nähe des Altars vom heiligen Sebastian umhergegangen und hatte ihnen leise etwas gesagt. Sie hatten sich beinahe unbemerkt zu einem dichten Haufen zusammengedrängt und sahen mit traurigem Blicke und banger Erwartung nach dem Priester, der noch vor dem Altar betete.

Als Simon-Brutus sich nichts in der Kirche bewegen sah, wandte er sich an seine Leute, und erneuerte die

Befehle in französischer Sprache. Er befahl ihnen, augenblicklich zur Festnahme des Priesters zu schreiten.

Einige Soldaten verließen die große Eingangsthüre, um sich nach dem Altar zu begeben, aber in diesem Augenblick bot sich bei dem Altar des heiligen Sebastian ein sonderbares Schauspiel den Blicken dar.

Ungefähr vierzig Männer, Bruno an der Spitze, stiegen langsam die Treppen des Altars hinan. So fest hatten sie sich an einander geschlossen, daß es war, als schöbe man eine undurchdringliche Mauer vor den Altar.

Sprachlos und in tiefster Stille trieb das eine Ende dieser Schaar nach der kleinen Seitenthüre. Indessen suchte Bruno den Pastor zum Fliehen zu überreden; da jedoch der Greis nicht von seinem Platze aufstehen wollte, und hier lieber zu sterben erklärte, hob ihn Bruno mit Gewalt vom Boden und riß ihn fort.

Simon Brutus, welcher vermuthete, was geschah, es jedoch nicht sehen konnte, rief seinen Soldaten zu:

„Courez, courez, au nom de la loi, arrêtez ces brigands!“ *)

Ehe die Soldaten jedoch den Altar erreichen konnten, hatten die vordersten Bauern kalt und ruhig ihre Brust vor den Bayonnetten entblößt, die ihnen die Seitenthüre versperrten; und sei es nun, daß die Soldaten durch die seltene Kaltblütigkeit überrascht waren, oder die Wehrlosen nicht hinschlachten wollten, sie wichen ein paar Schritte zurück. Der Ausgang war offen: die dreißig Mann standen plötzlich schweigend und still auf dem Kirchhof und schnitten den erstaunten Soldaten den Zugang zu der Seitenthüre ab.

---

*) Eilt, eilt, im Namen des Gesetzes, nehmt diese Räuber gefangen. So nannten die Franzosen, jeden Belgen der sich der Tyrannei widersetzte.

Da floh Bruno plötzlich mit dem Pastor von dem Altare durch die Thüre!

Die Soldaten auf dem Kirchhofe merkten jetzt, was geschah; einige schoßen auf den fliehenden Priester und seinen Kameraden, andere stießen mit den Bayonnetten unter die Bauern, tödteten einen jungen Mann und verwundeten zwei Bauern.

Das Alles war mit Blitzesschnelle geschehen, und ebenso rasch hatte die Gemeinde in der Kirche bemerkt, daß die Seitenthüre aufgegangen war.

Ein helles Jauchzen, ein banges Freudengeschrei erhob sich in dem Tempel; Frauen, Männer, Kinder, Alles eilte in fieberhafter Aufregung nach dem Altar und strömte zur Seitenthüre hinaus. Die Soldaten, ja selbst Simon-Brutus, der auf den Schuß der Gewehre herbeigekommen war, wurden unwillkürlich durch die Menge fortgedrängt, welche blind und bewußtlos weder Drohungen, noch Waffen zu achten oder zu fürchten schien.

Bald war kein einzig lebend Wesen mehr in der Kirche.

Auf dem Kirchhof stand Simon-Brutus mit einer Pistole in der Hand und wüthete und drohte, dem Korporal, der an der Seitenthüre gestanden, eine Kugel durch den Kopf zu schießen.

In der Ferne sah man noch einige Frauen und Kinder fliehen; die Männer waren bereits in den Wäldern verschwunden.

Man sah einen Trupp Soldaten hin und wieder um ein Haus herlaufen, das unfern von der Kirche an einem Eichenschlage stand. Sie suchten den Pastor, der mit seinem Retter an dieser Stelle verschwunden war.

Endlich, als dies Stückchen lange genug gedauert, schickte Simon-Brutus einen Soldaten fort, seine Kameraden zurückzurufen.

Sie brachten die Stola, das Cingulum und das

Chorhemd des Pastors; aber den Priester selbst hatten sie nicht gefunden.

Der Offizier drohte noch mit seiner Pistole, stieß wilde Flüche gegen die schuldigen Soldaten aus und beklagte bitter, daß die Gelegenheit, den unbeeidigten Geistlichen und die geflüchteten Rekruten festzunehmen, unbenützt versäumt worden.

Nach und nach milderte sich sein Zorn. Endlich sagte er:

„Wohlan, wir wollen sehen, ob Ihr durch größern Muth und durch mehr Wachsamkeit das Geschehene wieder gut machen werdet. Man hole einen Karren, ein paar Pferde, einige Fässer und Säcke. Geht! die andern mögen mir folgen . . .“

Die vier ausgewählten Männer gingen nach dem Dorfe; die Andern traten mit dem Offizier in die Kirche.

Eine Stunde später stand vor der großen Thüre des Tempels ein Wagen mit zwei Pferden; die Soldaten waren damit beschäftigt, die Monstranzen, Kelche, Schüsseln, Kandelaber, Opferteller und Alles, was Metall war und einigen Geldwerth hatte, in Fässer zu stampfen oder in Säcke zu stecken, und so auf den Wagen zu laden.

Als dies geschehen war, holte der Offizier eine Wachskerze von dem Altar, drückte auf das große Thor und die Seitenthüre zwei Siegel, worauf er selbst mit einem Stückchen weißer Kreide die Worte schrieb:

Es lebe die französische Republik.

Bei Todesstrafe verboten zu öffnen.

Er warf die Wachskerze auf den Boden und sagte zu seinen Soldaten:

„Man folge mir mit dem Karren; wir gehen nach unserem Wirthshaus und werden etwas ausruhen, ehe wir uns an der tollen Vermessenheit dieser Brigands rächen!“

Sie verließen den Kirchhof und durchkreuzten einen Theil des Dorfes, ehe sie den Weg einschlugen, der nach der Mühle führte.

Auf ihrem Durchzug sahen sie kein lebendiges Wesen; es war, als ob der dumpf rollende Wagen durch eine unermeßliche Grabhöhle hinführe.

II.

Gegen Abend saß Simon Brutus mit etwa zehn seiner Leute in einem großen Zimmer des Wirthshauses „zum Adler."

Die andern Soldaten hatten sich in der Scheuer gelagert, und man konnte von der Landstraße ihr wildes Singen und wirres Freudengeschrei hören.

Vor der Thüre des Wirthshauses schritt ein Soldat mit dem Gewehr in der Hand auf und ab; sein Gesicht war sehr roth, und er schwankte sichtlich auf den Beinen; mit ernster und trotziger Miene sah er nach allen Seiten und schien eine Ueberraschung zu befürchten.

In diesem Augenblick zeigte sich ein Bauer auf dem Weg, der nach dem Dorfe führte. Die Schildwache heftete die funkelnden Augen auf den langsam sich nähernden Mann und hielt das Gewehr vor die Brust, als wollte sie den Hahn spannen, um Feuer zu geben.

Der Bauer, der auf das Wirthshaus zuging, schien keine bösen Absichten zu haben; er war alt und von der Arbeit gebeugt, und ging mit so schleppenden Schritten auf dem Wege einher, als wüßte er nicht, was an diesem Tage in Waldeghem geschehen.

„Qui vive?“ schrie die Schildwache.

Der alte Mann nahm seine Mütze vom Kopfe, verbeugte sich vielmal und grüßte den Soldaten mit allerlei demüthigen Geberden.

„Qui vive?“ rief dieser nochmals.

„Gut Freund,“ antwortete der Bauer, mit langsamen Schritten sich dem Adler nähernd.

Der Soldat murmelte etwas in den Bart und ließ den Bauern näher kommen. Als dieser jedoch vorübergehen wollte, um in den Adler zu treten, hieß die Schildwache ihn stehen, hob den Kittel auf und betastete ihn am ganzen Leibe; als sie aber nichts fand, was Argwohn erregen konnte, brach sie in ein langes, schallendes Gelächter über die sonderbaren Geberden und Gesichter des Bauers aus und stieß ihn mit den Worten in die Herberge:

„Passe, passe, imbecille, tu ferais rire une sentinelle de la Republique Française!“ *)

Der Bauer trat in die Herberge und verlangte eine Pinte Bier, setzte sich an den Kamin und steckte seine Pfeife mit solcher Unbefangenheit an, als hätte er zu der Familie des Wirthes gehört.

Baes Cuylen ergriff die Zange, schürte damit in dem Feuer, und indem er sich zu diesem Ende herabbeugte, brachte er seinen Mund ganz nahe an das Ohr des alten Mannes, und sagte leise:

„Jan, ist unser Pastor fort und gerettet?“

„Ja,“ murmelte der andere.

„Und Bruno? Man hat es hauptsächlich auf ihn gemünzt.“

„Auch,“ lautete die geflüsterte Antwort.

Der Baes stellte die Zange an den Kamin und entfernte sich von dem Bauern.

---

*) Geh', geh', Dummkopf, du machst eine Wache der französischen Republik lachen!

In dem großen Zimmer daneben, wo Bruno sich mit seinen Kameraden befand, war es weit ruhiger, als in der Scheuer. An gewissen Zeichen der Kleidung der Soldaten, die in dem Zimmer um eine große Tafel her saßen, konnte man sehen, daß Simon Brutus nur die Offiziere, die Korporals mit eingerechnet, in seine Gesellschaft zugelassen.

Auf dem Boden an der Mauer war Bettzeug zwischen Strohbündeln ausgebreitet; an den Wänden hingen Säbel, Gewehre und Patrontaschen.

Simon-Brutus, mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe, saß an dem obern Ende des Tisches; er hatte Papier und Federn vor sich liegen und schien zu schreiben.

Die Andern saßen vor einer großen Stoop (Kanne zu vier Maaß) und tranken Gerstenbier aus steinernen Pinten. So oft sie sich eine neue Pinte aus der Stoop eingeschenkt, goßen sie aus einer gewöhnlichen Flasche etwas destillirten Branntwein hinein. Obschon an ihrem Murren zu erkennen war, daß sie das Getränke nichtsdestoweniger matt und schlecht fanden, konnte man aus ihren rothen Gesichtern und wirren Blicken schließen, daß sie bereits mehr als eine Stoop Bier und mehr als eine Flasche Branntwein getrunken hatten. Hier wurde natürlich nur die französische Sprache gehört; denn außer Simon-Brutus waren alle Soldaten Fremde und verstanden kein einzig Wort niederländisch.

Ein Sergeant wandte sich in diesem Augenblick an Simon-Brutus und sagte:

„Ah ça Citoyen commissaire, Ihr müßt gestehen, daß Euere Heimath ein verfluchtes Land ist und nicht mal dazu taugt, eine Colonie französischer Bettler hier einzurichten. Wie? Wir kommen hierher, um dieses Sklavenvolk von seinen Tyrannen zu befreien; wir bringen ihnen die Freiheit, wir schlagen uns für ihre Unabhängigkeit . . . und zur Belohnung geben sie uns Erdäpfel und Dickmilch! Glauben sie denn, daß die

Soldaten der französischen Republik das Fieber oder die Gelbsucht haben? Der dumme Baes hat uns weis gemacht, daß er von unserer Ankunft nichts gewußt; aber diesen Abend, Citoyen-Commissäre? Ihr, die Ihr die Sprache dieses armseligen Landes versteht, Ihr werdet zweifelsohne dafür sorgen, daß die Soldaten der französischen Republik nicht gezwungen werden, wie Kinder mit einer Schüssel Brei zu Bett zu gehen?"

„Ich denke gerade daran," antwortete Simon Brutus, „aber es ist schon spät und kein Schlächter im Dorfe..."

„Nun, macht bons," fuhr der Andere fort, „und wenn der Baes nicht gerade in seinen Schuhen läuft, so werde ich ihn mit meinem Säbel gehen lehren."

„Das ist das Wenigste," fiel ihm Simon Brutus ein, „unsere Leute müssen gleichfalls essen, und ich glaube, daß sie wohl ein paar Schaafe auftreiben könnten. Wer sollte sie schlachten und zubereiten?"

„Nichts Anderes, als das?" rief der Corporal, „der alte Mucius Scävola, da hinten in der Scheuer, ist Fleischhauer gewesen. In zwei bis drei Stunden hat er alles Vieh geschlachtet, das im Dorfe lebt; denn mit Eurer Erlaubniß, Citoyen-Commissäre, ich glaube nicht, daß außer den dummen Einwohnern viel Vieh in diesem elenden Lande ist."

„Nun, da können wir ja Hühner essen," meinte Simon-Brutus.

„Ein Hammelschlegel wäre auch nicht so schlecht," bemerkte der Sergeant.

„Sind in dieser Gemeinde keine Spanferkel?" fragte ein Anderer.

„Doch," sprach Simon-Brutus, „ich werde dafür sorgen. Citoyen-Corporal, ruft den Baes!"

Einer der anwesenden Soldaten stand auf, öffnete die Thüre des Zimmers und kam mit dem Müller zurück.

Baes Cuylen blieb sprachlos bei der Thüre stehen,

die Schlafmütze in der Hand und mit dem einfältigsten Gesichte von der Welt.

Simon Brutus, der inzwischen noch etwas geschrieben, nahm zwei Stückchen Papier von dem Tische und fragte den Baes:

„Lebt Citoyen Verloons noch?"

„Pächter Verloons wollt Ihr sagen? Ja, er lebt noch, mein Herr Commissär."

„Mein Herr! mein Herr!" rief der Offizier mit heftigem Zorne, „daß ich dieses Sklavenwort noch hören muß, wir sind Alle Citoyens der französischen Republik."

„Ich wollte sagen, er lebt noch, Chitoujen," stammelte der Baes.

„Hat er noch Schaafe?"

„Gestern hatte er noch fünfzig, mein Herr Chitoujen."

„Schon wieder?" rief Simon-Brutus und schlug so heftig auf den Tisch, daß der Baes wirklich erschrak und sichtlich bebte.

„Entschuldigt, Citoyen-Commissäre, was sagt der Dummkopf?" fragte der Sergeant.

„Er hat die Freiheit oder lieber die Dummheit, mich mein Herr zu nennen, mich den Commissär der Centralgewalt!"

Der Sergeant ging nach der Wand, nahm seinen großen Säbel aus der Scheide, stellte sich neben den Baes und sagte:

„Citoyen-Commissär, belieben Sie ihm in seinem Kauderwelsch begreiflich zu machen, daß ich ihm mit meinem Säbel bei jedem Monsieur, der aus seinem Munde kommt, in den Nacken fallen werde."

„Nein, nein, setzt Euch, Citoyen-Sergeant," befahl der Offizier, „das Abendessen ist jetzt die Hauptsache."

Und indem er sich an den Baes wandte, sagte er:

„Hört, was auf diesem Papier steht:

„Der Citoyen Verloons wird durch dieses aufgefor-

dert, zwei Schaafe für den Dienst der französischen Republik zu liefern.

Der Bevollmächtigte der Centralgewalt,
Simon-Brutus, sonst Meulemans."

„Versteht Ihr das?"

„Ja, mein . . . gewiß, Chitoujen."

„Werdet Ihr sie uns besorgen?"

„Wann, Chitoujen?"

„Sogleich, augenblicklich: diesen Abend müssen sie noch gegessen werden."

„Ich werde des Notars Jan bitten, daß er sie holt."

„Wie, was? Jan, des Notars Jan? Der dumme Jan? Lebt er noch?"

„Er ist an dem Schlag auf den Kopf, den Ihr ihm vor vier oder fünf Jahren gegeben, nicht gestorben, mein Herr — nein, nein, Chitoujen wollt' ich sagen — denn er raucht draußen im Vorzimmer seine Pfeife."

„Wie konnt' er es wagen, in den Adler zu kommen? Er ist vielleicht ein Spion?"

Der Baes hielt den Finger an den Kopf und antwortete lächelnd:

„Der Mann ist unschuldig, er weiß nicht, was er thut."

„Gut," sprach der Offizier, „ich fordre, daß Ihr selber ohne Widerrede nach den Schafen geht. Hier ist noch ein Requisitionsbrief für vier Hühner; die könnt' Ihr selber liefern."

„Aber Chitoujen," stotterte der Baes, „die Chitoujens hinten in der Scheuer rupfen bereits meine Hühner und den Hahn dazu."

„Dann sucht sie, wo Ihr sie finden könnt. Wir müssen sie haben. Sputet Euch ein wenig!"

Der Baes wandte sich um und ging zum Zimmer hinaus.

Simon Brutus verfiel einen Augenblick in Nachdenken und sah mit starren Blicken auf den Tisch.

„Es scheint, der Citoyen-Commissair ist zerstreut?" bemerkte der Sergeant, während er alle Pinten voll schenkte und in jede einen guten Schluck Branntwein goß. „Da wir nicht wissen, was der Wirth in seinem höllischen Kauderwelsch gesagt, müssen wir wenigstens unsre Kehle deßhalb nicht eintrocknen lassen. Auf die Gesundheit der französischen Republik!"

„Kameraden," sprach Simon-Brutus, „es ist mir vor fünf Jahren etwas Seltsames geschehen. In einem Streite mit elenden Fanatikern, schlug ich durch einen Mißgriff mit einer steinernen Pinte einem alten verrückten Manne den Kopf entzwei; man nahm mich gefangen; Nachts jedoch brach ich aus dem Gefängniß und lief nach Paris, um mein Blut und meine Kräfte dem Dienste der französischen Republik zu weihen. Nun, da drinnen bei dem Feuer sitzt ein Mann und raucht seine Pfeife. Wer glaubt Ihr wohl, daß es sei?"

Alle sahen ihn neugierig an, niemand antwortete jedoch.

„Es ist der Knecht, den ich umgebracht zu haben glaubte! Und ich gesteh' Euch, Citoyens camarades, daß es mich gefreut, als ich vernahm, er lebe noch; denn er war unschuldig an der Sache. Es ist etwas ganz Anderes, einem Anhänger der Tyrannen seine verdiente Strafe zu geben, als einem halb Blödsinnigen den Kopf einzuschlagen."

„Gewiß, gewiß, Ihr habt Recht," bestätigten die Andern, „ein Republikaner vergießt kein unschuldig Blut."

„Sollen wir dem verrückten Kerl nicht eine Pinte Bier anbieten?" fragte der Korporal. „Ich möchte ihn wohl sehen."

„Geht und ruft ihn," gebot der Offizier. „Er sitzt allein am Feuer."

Einen Augenblick später brachte der Korporal den Mann am Arm in's Zimmer.

Jan, der alte Knecht des Notars, ging tiefer gebeugt, denn sonst und hätte sich nicht viel tiefer bücken müssen, daß seine Arme bis unter die Kniee reichten. Er schien im Ganzen nicht befangen und lächelte so freundlich, als ob er diese Leute schon lange kennte. Er hielt seine Mütze in der Hand und verbeugte sich grüßend nach allen Seiten, indem er sagte:

„Guten Tag, Simon Meulemans. Was seid Ihr schön! Freut mich, daß Ihr gesund seid und ich Euch wiedersehe. Guten Tag, Ihr Herren Soldaten!"

Simon Brutus und seine Leute brachen in ein lautes Gelächter aus. Indessen nahm der Knecht einen Stuhl, setzte sich nieder, schmauchte aus seinem Pfeifchen und sagte:

„Mit Verlaub, Simon? Ich sitze ebenso gut, als ich stehe. Was beliebt Euch?"

„Er sieht ja noch dummer aus, als die Andern," murmelte ein Soldat, „aber er ist ein guter Teufel."

„Laßt mich ihn ansprechen," sagte der Offizier, „ich muß ihn etwas fragen . . . Jan, kommt etwas näher zu mir. So, so, jetzt ist's nahe genug . . . Ihr seid wohl sehr böse auf mich gewesen?"

„In der ersten Zeit, ja, ein klein wenig, Simon; aber sobald ich genesen war, hab' ich gedacht: das kommt von dem starken Bier im Löwen, — und hab' es vergessen. Ein schwerer Schlag ist bald gegeben; und so alt ich auch bin, zuweilen seh' ich doch wohl auch zu tief in die Kanne. Ein Pferd kann nicht in's Wirthshaus geh'n, das ist ein menschliches Gebrechen."

„Was sagt er, das Euch so lachen macht, Citoyen-Commissaire?" fragte ein Sergant.

„Ha, ha," antwortete Simon, „er behauptet, ein Pferd könne nicht in's Wirthshaus gehen!"

„Wenn er sechzig Jahre gebraucht, um auf den Gedanken zu kommen, so wünsch' ich ihm Glück!" spottete der Sergeant.

„Laßt mich mit ihm sprechen," fiel Simon-Brutus ihm in's Wort, „ich bitt' Euch, stört mich nicht. Er wird uns vielleicht Dinge sagen, die uns nützlich sein können . . . Jan, wohnt Ihr noch bei dem Notar?"

„Gewiß, Simon; wo sollt' ich sonst wohnen? Ich bin zu alt und zu steif, um noch viel zu arbeiten."

„Und wie steht's mit Bruno? Er ist bei der Conscription ausgehoben worden, nicht wahr?"

Der Knecht nickte bejahend.

„Er ist wohl auch geflohen?"

Dieselbe Antwort erfolgte auf diese Frage.

„Wo ist er nun?"

„Ja, das weiß sein Vater selbst nicht; er ist mit dem Pastor durchgegangen. Der Schafhirte des Pachter Klaes hat mir gesagt, daß er ihn in einer Kutsche mit zwei Pferden hat durch das Wasser fahren sehen, so rasch, daß das Wasser über das Wiesenufer hinausspritzte."

Diese Mittheilung machte keinen angenehmen Eindruck auf den Offizier: er zitterte vor Wuth am ganzen Körper und sagte endlich voll Ingrimm zu seinen Kriegskameraden:

„Seht Ihr wohl? Der Pastor und der Anführer dieser Brigands sind in einem Wagen geflüchtet. Wir werden morgen zu suchen haben: die Vögel sind ausgeflogen; das Nest ist leer. Korporal Horace, das ist die Folge Eurer Unvorsichtigkeit."

„Bah, bah," bemerkte ein Sergeant, „sie können doch der Rache der französischen Republik nicht entkommen: dazu ist die Welt zu klein."

Simon-Brutus sah einen Augenblick vor sich hin und wandte sich dann wieder an den Knecht, der ruhig seine Pfeife fortschmauchte.

„Wie steht's mit Genoveva?"

„Sie ist bildschön geworden, Simon! Edel und stolz; aber eine Perle von einer Frau."

„Ist sie noch nicht verheirathet?"

„Die Hochzeit sollte in fünf Wochen stattfinden; der Kontrakt ist unterzeichnet, aber die Heirath hängt nun am Nagel, bis Ihr fort seid."

„Und wen soll sie heirathen?"

„Welch' eine Frage! Das wißt Ihr ja so gut als ich? Wen anders, als meinen jungen Herrn; oder wolltet Ihr vielleicht Einsprache thun?"

Simon-Brutus hatte den Kopf in tiefem Nachdenken sinken lassen; er schien bewegt und zerstreut.

„Und Ihr sagt, daß sie noch so schön ist, als da ich das Dorf verließ?"

„Schöner, weit schöner; damals war sie ein Kind, nun ist sie eine Frau wie eine Königin!"

Ein seltsames Gefühl wallte in Simons Herzen auf: allerlei süße Erinnerungen aus früheren Tagen zogen an ihm vorüber; er war tief ergriffen und strich sich mit der Hand über die Stirne, als wollte er die Bilder verjagen, die ihn bestürmten und das Gefühl niederkämpfen, das ihn mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßte.

Plötzlich schüttelte er den Kopf, ergriff bitter lachend seine Pinte und reichte sie dem Knechte.

„Freunde, auf unser aller Gesundheit," sagte der Knecht und trank einen Theil des Bieres; worauf er die Pinte wieder niedersetzte und mit seltsamen Geberden geheimnißvoll flüsternd zu dem Offizier sagte:

„Puh, Simon, da ist Genever in dem Biere."

„Es ist um so stärker, Jan. Trinkt nur, es scha-

det Euch nichts. Geht nun wieder hinaus; und sagt, daß man Euch einen Krug auf meine Kosten gebe."

„Brav, Simon, ich danke Euch," sagte der Knecht, indem er mit vielen Verbeugungen das Zimmer verließ.

Simon-Brutus schlug, als ob ihn ein heftiger Kummer verfolgte, mit seiner Pinte auf den Tisch, sprang auf und rief:

„Der Bauer hat Recht, das Bier ist ein Hundetrank; es brennt mir wie Feuer in der Kehle. Wein will ich haben und käm' er aus der Hölle.

„Schon gut," antwortete der Sergeant, „aber wie welchen bekommen? Auf dem Pfarrhaus ist nichts zu finden, die Bauern haben alles geholt. Unser Wirth sagt, daß er keinen Wein hat . . . Aber ich werde morgen mal auf den Grund graben!"

„Es ist Wein genug zu finden," fiel der Offizier ein, „wird man ihn im Dorf, bei Leuten holen müssen, die einen Bon oder eine Requisition verspotten, wenn keine Säbel daneben blinken. Wir sind zu müde und es ist zu spät."

„Laßt mich mal sehen," rief Korporal Horace, „der Wirth gebe mir einen großen Korb und wenn ich ihn nicht voll Weinflaschen wiederbringe, so sagt, ich sei seit diesem Morgen ein Esel geworden oder meine Eingeweide liegen verkehrt. Citoyen-Commissaire, wie viel Flaschen kann ein Mann, wie ich, wohl tragen?"

„Zwanzig werden genug sein."

„Nun, so schreibt einen Bon für dreißig Flaschen."

Simon-Brutus ergriff die Feder und schrieb den verlangten Befehl.

Der Korporal stand auf, um seinen Säbel zu holen, er schwankte jedoch und glitt aus, denn er fiel mit dem Ellbogen auf den Tisch.

„Ah, ça, Citoyen Horace," lachte der Sergeant,

„es scheint, der Hundetrank liegt Euch schwer in den Knieen.“

„Was Ihr meint!“ antwortete der Korporal, indem er seinen langen Knebelbart strich, „die verfluchten Stühle scheinen es nicht mit den Republikanern zu halten; sie strecken ihre Füße so weit hinaus, daß ich beinahe den Hals darüber brach . . . aber mir fällt ein, wo werde ich das Haus finden, wo der Wein zu bekommen ist?“

„Seht hier,“ sagte Simon Brutus, indem er ihm den geschriebenen Befehl einhändigte, „bei dem Notar. „Ich werde Euch einen Geleitsmann geben; den eignen Knecht des Notars.“

Er ging nach der Thüre, rief den alten Mann bei seinem Namen und fragte ihn, sobald er in's Zimmer trat:

„Jan, Euer Meister hat ja viel Wein in seinem Keller?“

„Ich weiß es nicht, Simon; aber ich glaube wohl.“

„Wollt Ihr der Republik einen Dienst erweisen?“

„Warum nicht? Sowohl der Republik, als Euch.“

„Bringt diesen Korporal nach dem Dorfe, in das Haus Eures Herrn: er holt zwanzig Flaschen Wein.“

„Der Knecht zitterte bei diesem Befehl am ganzen Leibe.

„Fürchtet Ihr, der Notar werde sich weigern?“

„Ach, nein,“ antwortete der Knecht noch ganz erschrocken, „aber Simon, der Kamerad da, den ich in's Dorf führen soll, sieht so wild und barbarisch aus . . .“

„Er wird Euch nichts thun, er ist ein braver Kerl.“

„In Gottes Namen denn.“

Er ergriff ihn beim Aermel, zog ihn nach der Zimmerthüre und sagte:

„Kommt, Kamerad, ich will Euch den Weg zeigen.“

Sie verließen beide das Wirthshaus und gingen über die Landstraße nach dem Dorfe.

Es war Dämmerung eingetreten; auf den offnen Wegen konnte man noch ziemlich sehen, aber unter den Bäumen war die Dunkelheit schon ziemlich groß.

Der Korporal sprach mit sich selbst; da jedoch Jan ihn nicht verstand, so schwieg auch er bald. Sie schritten still neben einander her.

Ungefähr zwei hundert Schritte vom Dorfe schlug Jan einen andern Weg durch ein Gehölz ein und zeigte dem murrenden Korporal, daß ein Fußpfad durch das Gesträuch lief. Sie kamen auf niedere, morastige Waide und gingen eine Zeitlang auf derselben fort, bis sie wieder einen waldartigen Boden erreichten und einen Bach entlang ihren Weg fortsetzten.

So schweiften sie auf allerlei Wegen und Fußpfaden, unter hohen Bäumen, über Wiesen und Waiden hin, ohne das Dorf zu erreichen.

Dies hatte bereits eine starke halbe Stunde gedauert und der Korporal begann ungeduldig zu werden, da er in der Dunkelheit jeden Augenblick fehltrat oder über die Unebenheiten des Bodens strauchelte. Er hatte schon mehr als einmal mit groben Worten seine Unzufriedenheit über den endlosen Weg ausgedrückt, als er bei dem Anblick eines neuen Waldes in voller Wuth gegen den Knecht losbrach. Dieser schien sich jedoch wenig daran zu kehren, zeigte mit dem Finger nach dem Walde und sagte:

„Da gehts hin, toujours nach der Kirche, da wohnt der Notar.“

Aber der Korporal ergriff ihn beim Kragen, schüttelte ihn heftig und sagte:

„Maudit paysan d'enfer, tu as l'air de méoaniser

les Caporaux de la République française? Allons tire droit au village ou je te tue!"*)

„Kann nicht verstehen, nix von fransé," antwortete der alte Knecht.

„Mais comment est-il possible, qu'un être humain ignore la langue française!"**) seufzte der Korporal niedergeschlagen.

Er stieß den Bauer voran und folgte ihm.

Plötzlich inmitten des Waldes taumelte der Korporal in einen tiefen Graben.

Der Knecht, der herübergesprungen war und nun auf der andern Seite stand, rief ihm zu:

„Seht auf, Kamerad, da ist Wasser!"

Nachdem er einige Zeit im Dunkeln herumgewatet, gelang es ihm, aus dem Wasser zu kommen; er zog seinen Säbel, hob ihn voll Wuth in die Höhe und wollte den armen Knecht zusammenhauen. Er hielt aber plötzlich inne und rief zornglühend:

„O das Satanskind, er ist fort. Er hat mich irre geführt. Ich werde ihn morgen kriegen, und hau' ich ihn dann nicht in vier Stücke, so hau' ich ihn in noch mehr . . . . Kamerad! Citoyen! Bah, so viel Citoyen, als in meiner Hand! Was soll ich thun? Nun natürlich zurückgehen, woher ich gekommen bin. Das Wasser lauft mir vom Leibe und ich muß noch einmal durch die Gracht. . . ."

Er watete wirklich durch den Bach und ging mit schnellen Schritten, obschon wankend, den Fußpfad entlang, auf dem er hergekommen.

---

*) Verfluchter Höllenbauer, du scheinst die Korporale der französischen Republik zum Narren zu haben? Geh' gerade auf's Dorf zu, oder ich schlage dich todt!

**) Wie ist es möglich, daß ein menschlich Wesen die französische Sprache nicht versteht.

Unterwegs verfluchte und verwünschte er die ganze Welt; mehr als einmal fiel er über Hindernisse, in Löcher oder Grachten, bis er endlich in der Ferne ein Lichtchen sah.

„Ah," rief er, „ein Licht in diesem abscheulichen Lande von Wilden. Die Leute da sollen mich an das Haus des Notars bringen und ich werde sie mit der Hand am Kragen und der Spitze des Säbels im Rücken fortstoßen, bis ich bin, wo ich sein muß."

Er ging quer über die Felder nach dem einsamen Pachthofe, hinter dessen Fenster das Lichtchen glänzte.

Jan, der Knecht, war inzwischen auf andern Wegen nach dem Dorf gelaufen und klopfte nun an das Haus seines Herrn.

Nach einigen Fragen, durch die man sich drinnen versicherte, daß er es war und niemand mit ihm kam, schob man vorsichtig die Riegel zurück; und die Thüre nur wenig öffnend, ließ man ihn ein.

Der Notar saß mit seiner Frau und seinem Sohn Bruno bei Tische. In aller Eile berichtete der Knecht:

„Rasch, Bruno, verbergt Euch. Ein Sanskulott kommt hierher, um Wein zu holen. Ich mußte ihm den Weg zeigen. Um Euch warnen zu können, habe ich ihn hinter dem Moorwald in den Bach geführt. Er wird aber dennoch kommen: dies Volk läßt sich durch nichts zurückhalten .... Rasch, macht Euch fort. Ich will mich in den Erlenwald verstecken. ...."

Bruno ging zu seiner zitternden Mutter, küßte sie, drückte seinem Vater die Hand und verschwand mit dem Knecht.

Der Notar verriegelte die Thüre, setzte sich zu seiner Frau und seufzte:

„Aengstige Dich nicht so sehr, Maria; sie wollen Wein; ich werde ihnen alles geben, was sie begehren. Bruno ist nun doch geborgen; der einzelne Soldat kann nicht kommen, ihn zu suchen, und würde ihn auch nicht

finden . . . Du darfst nicht da bleiben, Maria; geh' hinauf und sei ohne Sorgen: wenn wir dem Soldaten den Wein geben, den er verlangt, so wird er zufrieden sein. Er wird höchstens ein paar rauhe Worte ausstoßen und Lärm machen, der Dich nicht ängstigen darf."

Die Frau antwortete nicht, sondern blieb, den Kopf auf die Hände gestützt, sitzen.

„Wenn Du nicht in Dein Zimmer gehen willst, Maria, so bleibe noch einige Zeit; aber geh' wenigstens ohne Aufschub sobald geklopft wird."

Obschon der Notar seine Gattin zu trösten suchte, war ihm doch bange um's Herz.

Beide blieben unter düstern Gesprächen sitzen und harrten der Ankunft des Soldaten.

Es war bereits geraume Zeit verflossen, und sie schmeichelten sich schon mit der Hoffnung, der gefürchtete Besuch werde ausbleiben, als ein schwerer Schlag auf die Thüre und das Klirren eines Säbels sie aufschreckte.

Die Frau lief zitternd die Treppe hinauf.

An der Thüre fragte der Notar in französischer Sprache:

„Wer ist da?"

„Ein Korporal der französischen Republik," wurde geantwortet.

Der Notar schob die Riegel weg und öffnete die Thüre.

Ein Soldat mit dem bloßen Säbel in der Hand sprang herein, schwang die Waffe über seinem Kopfe, lief durch das Zimmer, ohne des Notars zu achten und rief:

„Wo ist der Spitzbube? daß ich ihn entzwei haue, den Verräther. Wie, einen Soldaten der französischen Republik eine Stunde Wegs umzuführen, ihn in einen Abgrund mit stinkendem Wasser fallen lassen! Wo ist der Räuber, der Brigand?"

„Was verlangt Ihr, mein Herr?" fragte der geängstigte Notar.

„Mein Herr! mein Herr!“ schrie der Korporal, „wollt Ihr keine Bekanntschaft mit meinem Säbel machen, so nennt mich Citoyen, wie es freien Männern ziemt.“

„Nun, Citoyen darf ich wissen, was Ihr verlangt? Ich bin zu Euren Diensten.“

„Das ist wenigstens ein Mensch, der französisch spricht,“ murmelte der Soldat, indem er noch immer mit aufgerissenen Augen und geschlossenen Zähnen umherblickte, als wollte er Jemand zerreißen.

Dann wandte er sich an den Notar und sagte:

„Was ich verlange?“ Ich will wissen, wo Euer Knecht geblieben ist: eine Art von Schildkröte, die die Leute in Wäldern irre führt und die Soldaten der französischen Republik schwimmen lernen lassen will. Wo ist er? Sprecht rasch! Das Blut kocht in meinen Adern; ich muß ihn umbringen, es gibt hier keine Gnade!“

„Der Knecht ist nicht hier,“ antwortete der Notar, „er ist aus der Kirche geflohen und nicht wieder zurückgekehrt. Seit diesen Morgen habe ich ihn nicht mehr gesehen.“

„Glaubt nicht, daß Ihr mich betrügen könnt!“ rief der Soldat und schwang seinen Säbel, „ich möchte mich sonst erinnern, daß gewisse Gesetze der Republik die Herren für die Vergehen der Diener verantwortlich machen. Also aufgepaßt!“

„War die Aufsuchung meines Knechtes der einzige Grund Eures Hierherkommens?“

„Glaubt Ihr, Citoyen, daß ein Soldat der französischen Republik seine Zeit damit vergeuden werde, hinter einem solchen Stück Menschen drein zu laufen. Nein, nein, ich habe einen andern Grund . . Ihr habt gewiß Wein in Eurem Keller?“

„Allerdings, Citoyen,“ antwortete der Notar.

„Viel?“

„Genug, denke ich.“

Der Korporal steckte die Hand in seinen Rock, suchte einige Zeit vergeblich und sagte dann:

„Ich hatte einen Requisitionsbrief; aber er ist wahrscheinlich im Wasser liegen geblieben. Wenn Ihr Euren Knecht lebenig wiederseht, so weiß er, wo er ist und kann ihn holen.“

„Ein Requisitionsbrief ist nicht nöthig,“ bemerkte der Notar, „wollt Ihr Wein, so werde ich ihn Euch geben.“

Diese Worte, die von der Dienstbereitwilligkeit des Notars zeugten, schienen den Korporal einigermaßen zu besänftigen; er steckte seinen Säbel in die Scheide, ergriff die Hand des Notars, schüttelte sie heftig und sagte:

„Ihr seht wie ein braver Mann aus, und dabei sprecht Ihr Französisch; zum mindesten ein Mittel, sich zu verständigen. Kommt, gebt mir zwanzig Flaschen Wein: guten, der etwas Blume hat, französischen Wein.... Damit ist alles gesagt. Ihr seht wohl, daß die Republikaner nicht so schrecklich sind: eine Art gezähmter Löwen, die nur beißen, wenn man sie reizt. . . .“

Der Notar hatte indessen die Lampe vom Tische genommen, um das Zimmer zu verlassen. Als er sah, daß der Soldat folgen wollte, sagte er:

„Bleibt, Citoyen, ich will den Wein holen.“

„Wir sind gute Freunde,“ antwortete der Soldat, „und ich habe viel Vertrauen auf Eure Dienstbereitwilligkeit; aber mag es Euch gefallen oder nicht, Citoyen, ich folge Euch, wie Euer Schatten, bis ich die Flaschen sehe und fühle. Ihr begreift? Ich möchte nicht gerne bis Morgen hier allein in einem verlassenen Hause sitzen.“

„So sei es, folgt mir; ich wollte Euch die Mühe sparen.“

„Braver Mann,“ murmelte der Korporal, indem er mit dem Notar in den Keller hinunterstieg.

Drunten warf der Soldat erstaunte Blicke im Keller umher und sagte lachend, indem er dem Notar auf die Schulter schlug:

„Ihr seid der Notar, nicht wahr?“

„Ja.“

„Ich möchte wetten, Citoyen-Notaire, daß Ihr mal in Eurem Leben die Waffen getragen.“

„Nie, Citoyen.“

„Man soll es doch glauben. Die Flaschen da scheinen ihr Exerzitium wundervoll zu kennen; man könnte sie für Bataillone halten, die in Schlachtordnung aufgestellt sind. Diejenigen, die dort in der Ecke liegen, sind die Oestreicher: sie sind todt .... Nun sagt mir mal, wie heißen all' diese Truppen, damit ich wählen kann.“

Der Notar lachte über seine Scherze und zeigte ihm die verschiedenen Lager: das erste, worauf er deutete, war Rheinwein.

„Pfui, deutscher Wein!“ rief der Korporal. „Saure Milch!“

„Hier habt Ihr einige Flaschen span'schen Wein.“

„Apothekerstrank: für die Kranken!“ murmelte der Soldat.

„Das sind einige Flaschen Champagner.“

„Ach! wären wir in Frankreich!“

„Wein von Tours. Weißer Wein.“

„Gut für Kinder und Frauen!“

„Das größte Lager ist gewöhnlicher Bordeaux.“

„Nun sind wir am rechten. Und Burgunder?“

„Der liegt daneben.“

Der Korporal ging nach dem Lager, nahm eine Flasche, ergriff einen Korkzieher, den er schon eine Zeit lang im Auge hatte, und sprach:

„Ah, ça, Citoyen-Notaire, ich werde Euch etwas Neues sagen. Ihr seht in mir ein Kind der Stadt Tonnerre, wo der Burgunderwein ein wahrer Göttertrank, wächst.“

Mit diesen Worten öffnete er eine Flasche und goß sich beinahe die Hälfte in den Mund. Dann holte er ein wenig Athem, schlürfte mit den Lippen, um den Wein besser

zu schmecken, murmelte ein „gut, gut, vortrefflich!“ und trank das Uebrige bis auf die Nagelprobe aus.

„Das thut wohl,“ sagte er, „ich fror von dem verwünschten Wasser; der Schluck Wein wird mich wärmen.“

Nicht ohne Bangen hatte der Notar schon zuvor bemerkt, daß der Soldat mehr oder weniger betrunken war. Nun da er ihn gar die Flasche starken Burgunder auf einen Schluck leeren sah, befürchtete er, daß er bald ganz betrunken sein werde, deßhalb beeilte er sich, einen Korb zu ergreifen und fragte:

„Nun, Citoyen, verlangt Ihr Bordeaux oder Burgunder?“

„Von jedem die Hälfte.“

„Ihr habt gesagt, zwanzig Flaschen?“

„Einundzwanzig, Citoyen, eine als Trägerlohn.“

Rasch waren die Flaschen in den Korb gepackt. Der Notar gab dem Korporal das Licht und trug den Korb selbst hinauf, wo er ihn dem Soldaten übergab und sagte:

„Hier, ich wünsche, daß er wohl bekomme.“

Aber der Korporal setzte sich in einen Stuhl am Tische, nahm eine Flasche aus dem Korb und sagte:

„Ich will etwas ruhen, ich bin müde. Und, um mich zu unterhalten, will ich die Flasche für den Träger anstechen, das übrige trinke ich unterwegs aus.“

Mit Schrecken bemerkte der Notar, daß seine Augen zu glühen begannen und seine Zunge sich nicht mehr frei bewegte.

„Citoyen,“ sprach der geängstigte Mann, „ich habe Eurem Verlangen gerne entsprochen.“

„Gewiß, gewiß, Citoyen-Notaire,“ stammelte der Trunkenbold.

„Nun, so erzeigt mir einen Dienst.“

„Alles, was Ihr wollt.“

„Ich bin sehr müde und möchte gerne schlafen; Ihr würdet mich sehr verpflichten, wenn Ihr mir das erlauben wolltet.“

„Ich solle gehen, meint Ihr? Ach ja, sogleich.“

Er stand aber dennoch nicht auf und sah mit stierem Blick auf den Tisch, als ob er etwas überlegte.

Der Notar befürchtete, er werde einschlafen und sagte nach einiger Zeit mit lauter Stimme:

„Citoyen, Eure Kameraden werden über Euer langes Ausbleiben unruhig sein. Wäre es nicht besser, Ihr gingt zu ihnen?“

Der Korporal erhob lächelnd den Kopf und sagte:

„Citoyen-Notaire, Ihr habt gewiß Geld?“

„Geld?“ wiederholte der Notar erschrocken.

„Ja, ja, Ihr müßt Geld haben: ein Notar hat immer Geld.“

„Aber wozu diese Frage? Und hätte ich auch Geld, ich würde es ohne gesetzliche Requisition nicht herausgeben.“

„Geben, geben,“ murmelte der Soldat, „glaubt Ihr denn, ein Soldat der französischen Republik wolle Euer Geld? Haltet Ihr uns für Bettler und Diebe?“

„O nein, gewiß nicht,“ antwortete der Notar, „das mein' ich nicht.“

„Das laßt Euch gut sein,“ fiel der Korporal ein, indem er sich den Knebel strich und einen drohenden Blick auf den Notar warf, „wir würden sonst keine Freunde bleiben. . . .“

„Denkt doch an Eure Kameraden, Citoyen, sie werden glauben, es sei Euch ein Unglück geschehen.“

Aber der Corporal schien dies nicht zu hören; er nahm den Hut ab, reichte ihn dem Notar und sagte:

„Er wiegt nicht schwerer als ein anderer Hut, nicht wahr. Und doch, Ihr mögt es glauben oder nicht, sind einige Tausend Livres darin.“

Der Notar antwortete nicht.

„Seht hier den Sack,“ sagte der Korporal, indem er den Hut wieder nahm und ein ziemlich großes Packet herausholte. Während er einen ganzen Haufen bedruckter

Papiere vor sich ausbreitete, sagte er mit stotternder Stimme:

„Seht ihr, Citoyen-Notaire, das ist das Geld der französischen Republik; aber in diesem Lande der Neger und Wilden weigert man sich, die Münze der Freiheit anzunehmen . . . . und es ist, als ob nirgend Geld zu finden wäre. Das, was Ihr hier seht, ist ehrlich gewonnene Beute; ich habe es in einem Kloster gefunden . . . wollt Ihr ein braver Mann sein, so gebt Ihr mir Gold dafür."

„Aber ich habe kein Gold," stotterte der Notar in der größten Verlegenheit.

Der Korporal sprang auf; er hatte jedoch Mühe, sich aufrecht zu erhalten und schwankte auf den Beinen.

„Ah ça, Citoyen-Notaire," rief er, „wenn ihr einen Diener der französischen Republik täuschen zu können glaubt, so seid Ihr im Irrthum. Ihr habt kein Gold, macht das einem Andern weis."

„Ich habe in der That kein Gold," seufzte der Notar.

„Nun, ich will zeigen, daß ich auch nicht schief bin. Kommt, gebt mir Silbergeld."

Der Notar sah geängstigt zu Boden.

„Für einige elende tausend Livres," murmelte der Soldat.

„Aber, Citoyen," sagte der Notar, „das Papiergeld gilt nichts. Selbst in Paris gibt man keine zehn Prozent mehr dafür."

„Possen!" spottete der Andere, „das ist eine Verschwörung der Aristokraten! Das Geld der Republik kann seinen Werth nicht verlieren!"

„Und hätte ich das Geld, es Euch zu geben, Ihr würdet es nicht tragen können."

„Das ist das Wenigste, Citoyen-Notaire, ich werde Euch in dem Falle fünf oder sechs Flaschen Wein zurückgeben . . . ."

Diesen Worten folgte eine kurze Pause; der Korporal schien inzwischen sehr böse geworden zu sein und heftete seine Augen mit steigender Wuth auf den Notar, der den Kopf in die Hand gebeugt dasaß und die Dinge die da kommen sollten zu erwarten schien.

Plötzlich sprang der taumelnde Soldat auf den Notar los, faßte ihn am Kragen und rief, indem er ihn gewaltig schüttelte:

„Schlaft nicht ein! Ihr treibt mit dem Citoyen nur Spott . . . . Das wird man Euch lehren! Ihr seid nicht mehr werth, als all' die andern fanatischen Bauern. Rasch, Geld für dies Papier, oder . . . . !"

In diesem Augenblick erschien hinter dem Glasfenster gegen den Garten der Kopf eines Menschen, der mit flammendem Blick in das Zimmer zu stieren schien. . . ."

„Nun, wollt Ihr sprechen?" rief der Soldat, indem er den Notar beinahe vom Stuhl riß.

Der Kopf hinter dem Fenster erblaßte. Hätte der Soldat sich umgekehrt, er würde das Gesicht einer Leiche zu sehen geglaubt haben.

„Thut mit mir, was Ihr wollt," seufzte der Notar sich beugend, „ich kann Euer ungerechtes Verlangen nicht erfüllen."

„Wie? was? Ihr habt kein Geld?" brüllte der Korporal. „Nicht?"

Er zog seinen Säbel, warf den Notar gewaltsam auf den Boden, setzte ihm das Knie auf die Brust und schrie:

„Nun, gebt Ihr das Geld? Ihr sprecht nicht? Rasch, rasch, oder Ihr seid des Todes."

Er hob den Säbel und wollte wirklich auf den unglücklichen Mann einhauen; aber im selben Augenblick flog die hintere Thüre auf. Man hörte einen furchtbaren Schrei; ein junger Mann mit zu Berge stehenden Haaren sprang in das Zimmer, hob ein großes Stück Holz in die Höhe und schlug den Soldaten damit so gewaltig

in den Nacken, daß er mit dumpfem Gebrüll zusammenstürzte und liegen blieb.

Der Jüngling riß den Körper des Soldaten von seinem Vater weg, hob diesen auf, besah mit flüchtigem Blick sein Antlitz, betastete seine Glieder und seufzte, als fiele ihm ein Stein vom Herzen:

„Ach, Vater, Du bist nicht verwundet. Gott sei Dank, daß er mir's ins Herz gab, meinen Schlupfwinkel zu verlassen."

Beinahe gefühllos war der Notar in einen Stuhl gesunken; er schien gleichgültig gegen die Liebkosungen seines Sohnes zu bleiben und heftete mit starrem Blick das Auge auf seinen Sohn! Als ihm die Brust freier wurde, zeigte er zitternd auf den Boden und sagte zu seinem Sohne:

„Bruno, unglücklich Kind, was hast Du gethan?"

Da erst trat der Jüngling zu dem bewegungslosen Körper. Er hob die Hände in die Höhe, begann an allen Gliedern zu zittern, als erfaßte ihn ein plötzlicher Krampf und blieb so eine Weile mit unbeschreiblicher Angst in sich versunken stehen:

„Ich, ich? Einen Menschen ermordet? Gott! Aber es kann nicht sein. Nein, nein, es ist nicht wahr . . . ."

Er beugte sich zu dem Leichnam herab, hob ihn auf und schleppte ihn nach einem Stuhl; — er fiel schlaff und matt zusammen.

Bruno riß den Soldatenrock auseinander, rieb ihn an der Stirne und drückte ihm die Hände, als wollte er ihn aus seiner Ohnmacht aufwecken.

„Vater," rief er, „rasch, hole das Fläschchen aus dem Zimmer der Mutter. O schnell, schnell!"

Der Notar gehorchte mechanisch und ging zum Zimmer hinaus, um die Treppe hinauf zu eilen. Hier aber ward ihm ein Anblick, der ihn noch tiefer erschütterte.

Seine Frau lag ausgestreckt in dem Gang; über ihr auf der Treppe brannte die Lampe, die sie dort an-

gesteckt. Gewiß hatte die arme Frau die Worte des Soldaten gehört und verstanden und war ohne Zweifel lange vor dem traurigen Ende des Kampfes in Ohnmacht gefallen.

Ohne Klage und Angstschrei hob der Notar seine Frau vom Boden auf und lehnte sie an die Wand des Ganges. Er versicherte sich, daß sie nur ohnmächtig war, eilte dann zurück, ging zur Hinterthüre hinaus und pfiff so gellend, daß es schneidend durch die Dunkelheit hinklang.

„O! Wasser, Wasser!“ hörte er Bruno rufen.

Er ging jedoch zurück nach der Treppe, stieg in aller Eile hinauf und kehrte mit einem Fläschchen zurück. Ohne weiter auf das Jammern und das Nothgeschrei Brunos Acht zu haben, blieb er bei seiner Frau und suchte sie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken.

Der alte Knecht, der in seinem Schlupfwinkel den bekannten Pfiff seines Herren gehört, kam einige Augenblicke später herbeigeeilt und erschrak, als er Bruno, einen französischen Soldaten im Arme haltend, fand.

„Bruno, Bruno, was ist hier geschehen?“ fragte er. „Der Korporal, den ich in den Bach führte? Ihr weint, Bruno?“

„O Jan, lieber Jan,“ rief der Jüngling, „rasch, holt Wasser, Essig, das Fläschchen aus der Mutter Zimmer, daß er wieder zu sich kommt. Gott! Gott!“

„Laßt mal sehen, Bruno, was hat denn der Kamerad? Ist er betrunken oder krank?“

Er ergriff die Hand des Soldaten und betrachtete sie mit flüchtigem Blick; ebenso rasch ließ er sie aber wieder fallen, fuhr erschrocken zurück und sagte:

„Bruno, laßt ihn fallen: er ist eine Leiche, er ist todt!“

„Todt, todt!“ heulte der Jüngling, indem er die Leiche von seinen Knieen gleiten ließ.

„Todt, todt!“ wiederholte er noch einmal mit unbe-

schreiblichem Schrecken und schlug sich die Hände vor den Kopf.

„Aber, was soll das, Bruno?" fragte der Knecht. „Ich sehe eine entkorkte Flasche. Er ist in der Trunkenheit gestorben."

„Er wollte meinen Vater ermorden," seufzte Bruno.

„Nun?"

„Ich habe ihn getödtet."

Der Knecht blieb einen Augenblick sprachlos stehen, als wäre er vor Schreck versteinert. Der Anblick der reichlich fließenden Thränen, die unter Brunos Händen über seine Wangen floßen, weckten den alten Mann aus seinem düstern Sinnen. Er sprach mit scheinbarer Kälte:

„Nein, Bruno, beruhigt Euch. Was Ihr gethan, mußtet Ihr thun. Besser ist es, der Franzose verliert das Leben, als Euer Vater .... Aber wißt Ihr, was das Schlimmste ist, die Soldaten im Adler werden ihren Kameraden vermissen und ohne Zweifel noch diese Nacht nach ihm suchen. Sie wissen, daß er hier war, wo er Wein holen sollte ...."

Als er keine Antwort erhielt, kniete der Knecht neben die Leiche, setzte die Lampe auf den Boden, betrachtete aufmerksam das leblose Gesicht des Korporals, legte das Ohr auf seine Brust, lauschte eine Weile und stand dann wieder auf.

Indem er sich dem jungen Herrn näherte, sagte er in theilnehmendem Tone:

„Ihr müßt Euch aus Eurer Verzweiflung aufraffen. Die Leiche muß augenblicklich verschwinden. Das Leben Eurer Eltern und das Eure hängt davon ab. Wenn die Soldaten aus dem Adler hierher kommen, hätten wir keine Zeit mehr, ihren todten Kameraden zu verbergen."

Bruno ließ die Hände von den Augen sinken und sah mit stierem Blicke den Todten an, der auf dem Rücken

zu seinen Füßen lag und nun, greller beleuchtet, ihm sein blasses und aschenfarbiges Antlitz zu zeigen schien.

Der Jüngling erbebte bis in's tiefste Innere, er schien die Warnung des Knechtes ganz vergessen zu haben.

Plötzlich hörte man ein Geräusch, wie von fernen Menschenstimmen durch das Dorf sich nähern.

„Ach, Bruno, Bruno," flehte der Knecht, „da sind sie! Rasch, rasch, rettet Euren Vater, schont das Leben Eurer Mutter."

„Was soll ich thun?" fragte der Jüngling mit wirrem Blicke.

„Nehmt die Leiche an der Schulter; hebt sie auf! höher! Nun folgt mir."

Bruno gehorchte bewußtlos und half die Leiche zur Hinterthüre hinaustragen. In der Dunkelheit strauchelte der Jüngling wie ein Betrunkener.

Am Ende des Gartens, in einer einsamen Ecke, lag eine tiefe Grube, in der das Wasser aus Haus und Ställen zusammenfloß; dieser Platz war ringsum mit dichten Fliederbüschen und anderem Gestrüpp bewachsen.

Der Knecht ging in der Richtung dieser Grube; langsam ließ er die Leiche hinab und sagte dann leise zu dem Jüngling, der ihm sprachlos gefolgt war und geholfen hatte:

„Bruno, armer Herr, geht, verbergt Euch und seid muthig. Um sein eigen Leben zu vertheidigen, um seinen Vater zu retten, muß man oft einen Mord begehen . . ."

„Mord! Ich habe keinen Menschen gemordet!" seufzte Bruno mit finsterer Stimme.

„Geht," sprach der Knecht, „laßt mich allein; ich werde das Uebrige besorgen . . ."

Damit riß er seinen jungen Herrn mit sanfter Gewalt von der Grube weg.

Bruno ging langsam durch die Dunkelheit hin; unterwegs stützte er den Kopf an einen Baum und überlegte, was er gethan. Der Gedanke Jemanden das Leben genommen zu haben, er mochte schuldig sein oder nicht, folterte seine jugendliche, seine liebevolle Seele auf eine furchtbare Weise; bisweilen schauerte ihn so heftig, daß sein Körper fieberhaft zitterte, weniger aus Schreck als aus Abscheu vor dieser That und vor sich selbst.

Endlich verließ er den Baum und eilte rasch weiter, wie Jemand, der einen Entschluß gefaßt. Er näherte sich einer kleinen Scheuer, legte sich platt auf den Boden und kroch durch eine Thüre, die an dem Fuß der Lehmmauer angebracht war.

Drinnen kroch er über einen Haufen Reißholz, und gelangte unter das Rohrdach, wo Strohbüschel lagen.

„Bist Du es, Jan?“ fragte eine schwache Stimme aus der tiefsten Dunkelheit.

Ein heller Angstschrei entrang sich Brunos Brust, eine Thränenfluth stürzte aus seinen Augen; er eilte voran, sank in einer Ecke der Scheuer auf die Kniee, beugte das Haupt auf die Brust desjenigen nieder, der gesprochen hatte, und rief mit verzweiflungsvollem Tone:

„Vater, Ehrwürden, ich habe einen Menschen ermordet.“

III.

Niemand hatte während der schrecklichen Nacht in dem Hause des Notars schlafen können.

Alle waren vor Schrecken und Angst wie zerschmettert: der Knecht allein hatte seine Fassung behalten. Er war Bruno aufzusuchen gegangen, um ihn zu seinen Aeltern zu holen und hatte dann das Haus verlassen, um sich im Gehölz neben der Straße zu verbergen, und so den einzigen Weg zu beobachten, auf welchem die Soldaten aus dem Adler nach der Wohnung seines Herrn kommen konnten.

Die Nacht ging zu Ende: schon begann ein heller Schimmer den Osten zu färben: noch eine halbe Stunde und der Tag verscheuchte die Finsterniß.

Nun saß Bruno mit seinem Vater und seiner Mutter auf einer obern Kammer. Die Frau lag mit dem Kopfe auf dem Tische und vergoß reichliche Thränen; der Notar saß neben ihr und suchte sie zu trösten.

Der Jüngling, welcher mit dem Rücken an das Bett lehnte, blickte unverwandt zu Boden und schien in verzweiflungsvolle Gedanken versunken. Von Zeit zu Zeit durchrieselte ihn ein Schauer; dann ballte sich seine Faust krampfhaft zusammen und seine Zähne knirschten hörbar.

Plötzlich erhob die Frau den Kopf, und lauschte zitternd auf das ferne Geräusch.

„Da sind sie! Da sind sie!“ schrie sie die Hände ringend. „Gott! ich sterbe vor Angst.“

„Du täuschest Dich, Du hörst nichts!“ sprach der Notar mit schlecht verhehlter Angst. „Laß uns auf Gottes Güte hoffen; vielleicht wird es besser gehen, als wir meinen.“

„Schweig', o schweig', Du peinigst mich schreck-

lich!“ rief die bange Frau. „Warum verbirgst Du mir Deine eigene Furcht? Dein Antlitz ist bleich und fürchterlich, Du zitterst! Bruno ist beinahe wahnsinnig! Ach, ich weiß wohl, was uns bedroht. War ich diesen Morgen nicht in der Kirche? Man wird uns martern, uns ermorden, unsere Wohnung bis auf den Boden niederbrennen . . .“

„Maria,“ seufzte der Notar, „um Gottes Willen, ich bitte Dich, gehe: es ist noch Zeit. Fliehe nach einem andern Ort.“

„Allein? Euch verlassen? Und hundert Mal sterben vor Ungewißheit, was das Schicksal meines Gatten, das Loos meines Sohnes ist? Nein, nein, mich schreckt der Tod nicht: ich leide nur, wenn ich die, die ich liebe, von einer schrecklichen Gefahr bedroht sehe. O flieht beide mit mir! Liefert unsre Wohnung, alles, was wir besitzen, ihrer Wuth aus: aber rettet Euer Leben, rettet Euer Leben und das meine!“

„Es kann nicht sein, Maria,“ sagte der Notar niedergeschlagen. Unsre Abwesenheit würde uns verrathen. Wir würden ihrer Rache nicht entgehen. Nun dürfen wir noch hoffen, daß sie nichts entdecken.“

Sie wandten sich beide erschrocken nach Bruno um, dessen Glieder krampfhaft krachten, während ein furchtbarer Schrei sich seiner Brust entrang.

Der Jüngling ging nach der Wand, ergriff das Jagdgewehr, das daran hing und spannte den Hahn: und indem er sich seinen Eltern näherte, sagte er mit düsterem Ton und wildem Blicke:

„Ach, ihre Ungerechtigkeit wird so weit gehen, daß sie meinen Vater, meine Mutter tödten. Und ich, ich sollte so gesunken sein, um aus Furcht, aus Abscheu vor dem, was ich gethan, Euer Leben aufzuopfern! Nein, macht Euch beide fort; flieht, ich will es. Ich werde allein — ihrer Wuth trotzen: nun ja, ich bin es, ich, Bruno, der dem Korporal den Kopf

einschlug: aber ich werde noch manchen Tyrannen zu meinen Füßen stürzen sehen, und muß ich sterben, so will ich mich in dem Blute der Feinde meines Vaterlandes wälzen."

Er sah in diesem Augenblicke schrecklich aus: mit fieberhaftem Krampfe hielt er das Gewehr in seiner Faust; die Augen schienen ihm aus dem Kopfe herauszutreten; sein Antlitz war blaß, seine Wangen zitterten. Man hätte glauben sollen, Wahnsinn hätte plötzlich den armen Jüngling ergriffen.

„Aus Mitleiden mit uns, Bruno," bat der Notar, — „vergrößere unsern Schmerz nicht. Laß' die Waffe, bleibe kalt und warte in der Stille den Ausgang ab. Sieh die Mutter, die Arme, sie stirbt vor Angst."

Der Jüngling stand sprachlos, den Blick auf den gespannten Hahn geheftet da. Es war, als ob er in voller Bewußtlosigkeit vergessen, wo er sich befand, und was geschah.

Bebend vor Angst sank die Mutter vor ihm auf die Kniee und hob unter einem Strom von Thränen die Hände zu ihm auf:

„O Bruno, mein Sohn, laß das Gewehr, leg' die Waffe nieder, ich bitte Dich. Willst Du denn noch mehr Blut vergießen und eines furchtbaren Todes sterben?"

„Mutter, liebe Mutter, ich will Dich retten," stammelte er, indem er sie tief gerührt vom Boden aufhob.

„Mich retten?" wiederholte die Frau, „kann der Tod eines einzigen Kindes eine Mutter retten? Ist sein Leben denn nicht ihr Leben? Bruno, Bruno, ich beschwöre Dich, bei meiner Liebe zu Dir, sei ruhig, laß ab von Deinem schrecklichen Entschluß."

„Aber dann müssen wir alle zusammen unter der Hand des schrecklichen Henkers sterben!" klagte der Jüngling verzweifelnd.

„Alle zusammen,“ wiederholte die Frau, „es ist besser, als daß mein Kind allein die Welt verlasse.“

„Arme Mutter,“ seufzte Bruno, indem er sie im Sturm seiner Gefühle umarmte, „vergib mir. Es gährt furchtbar in meinem Innern: das Blut braust durch meine Adern, das Hirn glüht in meinem Kopfe . . . das Gefühl unserer Unmacht ist mir eine Hölle . . .“

Er sah, wie das Feuer, das aus seinen Worten sprach, seine ängstliche Mutter beben machte. Voll Verzweiflung und Bitterkeit fuhr er fort:

„Aber sei ruhig, Mutter, ich will stille halten und muß es sein, vor der fremden Brut mich beugen und kriechen . . .“

Er ging nach der Wand und wollte das Gewehr wieder an seinen früheren Platz hängen, als ein Geräusch sich unten an der hintern Thüre hören ließ.

Brunos Hand hielt noch immer das an der Wand aufgehängte Gewehr; aber seine Mutter sprang auf ihn zu und riß ihm die Waffe weg.

Während Alle mit unbeschreiblicher Bangigkeit lauschten, hörten sie die Hinterthüre aufgehen und Jemand die Treppe heraufsteigen.

„Ah, es ist Jan!“ seufte der Notar.

Wirklich trat auch der alte Knecht in das Zimmer. Er war ungemein blaß und schien an allen Gliedern zu beben.

„Sie kommen! Sie kommen!“ sagte er mit erstickter Stimme.

Rasch ging er dann auf Bruno zu, zog ihn in eine Ecke und flüsterte ihm leise in's Ohr:

„Bruno, der Augenblick ist gekommen: zeigt, daß Ihr ein Mann seid. Die Hunde sind um die Grube hergelaufen, haben den Blier-Wald durchschnoppert und die Erde aufgegraben. Die Leiche muß weiter fort; noch einige Minuten und die Sanskulotten sind hier. Rasch,

kommt, helft mir; ich werde einen Spaten nehmen, wir wollen sie im Erlenwald begraben . . ."

Der Jüngling ging zu seiner Mutter und seinem Vater, umarmte sie noch einmal feurig, sagte, daß er sich verbergen wolle und folgte dem Knecht mit raschen Schritten.

Sie liefen nach der Grube, zogen die Leiche heraus und schleppten sie in wilder Hast durch ein Eichengehölz in der Richtung des Erlenwaldes.

Wenige Augenblicke später wurde heftig an die Thüre der Wohnung des Notars geklopft; man befahl von draußen, im Namen des Gesetzes zu öffnen.

Die Frau blieb in dem obern Zimmer, während der Notar hinabging, um die Thüre zu öffnen.

Ein Dutzend Soldaten drangen mit entblößten Schwertern in das untere Zimmer. Aus ihren Blicken sprach wilde Rachgier und sie überhäuften den erschrockenen Notar mit heftigen Drohungen; er fragte sie jedoch mit scheinbarer Kälte auf französisch, was sie begehrten.

Simon-Brutus hieß seine Leute schweigen; setzte sich in einen Stuhl und fragte mit strengem Tone:

„Ist gestern Abend oder diese Nacht ein französischer Soldat hierhergekommen?"

„Ja, es ist ein solcher gekommen," antwortete der Notar.

„Um welche Zeit?"

„Zwischen elf Uhr und Mitternacht, glaub' ich."

„Was wollte er hier?"

„Er ersuchte mich, ihm zwanzig Flaschen Wein zu liefern; ich habe sie ihm gegeben."

„Und ist er dann wieder gegangen?"

„Ja."

„Wer war bei ihm?"

„Mein Knecht Jan."

„Wo ist Euer Knecht?"

„Ich weiß es nicht, er ist mit dem Soldaten fortgegangen.“

„Das ist alles, was Ihr wißt?“

„Es ist alles.“

Simon-Brutus stand mit spöttischem Lächeln auf und sagte:

„Ihr seid so blaß, Citoyen Notar. Wenn man die Wahrheit spricht, so zittert man nicht, wie Ihr! Wir werden der Wahrheit jedenfalls bald auf die Spur kommen. Folgt uns; nehmt Eure Schlüssel, um alle Thüren zu öffnen.“

Er vertheilte seine Leute; sandte ungefähr die Hälfte in den Garten, um ihn zu durchsuchen, und behielt die andere Hälfte bei sich.

Der Notar hatte seinen Kräften zu viel zugetraut; seine Kaltblütigkeit verließ ihn ganz und gar; und als Simon-Brutus ihn mit dem Worte: „vorwärts!“ am Kragen faßte, war er mehr todt als lebendig und zitterte schrecklich.

Nichtsdestoweniger gehorchte er den Befehlen der Soldaten, begleitete sie durch sein ganzes Haus und öffnete alle Thüren, die ihm angedeutet wurden.

Als man in das Zimmer kam, wo seine Frau mit dem Kopfe auf dem Tische weinte, belustigten sich die Soldaten damit, einige kecke Witze über sie zu machen, ließen sie jedoch unangetastet.

So durchsuchte man die Wohnung von unten bis oben, Zimmer, Söller, Keller und Kasten. Alles wurde durchstöbert, die Leinwand auf dem Boden zerstreut und was gebrechlich war, in Stücke geschlagen.

Man hatte jedoch nicht die mindeste Spur von dem entdeckt, was man suchte und schon begannen Simon-Brutus und die Leute, die mit ihm waren, zu glauben, sie hätten sich in ihrer Vermuthung getäuscht.

Sie begaben sich in den Garten; um ihre übrigen Kameraden im Durchsuchen der Ställe und Scheuern

zu unterstützen und zwangen den Notar, ihnen überallhin zu folgen.

Die Soldaten schienen ungehalten zu werden, daß ihre Versicherungen zu nichts führten; in ihrer Wuth überhäuften sie den Notar mit Flüchen und Drohungen.

Im Herzen des Notars brach sich endlich eine gewisse Freude Bahn; es war ihm, als ob sich seine Brust erweiterte, sein Athem freier würde, je mehr Hoffnung sich zeigte, daß die Sanskulotten nicht entdecken würden, was sie suchten.

Doch hinderte ihn eines, sich ganz diesem Gefühle hinzugeben, — der Anblick verschiedener Soldaten nehmlich, die sich immer weiter von dem Hause entfernten und ihre Nachforschungen in dem nahe gelegenen Gehölze fortsetzten.

Der Notar durfte jene Soldaten kaum mit einem flüchtigen Blicke beobachten, da er fürchten mußte, seine Angst dadurch zu verrathen; er wandte deßhalb mit scheinbarer Gleichgültigkeit den Kopf nach der andern Seite.

Er zitterte vor Freude, als er Simon-Brutus folgende Worte sprechen hörte:

„Citoyen-Sergeant, glaubt Ihr nicht, daß es besser wäre, Eure Leute zusammenzurufen? Wir können doch nicht den ganzen Tag auf einem Platze suchen. Und finden wir nichts, was uns auf die Spur des vermißten Korporals bringen könnte, so müssen wir andere Mittel ersinnen, um zu erfahren, wo er geblieben. Sollt es nicht möglich sein, daß er, von dem Weine berauscht, sich irgend wo niedergelegt und neben dem unglücklichen Korbe eingeschlafen?“

„Möglich, sehr möglich, Citoyen-Commissaire,“ antwortete der Sergeant; „es wäre nicht das Erstemal, daß der Korporal Horace dem Wein erlegen.“

„Also Ihr glaubt, daß wir vor der Hand unsere Nachforschungen an diesem Orte einstellen sollen?“

„Ich meine, Citoyen-Commissair, daß wir uns zu früh auf den Weg gemacht. Wir sollten erst einen Theil des Tages auf den Korporal warten, statt uns so viele fruchtlose Mühe zu machen. Wenn der Korporal in ein bis zwei Stunden mit einem halbleeren Korbe im Adler ankäme, er wäre im Stande, uns auszulachen."

„Aber wenn er gar nicht wiederkommt? Was dann?"

„Was dann, Citoyen-Commissaire? Wir durchsuchen das Dorf von einem Ende zum andern, wir durchwühlen den Boden, wenn es sein muß, wir werfen Holz und Stroh aus Ställen und Scheuern; wir nehmen Alles, was lebt, gefangen . . . . Und wir werden unsern Kameraden ganz sicher bekommen, hätte man ihn auch zwischen zwei Mauern eingemauert."

Simon-Brutus wandte sich an den Notar und fragte:

„Habt Ihr bemerkt, Citoyen, daß der Korporal, der gestern Abend hierherkam, betrunken war?"

„Wenn mich nicht alles täuscht, Citoyen-Commissaire, so war er allerdings betrunken."

„Hat er hier getrunken?"

„Eine Flasche Burgunder leerte er in meiner Gegenwart. Auch hat er blicken lassen, daß er die Absicht habe, unterwegs noch eine zu trinken und befahl, aus diesem Grunde ihm einundzwanzig Flaschen zu geben."

„Wir haben uns zu sehr beeilt," sprach Simon-Brutus zu dem Sergeanten, „er wird irgendwo liegen."

Aufs Neue wandte er sich dann wieder zu dem Notar und fragte:

„Es ist möglich, daß diese Nacht ein Unglück oder ein Verbrechen geschehen. Ihr wißt, daß Jeder, der einen Soldaten der französischen Republik verwundet oder ermordet, auf der Stelle erschossen werden soll; und daß Derjenige, der den Mörder verbirgt oder nicht zur Kenntniß bringt, was er von solchen Dingen erfährt, der-

selben Strafe wie der Schuldige verfällt. Deßhalb befehle ich Euch im Namen der französischen Republik, augenblicklich uns zu wissen zu thun, was Ihr erfahrt. Zugleich gebiete ich Euch ausdrücklich, Euern Knecht aufzusuchen und in eigener Person zu mir zu kommen, sobald Ihr wißt, wo er ist. Wenn Ihr diesen Befehlen im Mindesten zuwider handelt, wird Euch die Hand der Strafe ehestens erreichen . . . . Citoyen-Sergeant, ruft unsere Leute zusammen."

Aber der Sergeant zeigte mit Verwunderung hinaus: „Seht, seht, was bringt Mucius Scävola? Einen Säbel, einen Hut!"

Ein heller Angstschrei entfloh der Brust des Notars. Simon-Brutus sah ihn mit blitzenden Augen an.

„Ha, scheinheiliger Verräther," rief er ihm zu, „Ihr wißt mehr, als Ihr sagt."

Der Soldat, den man Mucius Scävola nannte, trat mit einigen seiner Kameraden in das Zimmer und zeigte seinem Offizier einen Säbel und einen Hut, von welchem stinkendes Wasser herablief.

„Citoyen-Commissaire," sagte er, „dies lag in einem schmutzigen Loch dort hinten in der Ecke des Gartens unter einem Fliederbusche."

„Das Schwert und der Hut eines französischen Soldaten?" rief Simon-Brutus, „der Hut des Korporal Horace!"

Er ergriff den Notar bei der Kehle, schüttelte ihn so heftig, daß sein Kopf gegen die Wand schlug und schrie ihm wüthend ins Gesicht:

„Er ist also ermordet? Ermordet in Eurem Hause, falscher Schwärmer? Sagt rasch, wo liegt seine Leiche?"

Und hätte auch Simon-Brutus den Notar nicht so fest an der Kehle gepackt gehabt, der Schreck allein schon würde ihm die Sprache genommen haben. Was er stotterte, war unverständlich. Man konnte nur soviel ver-

stehen, daß er behauptete, er wisse nicht, was der Säbel und der Hut bedeuten.

Mucius Scävola näherte sich dem Offizier und sagte:

„Gebt Euch nicht so viele Mühe, Citoyen-Commissaire; neben dem Loch ist ein Durchweg in die Hecke gebrochen und von da läuft eine mit schmutzigem Wasser beträufelte Spur fort. Offenbar hat man die Leiche unseres Kameraden zuerst in das Loch geworfen und später die Oeffnung in die Hecke gemacht, um sie anderswo zu verbergen und zu begraben. Die Spuren sind sehr deutlich; wenn wir sie verfolgen, finden wir den fortgeschleppten Leichnam ganz sicher."

Die Soldaten, welche diese Worte noch mehr überzeugten, daß ihr Kamerade hier sein Leben gelassen, wollten dem Notar an den Leib und hoben ihre Säbel in die Höhe, um ihm den Kopf zu zerspalten; ein gebietendes Zeichen von Simon-Brutus hemmte ihre Wuth.

„Citoyen-Sergeant," sagte er, „bleibe mit acht Leuten hier, ich vertraue diesen Räuber Euren Händen an, Ihr seid mit Eurem Kopfe für ihn verantwortlich. Die andern sollen mir folgen. Mucius Scävola voran! Zeigt uns die Spur."

Am Ende des Gartens durchstöberten sie das Loch noch mit ihren langen Säbeln, fanden jedoch nichts. Dann ging Simon-Brutus voran und verfolgte die Spur, die an dem stinkenden Wasser und dem niedergetretenen Grase leicht zu erkennen war. Von Zeit zu Zeit sahen sie sogar, daß das niedere Gestrüpp niedergetreten oder abgeknickt war, als ob man einen schweren Körper darüber hinweggeschleppt.

Die Spur führte sie zuerst durch ein Eichenwäldchen, dann über ein großes Feld, später über einige tiefe Waideplätze, bis an den Rand eines Erlenwaldes, an welchem ein kleiner Bach hinströmte.

Es war hier leicht zu sehen, daß man große Mühe

gehabt, um den Körper, oder was man weggeschleppt, über den Bach zu bringen; das Bett war mit den Füßen ausgetreten und das Gras am Rande platt gedrückt.

Der Anführer vermuthete, daß sie nicht ferne von dem Platze sein könnten, wo man die Leiche verborgen: es schien ihm sogar, als hätte er ein leises Geräusch gehört.

Deßhalb legte er den Finger auf den Mund und gebot Stille.

Alle bückten sich unter dem Erlenlaub und schlichen mit zurückgehaltenem Athem fort.

Plötzlich befahl Simon-Brutus zu halten und zeigte ihnen fern in dem Gehölz zwei Männer, die, soviel man merken konnte, damit beschäftigt waren, ein Loch zu graben. Er gab seinen Soldaten ein Zeichen: sie nahmen das Gewehr in die Hand und krochen noch einige Schritte fort, jeden Augenblick zum Schießen bereit. Indessen heftete Simon-Brutus den Blick auf die beiden arbeitenden Männer.

Das Herz klopfte ihm vor Freude und Rachedurst. Bruno, den er schon fern geflüchtet glaubte, Bruno, der seinem Haß entgangen zu sein schien, stand jetzt vor ihm, der Todesgefahr unbewußt, in der er schwebte, nicht ahnend, daß in diesem Augenblick zehn Gewehre auf seine Brust zielten.

Plötzlich hörte Bruno auf, zu graben; er hatte von ferne ein Geräusch gehört, denn er schien nach den herannahenden Soldaten zu blicken.

Simon-Brutus, der dies bemerkte, rief seinen Leuten zu:

„Feuer! Feuer!“

Zwanzig Gewehre entluden sich zu gleicher Zeit; die Kugeln flogen pfeifend durch das Laub und die Blätter prasselten wie ein Regen nieder. Im selben Augenblicke sprangen die Soldaten jauchzend vorwärts; aber die Kugeln hatten wahrscheinlich keinen der beiden Männer getroffen, denn sie sahen sie beide in verschie-

denen Richtungen fliehen und in der Tiefe des Gebüsches verschwinden.

Bruno hatte wohl bemerkt, daß Simon-Brutus ihn erkannt; die drohende Faust, die sein alter Feind ihm aus der Ferne entgegengestreckt, ließ ihm keinen Zweifel darüber.

Schon hatte das Wegschleppen der Leiche und die verzweiflungsvollen Worte, die er mit dem Knechte gewechselt, sein Herz mit Verzweiflung erfüllt. Nun, da die That denen bekannt war, die sie rächen mußten, blieb ihm kein Zweifel, daß der Tod ihm an den Fersen klebte; dazu hatte ihm diese Nacht so viele Schätze der Liebe und Güte aus dem Herzen gerissen; er war Mann geworden und hatte aus der Verzweiflung den vollen Begriff seines Unglücks geschöpft.

Auf wohlbekannten Wegen durch Wälder und niederes Gehölz laufend, eilte er nach dem Dorf, näherte sich seinem Hause von der Seite der Straße, sah mit einem flüchtigen Blicke rings umher, sprang hinein, flog die Treppe hinauf, ergriff die Doppelflinte, hing sich das Pulverhorn und die Waidtasche um den Hals, faßte seine Mutter am Arme und eilte mit ihr hinweg, während er mit halberstickter Stimme sagte:

„Rasch, Mutter! Sie haben mich bei der Leiche überrascht, sie werden Dich umbringen, unser Haus verbrennen. Komm, laß uns fliehen, um Gotteswillen, laufe, eile!“

Die Frau that ganz bewußtlos und zitternd, was er sagte und lief mit ihm die Treppe hinab.

„Wo, wo ist der Vater?“ fragte der Jüngling, mit äußerster Angst sich umsehend.

Doch ehe seine Mutter ihm antworten konnte, bemerkte er zwei französische Soldaten, die mit dem Rücken an dem hintern Fenster lehnten.

„Komm, komm!“ rief er, „noch einen Augenblick und es ist zu spät!“

Er zog seine Mutter zur Thüre hinaus und eilte mit ihr zwischen den Häusern auf den Straßen fort.

Als die Soldaten an dem Fenster das Geräusch hörten und sich umdrehten, war Bruno bereits mit seiner Mutter verschwunden.

Simon-Brutus und seine Leute hatten die Leiche des Korporal Horace neben dem Loche gefunden, in welchem man ihn begraben wollte.

Anfangs hatten die Soldaten mit wahrem Schmerze die Leiche ihres Kameraden betrachtet; einigen war sogar eine Thräne über die Wange gerollt. Bald aber verwandelten sich die Klagen des Schmerzes in den Ruf nach Rache.

Neben der Leiche sprach ein Korporal zum Offizier:

„Citoyen-Commissaire, ich verlange im Namen meiner Kameraden, daß diese Frevelthat mit dem Tode des Schuldigen bestraft werde. Der alte Scheinheilige, den wir in seinem Hause zurückgelassen, hat offenbar Antheil an diesem Verbrechen, wenn er nicht selbst der Thäter ist. Wir fordern seinen Tod.“

„Er soll sterben!“ antwortete Simon-Brutus sinnend.

Nachdem er einen Augenblick in Nachdenken versunken geblieben, sprach er:

„Ich glaube doch, daß der Mörder uns entgangen. Der Sohn des Notars ist zweifelsohne der Thäter. Ihr wißt nicht, wie diese Leute sind; um unserer Rache zu entgehen, beschuldigen sie die Abwesenden, die außer unserem Bereiche sind. Deßhalb werde ich dem Notar sagen, daß man seinen Sohn und den Knecht gefangen nach dem Adler gebracht. Vielleicht erfahren wir auf diese Weise, was geschehen und wer seine mörderische Hand in das Blut eines Soldaten der französischen Republik tauchen durfte.“

Indessen hatten die Soldaten aus Erlenstämmen eine Art von Tragbahre gemacht und die Leiche darauf

gelegt. Auf den Befehl des Offiziers nahmen vier der Stärksten die Bahre auf die Schultern und zogen, von den andern gefolgt, damit nach der Wohnung des Notars.

In dem Garten angekommen, stürzte Simon-Brutus auf den Notar zu, der noch zwischen seinen Wachen am Hause stand, ergriff ihn am Kragen, schleppte ihn bis vor die Leiche und donnerte in französischer Sprache:

„Mörder! da liegt ein Schlachtopfer. Willst Du nun noch leugnen, daß der arme Korporal hier sein Leben ließ? Scheinheiliger Heuchler! aber Du sollst sterben; Du und Dein Sohn und Dein Knecht, die wir überraschten, als sie den schrecklichen Zeugen ihres Verbrechens begraben wollten!"

„Meinen Sohn? Ihr habt meinen Sohn gefangen?" seufzte der Notar ganz außer sich.

„Dein Sohn und Dein Knecht sind gefangen nach dem Adler gebracht worden. Sogleich nach unserer Zurückkunft wird ihr Todesurtheil gefällt und vollstreckt werden. Was Euch betrifft, so bleibt Euch noch ein Mittel, einem sichern Tode zu entgehen. Sagt uns offen, was hier geschehen ist und wer dem Korporal den tödtlichen Schlag beigebracht. Ist es Euer Sohn, so erklärt es ohne Rückhalt. Die Unschuldigen sollen nicht mit den Schuldigen büßen. Sagt uns, wer hat es gethan? Er soll allein sterben; sonst wird die Kugel noch heute dreier Menschen Leben ein Ende machen."

Der Notar antwortete nicht rasch genug:

„Wenn Euch Euer Leben lieb ist, sprecht!" rief Simon-Brutus, „oder ich sende augenblicklich den Befehl ab, daß Euer Sohn ohne Verzug erschossen werde."

„Ich kann nicht sprechen," stammelte der Notar, „der Schrecken benimmt mir die Sprache; mir schwinden die Sinne. Nur einen Augenblick, und ich will erzählen, was geschehen."

Er stand einen Augenblick tief athmend da und begann dann:

„Vernehmet, Citoyen-Commissär, was geschehen ist. Der Korporal kam; er war betrunken; er bat mich um Wein, indem er den Requisitionsbrief verloren zu haben vorgab; ich lieferte ihm den Wein aus; er trank davon und verlangte dann, daß ich ihm einige tausend Livres Gold für Assignaten gebe. Ich weigerte mich, dies zu thun; er zog seinen Säbel und warf mich zu Boden; ich bin aufgestanden; er hatte seinen Säbel bereits geschwungen, um mir den Todesstreich zu versetzen, da ergriff ich die Weinflasche, die auf dem Tische stand, vertheidigte mich und schlug ihm auf den Kopf, daß er leblos zu Boden sank . . .“

Die Soldaten stürzten herbei und drohten den Notar auf der Stelle in Stücke zu zerreißen. Drei oder vier schlugen ihn mit Fäusten, einer stieß ihm sogar die Spitze des Bajonnetts in die Lenden. Der Notar aber blieb bewegungslos und gelassen, den Blick auf den Boden gerichtet, stehen.

„Haltet ein! Ruhe!“ rief Simon-Brutus seinen Soldaten zu.

„Ist es wahr, was Ihr erklärt habt?“ fragte er den Notar.

„Es ist wahr,“ sagte dieser.

„Wer liegt da? Wer versucht mich zu betrügen? Oder habt Ihr vielleicht alle zusammen den armen Korporal übermannt und ermordet?“

„Niemand hat ihn erschlagen als ich.“

„Euer Sohn aber behauptet, er habe den Mord begangen.“

„Aus Liebe zu mir, Citoyen-Commissär, sagt er das, — um mich zu retten,“ seufzte der Notar, während seine Thränen seinem Auge entstürzten.

„Der Knecht sagt auch, daß Bruno den Schlag geführt.“

„Aus Anhänglichkeit an seinen alten Herrn, um Euren Zorn von mir abzuwenden.“

Diese Erklärung gefiel Simon-Brutus nicht; er hätte weit lieber gehört, daß Bruno der That schuldig gewesen. Dadurch hätte sein Haß gegen den jungen Mann einen größeren Schein von Gerechtigkeit gewonnen, als durch die Erinnerung an eine alte Eifersucht; und es wäre ihm möglich geworden, Bruno mit dem Tode zu bestrafen, obwohl er als Rekrut nach Antwerpen gebracht werden sollte.

„Wie erklärt Ihr dann die Gegenwart Eures Sohnes bei der Leiche?“ fragte er.

„Mein Sohn war in der Nähe versteckt, als das Unglück geschah,“ antwortete der Notar. „Ich war nicht im Stande, die Größe der Unthat zu begreifen. Jan rief meinen Sohn aus seinem Schlupfwinkel herbei; beide brachten die Leiche weg, um mich, wenn es noch irgend möglich, vor Eurer Rache zu schützen.“

„Ist das die Wahrheit?“

„Es ist die Wahrheit.“

„Versteht Ihr, Citoyen, Notar,“ fragte Simon-Brutus, „daß Ihr durch diese Erklärung Euer eigenes Todesurtheil unterschreibt?“

„Ich habe meine Pflicht gethan,“ murmelte der Notar.

Um seinen Sohn von einem sichern Tode zu retten, beschuldigte er sich selbst einer That, die er nie gethan. Das Gefühl der väterlichen Liebe flößte ihm Muth und Standhaftigkeit ein. Ja, seine Antworten waren so unerschrocken und ruhig, daß Simon-Brutus und seine Leute nicht länger an der Wahrheit seiner Aussage zweifelten.

Die Soldaten waren nun überzeugt, daß der Notar wirklich den Korporal ermordet. Sie verlangten mit wüthendem Geschrei augenblickliche Bestrafung.

„Citoyens camarades,“ sprach der Offizier, „ihr seht hier einen Mann, der einen Soldaten der französischen Republik ermordet hat. Er gesteht es selbst: die

Leiche unseres armen Kameraden zeugt gegen ihn. Glaubt Ihr von dem Thatbestand fest genug überzeugt zu sein? Ich ernenne Euch zum Kriegsrath: beschließt über sein Schicksal."

„Den Tod! Die Kugel! Erschießen!" riefen die Stimmen durch einander.

„Nun," sprach Simon-Brutus in seinem feierlichen Tone, wie ein Richter, der ein Urtheil verliest. „Nun denn, kraft der Macht, die uns von der Centralgewalt verliehen worden, nachdem wir den Bürger Notar des Mordes an Citoyen Horace, Korporal im Dienst der französischen Republik für schuldig erkannt und die Wahrsprüche des Kriegsraths vernommen, verurtheilen wir den Schuldigen zur Hinrichtung durch Pulver und Blei, und befehlen, daß das Urtheil augenblicklich hierselbst vollzogen werde. Wir befehlen ferner, daß sogleich nach dem Vollzug der Strafe das Feuer an den vier Ecken der Wohnung des Verbrechers angesteckt und sie mit allen dazu gehörenden Gebäuden bis auf den Grund niedergebrannt werde, damit die Verwüstung dieses Platzes zeuge von der Macht der französischen Republik und der Art, wie sie ihre Kinder zu rächen weiß!"

Bei diesen Worten begann der Notar schrecklich zu zittern; er erblaßte und wandte sich in fieberhafter Angst nach seiner kleinen Scheuer, die auf der linken Seite des Hofes stand.

Alle bemerkten seine plötzliche Bewegung und sahen ihn erstaunt an.

„In seinem Gebäude scheint etwas versteckt!" murmelte der Sergeant.

„Rasch! rasch!" rief Simon-Brutus, „das Schauspiel dauert schon lange genug. Korporal, nehmt acht Leute, führt den Verbrecher an jene Hecke, erschießt ihn und werft seine Leiche in das Loch, in das man unsern Kameraden geworfen. Macht der Sache rasch ein Ende."

Der Korporal hatte seine Leute bald herausgefunden. Er näherte sich dem Notar, ergriff ihn am Kragen und führte ihn in der angedeuteten Richtung fort.

„Ich wünsche noch ein letztes Wort mit dem Citoyen-Commissär zu sprechen," sagte der Notar.

„Nun, was soll's?" fragte Simon-Brutus, indem er sich ihm näherte.

„Ihr sagtet, Citoyen-Commissaire, daß Ihr meine Wohnung bis auf den Grund niederbrennen wollt?"

„Augenblicklich. In einer halben Stunde wird Alles von den Flammen verzehrt sein."

Der Notar deutete mit dem Finger nach einer kleinen Scheuer und sagte:

„Dort, unter dem Rohrdach liegt ein Mensch verborgen: er würde in den Flammen umkommen."

„Ha, ha!" jauchzte Simon-Brutus, „so werden wir am Ende noch mehr finden, als wir uns träumen ließen. Man bewache den Verurtheilten! Acht Leute sollen mir folgen."

„Neben der Scheuer, am Boden ist eine Oeffnung," sagte der Notar.

Der Offizier lief mit seinen acht Soldaten nach dem angedeuteten Orte hin. Sie hieben mit ihren Säbeln in die Lehmmauer und vergrößerten das Loch; alle bückten sich und krochen hinein.

Die Scheuer schien bis an die Thüre mit Holzbüscheln angefüllt; in der Mitte war ein Durchgang freigelassen. Die Soldaten konnten diesen jedoch nur mit Mühe finden; denn alle Oeffnungen, die etwas Licht zugelassen, waren verschlossen: es herrschte die tiefste Finsterniß.

Simon-Brutus tastete mit den Händen umher und fand, daß die Holzbüschel treppenweise aufgeschichtet lagen.

Er stieg bis unter das Dach; seine Leute folgten ihm auf den Fersen.

Da sahen sie in einer entfernten Ecke bei dem hellen Schimmer, der durch einige Ritzen drang, einen Mann, der ihnen ein Bauer zu sein dünkte, auf dem Stroh knieend beten.

Als er auf all' die barschen Scheltworte und Drohungen nicht antwortete und bewegungslos auf seinen Knieen liegen blieb, rissen sie ihn aus der Ecke hervor und schleppten ihn bis an den Rand der Holzbüschelhaufen. Einer der Soldaten stieß ihn im Zorne in die Lenden; der Unglückliche stürzte von oben auf den Boden der Scheuer herab.

Alle stiegen hinunter. Bei dem Lichte, das durch das Loch am Boden drang, bemerkten sie, daß der Mann an der Seite der Stirne verwundet war und Blut über seine Wangen floß. Sie trösteten ihn mit Spott und Hohn und machten ihm begreiflich, daß er bald ganz anders bluten werde.

Der Mann schien sich im Uebrigen nicht verletzt zu haben, denn er hatte sich ohne Hülfe aufgerichtet und stand schweigend inmitten seiner Henker.

Inzwischen war Simon-Brutus zur Scheuer hinausgegangen und rief, man sollte den Bauern an's Tageslicht bringen.

Der Befehl wurde vollzogen; man stieß das neue Schlachtopfer durch das Loch.

Es war ein Mann von hoher Gestalt und schien wohl hundert Jahre alt. Weiße Haare umsäumten seinen Kopf; sein Antlitz war freundlich und offen; etwas Majestätisches lag in seinen Zügen.

„Der Pastor!“ rief Simon-Brutus, mit Staunen und unwillkürlicher Ehrfurcht zurückweichend.

Ein freudiges Jauchzen entstand unter den Soldaten.

„Ha, der Pastor!“ riefen sie: „Ein guter Fang. Das beginnt nicht schlecht. Der Anführer der Fanatiker! Ein guter Fang, ein guter Fang!“.

Indessen hatten sie den Priester in den Garten gebracht, wo der Notar noch immer zwischen den Wachen stand. Dieser rief, sobald er den Pastor sah, mit inbrünstiger Bitte:

„O Vater, Vater, gebt mir Euern Segen. Ich gehe zum Tode . . . Ich bitte Gott um Vergebung meiner Sünden: mit Zuversicht befehl ich meinen Geist in seine Hände. Betet für meine Frau, für mein Kind! Euren Segen! Euren Segen!“

Der Priester erhob seine Hände und sprach mit großer Feierlichkeit einige stille Worte über seinen Freund.

Ein langes Spottgelächter durchlief die Reihen der Soldaten.

Simon-Brutus, der bei dem Anblick des Pastors unwillkürlich zurückgetreten, kämpfte einen Augenblick gegen dies Gefühl von Ehrfurcht. Plötzlich streckte er gebietend die Hand aus und sagte zu dem Korporal, der neben dem Notar stand:

„Das Urtheil werde sogleich vollzogen!“

Darauf wandte er sich an die Andern und befahl:

„Citoyen-Sergeant, ich vertraue den Priester Eurer Wachsamkeit an. Man folge mir mit ihm in das Haus!“

Im untern Zimmer der Wohnung setzte sich Simon-Brutus ermüdet in einen Stuhl; er ließ den Priester herbeibringen und fragte ihn auf Französisch, da er wußte, daß der Pastor diese Sprache sehr gut verstand:

„Citoyen Jacobus Dominicus Torfs, wißt Ihr, daß Ihr zur Gefangennehmung und Deportation nach der Insel Oleron verurtheilt seid?“

„Ich wußte es, ehe Ihr als Gesandter der Feinde Gottes hierher geschickt wurdet und es in der Kirche verkündetet,“ antwortete der Pastor mit großer Kälte.

„So! Und warum seid Ihr nicht geflohen?“ spottete der Anführer.

„Die Zeit ist gekommen, daß Petri Fels noch einmal mit dem Blut von Märtyrern übergossen werde. Wenn Gott das meine will, so möge es dahinfließen..."

„Er faselt," rief der Sergeant, „er ist von Sinnen."

In diesem Augenblick vernahm man das Echo einer Gewehrsalve; und während Aller Aufmerksamkeit dadurch von dem Priester abgewandt wurde, trat der Korporal vor den Kommandanten, salutirte und sagte in kaltem Tone:

„Citoyen-Commissär, Euer Befehl ist vollzogen; der Verbrecher ist vom Leben zum Tode gebracht."

Zwei große Thränen rollten aus den Augen des Priesters, er beugte das Haupt tief auf die Brust herab. Die Meldung des Todes seines unglücklichen Freundes hatte seinen Muth gebrochen.

Der Offizier wandte sich auf's Neue an ihn und sagte:

„Was habt Ihr diese Nacht gesehen oder gehört?"

„Ein dumpfes Geräusch von Männern, die in der Dunkelheit durch den Garten gingen," lautete die Antwort.

„Es wurde diese Nacht ein Soldat hier ermordet. Wißt Ihr davon?"

„Ja."

„Was wißt Ihr?"

„Bruno hat mich in meinem Schlupfwinkel aufgesucht und mir erzählt, wie der Soldat seinen Vater zu Boden geworfen und ihn ermorden wollte."

„Wer hat den Soldaten ermordet?"

Der Priester schwieg.

„Ihr sollt sprechen," donnerte Simon-Brutus. „Ihr wißt Alles. Ich befehle Euch im Namen der französischen Republik, sagt, was Ihr wißt!"

Der Priester schwieg noch immer.

Ein Soldat gab ihm in der Aufwallung einen heftigen Schlag in's Gesicht.

„Still da!“ rief Simon-Brutus, „dieser Gefangene muß der Centralgewalt in die Hände geliefert werden . . . Nun, Citoyen Torfs, noch einmal, werdet Ihr sagen, was Ihr wißt?“

Der Priester erhob das Haupt, sah Simon-Brutus mit Blicken an, aus denen die Begeisterung leuchtete, und sprach in feierlichem Tone:

„Was ich weiß, verirrter Sünder? Ich weiß, daß, wenn Deine Mutter noch lebte, sie die Stunde Deiner Geburt verfluchen würde! Ich weiß, daß sie den Sohn verstoßen würde, der als ein Verwandter der Hölle die Altäre seines Gottes zerbricht und seine Brüder ermordet, auf demselben Boden, auf dem seine Wiege gestanden! Ich weiß, daß das unschuldige Blut der Christen bis vor Gottes Richterstuhl auf Dir ruhen wird! Das weiß ich!“

Diese Worte, die wie eine furchtbare Prophezeiung klangen, machten einen tiefen Eindruck auf Simon-Brutus. Er verbarg mit Mühe seine Gefühle, als er unter spöttischem Lachen zu seinen Leuten sagte:

„Genug der lächerlichen Sermone! Man folge mir nach dem Adler. Der Korporal bleibe mit acht Leuten hier.“

„Sollen wir die Wohnung in Brand stecken?“ fragte der Korporal.

„Nein, noch nicht,“ antwortete der Offizier. „Heute Nachmittag werde ich Euch einen Befehl senden. Es muß hier viel Geld und Silberzeug sein. Sammelt es. Wir werden es zum Uebrigen thun und nach Antwerpen schicken. Eßt und trinkt inzwischen, was Ihr hier findet. Laßt Euch nicht überrumpeln, Korporal . . . Man hole die Leiche unseres Kameraden!“

Sobald der todte Körper auf der Tragbahre herbeigebracht wurde, verließ Simon Brutus die Wohnung des Notars und trat mit seinen Leuten auf den Dorf-

weg. Der Priester, von zwei Soldaten geführt, schritt mit gebeugtem Haupte neben der Leiche einher.

Bei ihrem Gang durch's Dorf sahen sie kein einziges lebendes Wesen; es schien öde und verlassen, als ob die Pest alle Einwohner in einer Nacht dahingerafft. Viele Leute standen jedoch hinter Thüren und Fenstern und sahen mit Todesangst durch die kleinsten Oeffnungen den feierlichen Zug vorüberkommen. Außerhalb des Dorfes, auf dem Wege nach dem Adler vernahm man plötzlich einen Gewehrschuß; einer der Soldaten fiel, in das Bein getroffen, in den Sand.

Unter wirrem Rachegeschrei eilten Alle durch das Gehölz und liefen nach dem Ort, von welchem das Rauchwölkchen des Schusses langsam in die Höhe stieg.

Vier Soldaten blieben bei dem Priester und stießen und schlugen ihn, als ob er an dem Schuld wäre, was so eben geschehen. Er ließ sich geduldig martern und von der einen Seite nach der andern stoßen: kein Wort, keine Klage kam über seine Lippen.

Es dauerte ziemlich lange, ehe Simon-Brutus und seine Kameraden aus dem Gehölze zurückkehrten. Bei ihrem Erscheinen auf dem Wege glühten ihre Augen vor Zorn; ein wirres Geschrei wilder Wuth tönte durch ihre Reihen . . . sie hatten niemand gefunden.

„Vorwärts!“ rief der Offizier, „wir werden diesen Nachmittag ihnen die Rechnung machen.“

Der Priester wurde noch heftiger fortgestoßen, der verwundete Soldat aber getragen, und so erreichte der Zug das Wirthshaus zum Adler.

IV.

Es war am selben Tage, ungefähr um drei Uhr.

Simon=Brutus ging vor dem Wirthshause zum Adler auf und nieder. Er schien in tiefes Nachdenken versunken; bisweilen blieb er stehen und hielt die Hand an die Stirne; dann flüsterte er der Schildwache vor der Thüre einige flüchtige Worte zu, oder stellte sich vor den Dorfweg, um zu sehen, ob sich nicht in der Ferne etwas zeigte.

Hinter dem Fenster des Wirthshauses stand Baes Coylen, der scheinbar gleichgiltig, aber voll Angst und Zittern das Auge auf den Offizier gerichtet hielt.

Diesen Morgen hatte der Müller erschreckliche Dinge gesehen. Man brachte eine Leiche in sein Haus und in seinem Stalle saß der Pastor; er hatte den ganzen Tag noch nichts gehört, als fürchterliche Flüche und Drohungen von Brand und Mord. Aengstlich wie er war, folgte er nun dem Offizier mit bangen Blicken; denn er zweifelte nicht daran, daß Simon=Brutus in diesem Augenblicke mit Rache= und Zerstörungsplanen beschäftigt sei.

Der Müller täuschte sich jedoch. So hart und unglückprophezeiend die Züge Simon=Brutus' gewöhnlich auch waren, so verdrängte doch bisweilen ein flüchtiges Lächeln den trotzigen Ausdruck seines Gesichtes. Die Ungeduld, die ihn sichtlich verfolgte, zeugte davon, daß er statt an Racheplane zu denken, mit Bangen etwas erwartete, dessen Erscheinen ihm von höchster Wichtigkeit zu sein schien.

Er hatte bereits zum vierten Male den Dorfweg hinabgeblickt, als er in der Ferne einige Soldaten erscheinen sah.

Er kehrte rasch zu der Schildwache zurück und sagte in strengem Tone:

„Der Sergeant ist da: er bringt eine Frau, die ich gefänglich einziehen ließ. Habt wohl Acht, daß man Niemand, wer es auch sei, in den Adler einlasse, solange ich nicht selbst heraus komme und andere Befehle gebe. Der Sergeant soll die Frau in das große Zimmer zu mir bringen."

Mit diesen Worten trat er in das Wirthshaus.

Inzwischen zeigten sich am Ende des Weges zehn Soldaten, die eine junge Frau am Arme fortführten und ihr von Zeit zu Zeit mit Gewalt in den Rücken stießen, um ihren Gang zu beschleunigen.

Es war ein schönes Mädchen, groß von Gestalt, mit rabenschwarzen Haaren, feurigen Augen, etwas Majestätischem und Edlem in ihrem bezaubernden Gesichte. Obgleich Thränen aus ihren Augen perlten, beugte sie doch das Haupt nicht: ihr Gang, ihre Haltung zeugten von Stolz und Muth.

Die Soldaten selbst konnten sich dem Einflusse dieses ächt weiblichen Stolzes nicht entziehen: ihre Worte waren nicht so rauh, denn sonst, und schienen durch ein Gefühl der Ehrfurcht gemäßigt zu werden.

Aber ihre Begleiter machten um so bedrohendere Ausfälle gegen einen bejahrten Mann, der ihnen hartnäckig folgte, obschon sie ihn mehr als einmal durch die furchtbarsten Drohungen zurückgetrieben.

Dieser Mann war der Küster-Schulmeister; er lief den Soldaten mit Zeichen unbeschreiblicher Verzweiflung nach, raufte sich die Haare aus dem Kopfe, zerschlug sich die Brust und vergoß einen Strom von bittern Thränen: mit andern Worten, er ging zu Werke, als hätten ihn Schmerz und Verzweiflung wahnsinnig gemacht.

Bisweilen ließ der Sturm in seinem Innern nach; dann erhob er die Augen zum Himmel und rief in schmerzvollen Tönen zu Gott um Hilfe, oder trotzte den

Drohungen der Soldaten, näherte sich ihnen und rief in seinem Jammer:

„O Veva, mein Kind, mein unglücklich Kind! Du, Alles, was mir bleibt auf Erden, Geschenk des Herrn, mein Stolz, meine Freude, Du in den Händen der Barbaren! Du, der gottlosen Frechheit ausgeliefert! Unschuldiges Lamm, was wollen die Schändlichen mit Dir? Gott, ich sterbe vor Angst und Schrecken.“

Und nachdem er sich einen Augenblick bewußtlos und halb vernichtet auf dem Wege fortgeschleppt, erhob er wieder sein Jammern:

„O Veva, liebe Veva, sei nicht bange, vertraue auf Gott, der seine Märtyrer im Leiden stärkt. Ach, vergiß nicht, daß die Gottlosigkeit der Henker das unschuldige Lamm nicht beflecken kann. . . .“

Das Unterdrücken der Verzweiflung machte seine Leiden noch peinlicher; er rang die Hände, zerriß sich die Kleider und rief aus tiefer Brust:

„Wehe, wehe mir, o Gott! daß ich geboren bin! Wehe mir, daß es Dir gefiel, mir ein Kind zu schenken, einen Engel der Liebe und Keuschheit! Wehe, wehe, höllischen Ausgeburten soll sie als Opfer vorgeworfen werden . . .!“

Das Mädchen blieb stehen, obgleich man sie mit rauhen Händen fortzustoßen suchte; sie wandte sich um und rief mit tröstendem Tone:

„Vater, Vater, sei nicht so betrübt, Deine Stimme durchbohrt mir das Herz. Beruhige Dein banges Gemüth. Laß uns mit Geduld das blutige Kreuz tragen . . .“

„Mein Kind, mein einziges Kind,“ rief der alte Schulmeister, „Du begreifst Dein furchtbar Schicksal nicht.“

„Ich begreife es,“ antwortete das Mädchen, während sie die Soldaten zurückstieß, „aber ich fürchte es nicht, Vater. Gott hat mir Muth und Willenskraft ge-

geben: es gibt noch etwas Mächtigeres, als die Rohheit der Henker."

„O nein, nein," seufzte der Vater, „wer kann Dich beschützen, als Gott?"

„Ach!" rief das Mädchen mit bitterem Lachen, „wer wird mich heute beschützen, wenn mir die größte Gefahr droht? Der Tod."

„Der Tod! der Tod!" wiederholte der unglückliche Vater unter neuen Convulsionen. „Die einzige Ausflucht der Tod!"

Als das Mädchen mit einer Art von Hoheit und sichtbarer Verachtung die Soldaten zurückwies, die sie fortstoßen wollten, entbrannte der Zorn des Sergeanten, der in strengem Tone befahl, daß man den alten Mann mit Gewalt und, wenn es nöthig sei, mit Schlägen zurücktreibe.

Ein Soldat lief mit aufgehobenem Säbel auf den Küster zu, ergriff ihn am Arm und wollte ihn unter wilden Drohungen fortstoßen; aber der wahnsinnige Mann bot einigen Widerstand, riß sich los und eilte zu seiner Tochter, die man bereits eine Strecke Weges weitergeführt.

Zornergrimmt ergriff der Soldat ihn zum zweiten Male, warf ihn zu Boden, und schwang den Säbel drohend über seinem Haupte.

Als Genoveva dies sah, stieß sie einen schneidenden Weheschrei aus und drängte den bestürzten Franzosen zurück, eilte zu ihrem Vater, ergriff den Soldaten an der Schulter und schleuderte ihn rücklings in den Sand. Im selben Momente hob sie ihren Vater auf, stellte sich vor ihn, kreuzte die Arme über die Brust und rief in gutem Französisch ihren Begleitern zu, die herbeigelaufen kamen:

„Wohlan, blutsüchtige Tyrannen! kommt, durchbohrt das Herz einer Tochter, die ihren Vater gegen Eure schnöden Angriffe vertheidigt! Was zögert ihr, feige Henker, oder zittert Ihr vor einer schwachen Frau?"

Es lag etwas so Majestätisches, so Gewaltiges in dem schönen Gesichte des Mädchens, etwas so Stolzes in ihren glühenden Augen, daß die Soldaten einander staunend und mit fragender Bewunderung ansahen.

„Ein schönes Weib!“ murmelte der Eine, „man möchte glauben, französisches Blut fließe in ihren Adern!“

„Das Mädchen hat Muth!“ flüsterte der Andere.

„Mir ist, als sähe ich das Standbild der Republik vor meinen Augen!“ rief der Korporal.

„Wie schön wäre sie mit der rothen Mütze auf dem Kopfe!“ bemerkte Mucius Scävola in vollem Ernst.

Der Sergeant lächelte freundlich und sagte zu Genoveva

„Gut; so sehen wir es gerne. Ihr seid eine muthige Frau. Ihr denkt nicht günstig von uns, schönes Mädchen! ein Republikaner ist kein solches Ungeheuer von Henker, daß er einem würdigen Mädchen, wie Euch, etwas zu Leide thun sollte. Im Gegentheil, er wird Euch all die ungerechten Flüche und Verwünschungen vergeben. Kommt, folgt mir ohne Widerstand; wir werden aus Achtung vor Euch Euern Vater in Frieden lassen.“

Das Mädchen umarmte ihren Vater und flüsterte ihm einige freundliche Worte in's Ohr. Als sie ihn losließ, um dem Befehl des Sergeanten zu gehorchen, strömten ihr die Thränen in Bächen über die Wangen und sie begann laut auf zu schluchzen und zu weinen.

Der Küster ging unfern von ihr neben dem Wege einher und hielt die Hände vor die Augen.

Schweigend näherte sich die Truppe dem Adler. Genoveva wischte die Thränen von ihren Wangen und richtete mit pochendem Herzen den Blick nach dem Wirthshaus, wo Simon-Brutus sie erwartete; sie schien sich selbst zum Kampfe zu ermuthigen und auf den Widerstand vorzubereiten.

Die Schildwache hielt den Küster zurück, als er

hinter seiner Tochter in das Wirthshaus treten wollte. Die Thüre schloß sich hinter seinem Kinde und ein Schauer durchrieselte seine Glieder. Tausend der gräßlichsten Gedanken strömten durch seinen Kopf; von Zeit zu Zeit entflog ihm sogar ein Schrei, als ob sich vor seinen verwirrten Augen schreckliche Bilder zeigten.

Plötzlich sprang er in voller Verzweiflung nach der Thüre und wollte sie öffnen; aber die Schildwache stieß ihn mit harten Worten zurück und richtete das gefällte Bayonnet auf seine Brust, um ihn am Eindringen zu hindern.

Bewußtlos sank der arme Küster auf die Knie, kroch, um Barmherzigkeit flehend, im Sande zu der Schildwache hin. Mit aufgehobenen Händen bat er in schmerzlichen Tönen, seinem Kinde folgen zu dürfen.

Nachdem alle Drohungen fruchtlos gewesen, ergriff die Schildwache den unglücklichen Mann am Kragen, schleppte ihn nach der andern Seite des Weges und warf ihn dort nieder.

Der Küster richtete sich wieder auf und lehnte den Kopf ganz zerschmettert von dem Sturze, an einen Stamm, während ihm die Thränen über die Wangen liefen.

Einige Zeit darauf verließ er den Platz und ging mit schwankenden Schritten dem Dorfe zu. Man hätte glauben sollen, sein verwirrter Geist habe ihm eine letzte Hülfe gezeigt, und er eile, diese Hülfe herbeizurufen.

Indessen wurde Genoveva vor Simon-Brutus gebracht.

Der Sergeant führte sie mitten in das Zimmer, salutirte den Commissär und verschwand.

Während das Mädchen mit zu Boden gerichteten Blicken dastand, ging Simon-Brutus zur Thüre und schloß sie.

Diese geheimnißvolle Vorsorge machte das Mädchen vor Angst und Entrüstung zittern. Sie erhob ihr stolzes

Haupt, warf einen strengen Blick auf den Offizier und sagte:

„Ich weiß nicht, welches Loos Ihr mir vorbehaltet, aber ich bitte Euch, mein Herr, glaubt mir: es liegt bisweilen im Busen einer schwachen Frau mehr Muth verborgen, als in dem Herzen der Männer, die vor Eurer Tyrannei fliehen!“

Simon-Brutus blieb erstaunt an der Thüre stehen, und betrachtete mit Bewunderung das Mädchen, das ihn durch ihren stolzen Blick verwirrte. Groß und majestätisch, mit blassem Gesichte und zitternden Wangen stand sie da, schön und gewaltig wie das Marmorbild einer griechischen Heldin.

Er näherte sich ihr und sagte:

„Veva, warum erschreckt Ihr vor mir? Glaubt Ihr, Simon habe Euch holen lassen, um Euch ein Leid zu thun? Setzt Euch nieder, Veva, und seid ruhig. Wenn Ihr's nicht selber wollt, wird Euch kein Leid geschehen . . .“

Er brachte dem Mädcheu einen Stuhl und ergriff ihre Hand, um sie zum Sitzen zu nöthigen.

Die Gewalt, mit der sie ihm ihre Hand entriß und der Blick der Verachtung, den sie ihm zuwarf, machten ihn erblassen und beugten seinen Stolz.

Zitternd vor Zorn trat er einige Schritte zurück, setzte sich nieder und sagte in ungehaltenem Tone:

„Ihr scheint mich zornig machen zu wollen! Aber vergeßt nicht, Citoyenne, daß Ihr in meiner Macht seid. Fürchtet Ihr des Löwen Zähne, so reizt ihn nicht!“

„Laßt mich wissen, warum ich so gewaltthätig von Euren Soldaten aus meiner Wohnung gerissen worden!“ fragte das Mädchen, ohne auf seine Drohung zu hören. „Sagt, mein Herr, was verlangt Ihr von mir? Was ist Eure Absicht?“

„Meine Absicht? Ich weiß es selbst nicht. In jedem Falle wollte ich Euch nicht beleidigen. Nur um Euch zu sehen und zu sprechen, ließ ich Euch holen. War die

Einladung etwas roh, was ich nun selbst bedaure, so entspringt das aus unsern Sitten, Veva: die Republikaner haben keine Zeit, höflich zu sein: ihr Herz ist jedoch nicht so hart, als ihre Thaten bisweilen scheinen."

Der sanftere Ton dieser letzten Worte beruhigte Genoveva einigermaßen; die Angst verschwand theilweise aus ihrem Gesichte. Sie setzte sich und sagte kalt:

„Wohlan, mein Herr, habt Ihr noch etwas zu sagen, ich höre: ist dagegen Euer Wunsch erfüllt, so bitte ich, laßt mich gehen. Mein armer Vater leidet unsägliche Pein: der Schreck läßt ihn den Tod kosten."

Simon-Brutus schien über die Veränderung, die in dem Mädchen vorgegangen, erfreut; er sagte mit gerührter Stimme:

„Veva, ich habe seit fünf Jahren ein wüstes Leben geführt, Umwälzungen und Metzeleien gesehen, dem Tode zwanzig Mal getrotzt und an des Volkes fieberhaftem Triumphe nach dem Siege, und an der furchtbaren Raserei ihrer Rache Theil genommen; Ströme Blutes sah ich fließen, Hunderte von Häuptern vom Schaffote rollen. Ich wurde durch die Ereignisse in Paris wie ein Spielball des Schicksals hin- und hergeschleudert; in diesem Strudel des Lebens habe ich alles vergessen: mein Vaterland, mein Dorf, meinen Vater, alles außer dem einen Gefühl, das in der Tiefe meines Herzens wurzelte . . . Ihr, Veva, Ihr allein lebtet vor meinen Augen; Euer Bild allein hat mich nicht verlassen."

Sprachlos und mit gesenktem Kopfe lauschte das Mädchen diesen Worten.

Der Commissär fuhr fort:

„Als wir jünger waren, Veva, schien es mir manchmal, als ob Ihr nicht gleichgültig gegen die Bemühungen seid, Euch einen Blick abzulauschen. Sagt mir, Veva, habe ich mich getäuscht? Hat nie etwas in Eurem Herzen zu meinen Gunsten gesprochen? . . . Ihr antwortet nicht?"

„Verlangt Ihr Wahrheit zu hören?“ fragte Genoveva, „selbst wenn sie Euch verletzen würde?“

„Sprecht die Wahrheit, Veva!“

„Nun, es ist möglich, daß ich in unserer früheren Jugend dem lustigen Simon Meulemans nicht minder geneigt war, als meinen andern Spielgenossen; aber später, als er ein barscher und hochmüthiger Mensch geworden, als er seines Vaters Rath und Befehle verachtete, und öffentlich sich zu dem gottlosen Wesen der französischen Tyrannen bekannte, da verwandelte sich meine Zuneigung in Abscheu . . .“

Ein plötzliches Beben erfaßte den Offizier bei diesen Worten: er bezwang jedoch den Sturm seiner Gefühle und sagte:

„Zu jener Zeit mochte das elende Belgien noch hoffen, die Freiheit von sich abwerfen zu können, um in Dummheit und Sklaverei fortzuleben: aber nun ist diese Hoffnung verschwunden. Unser früheres Vaterland bildet einen Theil der französischen Republik, und wird bald nicht allein in Gesetzen, sondern auch in Sprache und Sitten mit Frankreich gleich sein. Was früher hier Verbrechen und Schande schien, ist nun eine Tugend und eine Ehre. Sollte es nicht möglich sein, Veva, daß Ihr in Eurem Herzen mehr Zuneigung für Simon-Brutus, den Commissär der Centralgewalt, fändet, als für den trotzigen Jüngling, den Ihr früher gekannt.“

„Ach, Simon,“ rief das Mädchen, „warum zwingt Ihr mich, Euch zu beleidigen? warum fragt Ihr mich nach dem, was Ihr selbst vermuthen könnt? Laßt mich gehen; erspart Euch selbst die unangenehme Erklärung des Gefühls, das Ihr mir einflößt.“

„Das Gefühl ist also wohl schrecklich!“ murmelte der Offizier mit bitterem Lächeln, „Ihr haßt mich also wohl sehr, daß Ihr Euch scheut, diesen Haß mit Worten zu erklären. Wie dem auch sei, ich fordere, daß Ihr sprecht.“

„Seht, Simon, früher hegte ich einen stillen, aber innigen Haß gegen Euch; aber nun, da Ihr Euch durch die gottvergessenen Bösewichter Frankreichs zum Henker habt wählen lassen, der Seele und Leib martern, unsere Brüder gefangen fortführen, die schuldigen Hände an die Priester legen, die Tempel unseres Gottes durch Lästerungen entheiligen, unsre Wohnungen verbrennen und uns behandeln soll, als wären wir ein Haufen Lastthiere oder eine Heerde vernunftloses Vieh . . . . jetzt ruft mich mein gelästerter Glaube, mein weinend Vaterland, alles, was mir auf Erden lieb ist, auf, Euch zu verachten, zu hassen als ein Werkzeug der Hölle, als einen Gesandten blutgieriger Ungeheuer, die von Paris aus die Welt mit Unglück und Verbrechen überziehen . . . .!"

Während dieser Worte hatte das Mädchen ihre erste stolze Haltung wieder angenommen: ihre Entrüstung stieg mit jedem Augenblicke, und sie vergaß die Gefahr, die sie bedrohte.

Auch auf Simon-Brutus Gesicht war eine große Veränderung vorgegangen; je mehr die Worte des Mädchens ihm die Hoffnung nahmen und seinen Stolz verwundeten, desto tiefer wurde die Bläße des Zornes, die sich über sein Antlitz ergossen. Er saß bebend und den Griff des Säbels in seinen Händen ringend da. Als das Mädchen zu Ende war, sprang er auf und rief:

„Unverschämte, Ihr fürchtet mich nicht. Wißt Ihr wohl, daß ich mit Euch verfahren kann, wie mir beliebt? Nichts, keine Macht auf Erden steht mir im Wege und kann Euch schützen."

„Ihr habt die Wahrheit verlangt, ich habe sie Euch gesagt," antwortete Genoveva. „Ich fürchte Euch nicht genug, um zu lügen."

Durch den verächtlichen Ton, in welchem sie dies sagte, in die höchste Wuth versetzt, lief der Offizier auf das Mädchen zu, riß sie aus dem Stuhl empor und rief, ihren Arm mit seiner Faust drückend:

„Ha, Ihr fürchtet Euch nicht? So muß ich Euch meine Macht fühlen lassen, hartnäckige Schwärmerin!"

Genoveva ließ sich geduldig hin- und herstoßen, während sie mit spöttischem Lächeln ihren Peiniger ansah, dessen Wuth durch diese Gelassenheit noch heftiger entflammt wurde.

Als Simon-Brutus sie losließ und vor Zorn zitternd, mit den Armen über der Brust, vor ihr stehen blieb, schwebte das empörende Lächeln noch auf ihren Lippen.

„Ihr habt also wirklich keinen Begriff von der Gefahr, die Euch droht? Seid Ihr wahnsinnig?" brüllte der Offizier.

„Wahnsinnig?" sprach das Mädchen. „Waren die christlichen Märtyrer wahnsinnig, die ihrer Henker inmitten der Flammen noch spotteten?"

„Dummheiten aus der Zeit des blindesten Fanatismus!" murmelte der Offizier.

„Nun," rief das Mädchen, „war sie wahnsinnig die französische Heldin, die die Welt von dem blutigsten Ungeheuer erlöste? War sie wahnsinnig, jene Charlotte Corday?"

Während sie diese Worte sprach, hatte Genoveva ihr Haupt emporgerichtet: in ihrem Gesichte prägte sich große Willensstärke und Entschlossenheit aus, ihre Blicke waren so geheimnißvoll und drohend, in ihrem ganzen Wesen lag eine so feurige Begeisterung, daß Simon-Brutus unwillkürlich einige Schritte zurücktrat. Er zog eine Pistole aus seinem Gürtel und spannte den Hahn.

„So, so," rief er, „Charlotte Corday? Und ich war kindisch genug, Euch von Liebe zu sprechen! Und Ihr, Ihr kommt, mich zu ermorden! Vielleicht glaubtet Ihr durch diese feige That einen Platz im Himmel zu verdienen? Aber es wird Euch nicht gelingen, Wahnsinnige, die Ihr seid!"

„Ihr täuscht Euch über meine Absicht," antwortete Genoveva, „ich fürchte den Tod nicht; und hättet Ihr

mich gemartert, ich würde mit Geduld mein Schicksal ertragen haben . . . ."

„Was sprecht Ihr denn von Charlotte Corday oder treibt Ihr Euren Spott mit mir?"

„Es gibt kein größer Unglück als den Tod . . . ." seufzte das Mädchen in düsterem Tone, während in ihren Augen ein tiefes Feuer glühte.

In diesem Augenblicke wurde leise an die Thüre geklopft. Der Commissär schien über diese Störung ungehalten; dennoch öffnete er.

„Was gibt Euch den Muth, meinen Befehlen zuwider zu handeln?" fragt er den Sergeanten, der geklopft.

„Citoyen-Commissär," antwortete dieser, „ich glaubte, Ihr werdet es nicht übel aufnehmen. An der Thüre des Wirthshauses steht ein Mann, der mit Gewalt hier eindringen will. Um ihn zurückzuhalten, müßten wir ihn mißhandeln, und da er sagt, daß er der eigene Vater des Citoyen-Commissär ist, kann dies doch wohl nicht geschehen: was sollen wir thun?"

Simon-Brutus stampfte ungeduldig auf den Boden und sagte:

„Schon wieder Seufzen und Jammern! Sagt dem Citoyen, er solle einen Augenblick warten; ich werde augenblicklich rufen und ihn hereinlassen."

Er schloß die Thüre wieder, wandte sich an Genoveva und sagte:

„Also, Citoyenne, zwischen uns ist alles abgethan? Das glaubt Ihr wohl? Ihr täuscht Euch. Ich weiß, warum Ihr mich haßt. Ihr seid einem andern Manne verlobt, einem Feigling, der statt seinem Vaterlande zu dienen, mit einem Haufen dummer Bauern in die Wälder flüchtet, — einem Räuber, der die Soldaten der französischen Republik bei Nacht überfällt und ermordet. Ihr hofft und er hofft, mein Abzug werde Euch Gelegenheit geben, einander zu heirathen. Wir wollen mal sehen,

Ihr seid von diesem Augenblick Gefangene der französischen Republik: Ihr sollt als Geißel und Unterpfand für Bruno nach dem Lager von Antwerpen geführt und im Kastell eingeschlossen werden. Macht Euch deßhalb fertig: diesen Abend noch werdet Ihr mit dem Pastor Eure Wanderschaft antreten."

„Darf ich meinen Vater zuvor noch einmal sehen?" fragte das Mädchen mit großer Kälte.

„Euren Vater . . . Euer Vater ist ein Sklave des Fanatismus; er kann Euch nichts sagen, was Euch bessere Gedanken einflößte. Ihr werdet ihn nicht wieder sehen!"

Thränen traten in Genovevas Augen, sie bewältigte jedoch ihren Schmerz und drängte diese verrätherischen Zeichen desselben zurück.

Indessen war Simon nach der Thüre gegangen und hatte den Sergeanten gerufen.

„Citoyen-Sergeant," befahl er, „diese Frau werde zu dem Pastor in den Stall gethan; man gebe ihr einen Stuhl und was sie sonst verlangen mag. Die Wache bei dem Stall werde verstärkt . . . . Bringt den Citoyen herein, der mich zu sprechen wünscht."

Während der Sergeant das Mädchen nach der Thüre führte, sagte Simon-Brutus zu ihr:

„Ihr seht wohl, Genoveva, daß ich nicht ganz die Hoffnung aufgegeben, Euch zu Vernunft zu bringen. Wo Ihr auch sein mögt, erinnert Euch, daß ich die Macht habe, Euch zu retten, Euch sogar ein beneidenswerthes Loos zu sichern. Ein einziges Wort aus Eurem Munde und Ihr seid frei . . . ."

Das Mädchen verließ das Zimmer, ohne ihm zu antworten.

In tiefen und unruhigen Gedanken lief Simon-Brutus im Zimmer auf und ab und murmelte in den Bart:

„Mein Vater! Unter all' dem Mühen und Denken hätte ich beinahe vergessen, daß ich ihm so nahe bin.

Was will er? Mich besuchen, mich sehen? Er ist ein Schwärmer, wie all' die andern. Das ganze Dorf ist in stumpfen Blödsinn versunken. Mit Geheul und Thränen wird er Dinge von mir erbetteln, die mit meinen Pflichten streiten. Ich kann seinen Zartsinn entschuldigen; aber meinen republikanischen Glauben in einem Punkte verrücken? Das wäre Schwachheit .... Und da mich doch Jedermann hier verachtet, warum sollt ich um Meinetwillen den Geist der Befehle der Centralgewalt mißachten und in den Augen meiner Kameraden mich zum Feigling herabwürdigen? — Mein Vater möge kommen! Ist er billig, so will ich's auch sein."

Obwohl Simon-Brutus diese Worte mit scheinbarer Kälte sprach, so besaß er doch im Innern seines Herzens diese Ruhe nicht. Das Eintreten seines Vaters machte einen erschütternden Eindruck auf ihn: Natur und Stolz stritten in seinem Innern. Dieser Streit konnte jedoch nicht lange zweifelhaft bleiben.

„Wie kindisch!" rief er. „Ist der Mensch auf Erden nicht ein ganz unabhängig Wesen, nur für seine eignen Thaten verantwortlich. Und hat der Zufall Euch zum Sohne eines Brauers, eines beschränkten Dorfbewohners, statt zum Sohne eines Volksmannes oder eines Gelehrten gemacht, welche Schuld trage ich daran, da mir keine Wahl gelassen war? Kann der geringe Verstand des Vaters den Sohn zu gleicher Dummheit verdammen?"

Er schüttelte verdrießlich den Kopf, wie Jemand, der von dem, was er sagt, nicht ganz überzeugt ist. Dann fuhr er mit einiger Muthlosigkeit fort:

„Ein Republikaner sollte weder Vater, noch Mutter, noch Freunde haben; selbst keine Vergangenheit! Dann wäre er von allen Banden frei und mächtig wie ein Riese durch die Kraft seines ungehinderten Willens ....!"

In diesem Augenblick wurde die Thüre geöffnet;

ein bejahrter Mann mit greisen Haaren und gebeugtem Rücken trat ein.

Mit sichtbarer Rührung lief ihm Simon-Brutus entgegen, ergriff seine Hand und sagte, indem er sie freundlich drückte:

„Vater, warum weint Ihr? Beruhigt Euch: sagt mir, was Euch betrübt.“

Ein Lächeln erhellte die Züge des Brauers; der sanfte und gerührte Ton seines Sohnes schien ihn zu verwundern und glücklich zu machen.

„Da, setzt Euch nieder,“ fuhr der Offizier fort, „Eure Thränen schmerzen mich, so glaubt' ich nicht nach fünfjähriger Abwesenheit meinen Vater wiedersehen zu müssen.“

„Mein Kind! mein Kind!“ rief der Brauer, und warf sich Simon-Brutus um den Hals, „Liebe spricht aus Deinem Tone! Ich täusche mich vielleicht, aber gönne mir diese süße Täuschung!“

Er umarmte und küßte seinen Sohn mit fieberhafter Leidenschaft; dieser gab sich einen Augenblick den Liebkosungen hin, löste sich dann sanft aus seiner Umarmung und sagte:

„Ich dank' Euch, Vater, daß Ihr mich noch so innig liebt, obgleich unsere Denkweise so himmelweit von einander verschieden ist. Ihr seid hierherkommen, um mir von wichtigen Dingen zu sprechen, so glaub' ich wenigstens. Sagt nur, was Ihr verlangt; kann ich es thun, ohne meinen Pflichten zuwider zu handeln, so wird es mich freuen, wenn ich Euch zu dienen vermag.“

„Ach, Simon,“ sprach der Brauer, „möge Gott in diesem Augenblick Deinen Geist erleuchten! Möge er mein banges Gebet erhören und den schrecklichsten Tod, den Tod der Verzweiflung von mir abwenden. Simon, es sind in unserm Dorfe fünfzig Henker erschienen, die gesandt von den blutigsten Tyrannen, unser Vaterland mit Schrecken erfüllten, und Du, mein Sohn, Du bist

der Oberste dieser wüsten Henker! O mein Schmerz, meine Scham sind unaussprechlich! Ich wollte, daß ich nie geboren wäre, dann würde mein Sohn nie der Tyrann meiner Brüder geworden sein: dann wäre mein Blut nie gegen Gott aufgestanden."

Simon-Brutus' Gesicht verdüsterte sich: er rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her und sagte:

„Das sind andere Sachen. Glaubst Du, ich werde aus Ehrfurcht vor Dir meine Gesinnungen ändern, meine republikanische Ueberzeugung aufgeben, unmöglich! Kann ein Mensch sein Inneres wechseln, wie seine Kleider?"

„O Simon," sprach der Vater, „verlasse dies gottlose Leben; gib Deinen Gefangenen die Freiheit wieder, führe Deine Soldaten nach Antwerpen, kehre in unser Dorf zurück. Ich werde Dir all' mein Hab und Gut abtreten, Dir Alles übergeben, was ich besitze. Du wirst schöne Tage erleben und glücklich sein auf Erden ...."

Mit einem spöttischen Lächeln antwortete Simon-Brutus:

„Ihr irrt, Vater. Wie ist es möglich, daß Ihr Euch so sehr verblenden ließet? Seht Ihr denn nicht, daß die französische Republik Euch die Freiheit schenken will, für die Ihr so viel Blut vergossen?"

„Freiheit?" seufzte der erstaunte Vater. „Ihr bringt uns die Freiheit? Unter den Kaisern waren wir unabhängig; unsere Rechte waren unverletzlich: kein freier Volk gab's auf der weiten Erde. Nun conspirirt der Fremde und nimmt Besitz von unserm Lande — nur durch die Macht des Stärkeren. Ohne uns zu fragen, vernichtet er alles, was uns theuer ist: Gesetze, Sprache, Sitten, Religion. Seine elenden Miethlinge behandeln uns wie Sclaven: sie schlagen uns, rauben unser Hab und Gut, verbrennen unsere Wohnungen .... und wagte Jemand eine Klage laut werden zu lassen, so würde ihn Tod oder Gefängniß den Gedanken an unser verloren Volksrecht vergessen machen. Ach! und wir

müssen die abscheuliche Sclaverei lieben, weil unsere Henker behaupten, daß sie Freiheit heißt?"

„Wie ungerecht, wie undankbar!" rief Simon-Brutus, „wir sind Eure Wohlthäter und Ihr nennt uns Henker!"

„Unsere Wohlthäter!" wiederholte der Brauer, indem er die Hände erhob. „Verfolgung, Mord und Brand, Wohlthaten? Sollte die menschliche Sprache ihre Bedeutung verändert haben?"

„Ihr begreift das nicht. Die Jahrhundert lange Unwissenheit, die die Welt in Dunkelheit begraben hatte, umnebelte auch Euren Geist und machte Euch unfähig, die Wahrheit zu begreifen. Ihr legt den höchsten Werth auf nichtige Dinge, auf Sachen, die man Euch ehren und lieben lehrte, wie man den Kindern ihr Spielzeug in die Hand gibt, um ihren Verstand von ernsterem Nachdenken abzuwenden. Und so verkennt Ihr die kostbarsten Wohlthaten, die der Menschheit geschenkt werden können, nämlich das Licht, die Vernunft, die Unabhängigkeit, die Freiheit, die Bruderliebe . . . . . Und dies alles bringen wir Euch im Namen der edelmüthigen französischen Republik!"

Der Brauer hatte seit einigen Augenblicken zitternd auf die Worte seines Sohnes gelauscht. Plötzlich erhob er sich und rief mit wachsender Entrüstung, ja, endlich mit glühendem Zorne:

„Licht? In blutiger Lästerung den Kopf zum Himmel werfen und Gott höhnen; die wüste Begierde an die Stelle der Tugend setzen; dem Willen den Zügel schießen lassen, kein anderes Gesetz als den unersättlichen Hochmuth anerkennen, in That und Wort thierische Lust als einzige Triebfeder wählen . . . . . das ist Licht! das ist Vernunft! — Unabhängigkeit? Ein Volk, das seit Jahrhunderten frei und unabhängig war, — weil es klein und unmächtig ist, seiner Sprache, seiner Gesetze, seiner Sitten berauben; ihm seine Schätze stehlen,

es verfolgen, martern und unterdrücken, ihm auf den Kopf treten und es wie einen Sclavenhaufen in Fesseln schlagen .... Das ist die Unabhängigkeit, die Ihr uns bringt! — Bruderliebe? Hat dies Gefühl je das verfluchte Land gekannt, dem Du dienst, man hat es im Menschenblute ertränkt. Ist das die Bruderliebe, die die Guillotine aus der Hölle heraufholte, weil man nicht Schwerter genug zum Schlachten fand? Ist das die Bruderliebe, die den unschuldigen König und seine Familie auf das Schaffot führte? Ist das die Bruderliebe, die ganze Einwohnerschaften in Wasser ertränkte, weil die Guillotine nicht mehr schnell genug arbeiten konnte? Ist sie es, die die Kanonen in den Straßen von Paris selbst auf die Republikaner richtete, weil die Kugel rasch aufräumt, wie der Mäher mit der Sense? Ist sie es, die den teuflischen Marat noch hunderttausend Menschenköpfe abhauen ließ, um durch den Anblick des Blutes die Liebe zu Eurer gottlosen Freiheit und Euren glühenden Haß gegen die Menschheit anzufeuern? Ist sie es, die Euch nach den vollgepfropften Kerkern trieb, und Euch zwang, mit unerhörter Raserei Tausende von Gefangenen zu ermorden, und sich in dem edelsten Blute von Frankreich zu baden? Ach, sage vielmehr, daß Ihr von Gott verlassen seid, daß der Geist des Unrechts Euch beherrscht und durch die Anhäufung aller Uebelthaten der ewigen Verdammniß in die Hände führt. — Ihr bringt uns die Freiheit? Wann hat der Fremde einem Volke die Freiheit gebracht? Wer hat Euch gerufen? Ihr unterjocht unser Vaterland für das elende Frankreich? Wer hat Euch das Recht gegeben, uns zu Sclaven des Fremdlings zu machen? — Ihr bringt uns Licht? Uns strömt alles Licht aus dem Born der ewigen Weisheit; es kommt von oben; bei Euch sind es nichts als versengende Blitze, die aus dem Pfuhle Eurer fieberhaften Begierden kommen und als furchtbare Gotteslästerung zum Himmel aufschießen .....!“

„Halte ein! Kein Wort mehr!“ rief Simon-Brutus und sprang entrüstet auf: „Habt Ihr, Götter, die Ihr nicht gerne lästern hört, so habe ich einen Glauben, den ich nicht verachten lassen will. — Ihr habt meinen höchsten Zorn wach gerufen — und wär't Ihr nicht mein Vater . . . . . !“

Mit diesen letzten Worten ergriff er eine Pistole und hielt sie krampfhaft in den Händen.

„O Gott,“ rief der arme Vater, in dem Stuhle zurücksinkend und die Arme zum Himmel erhebend. „O Gott, erspare meinem Sohne dies Verbrechen!“

Todesblässe ergoß sich über sein Gesicht: seine Augen schlossen sich, seine Arme fielen matt herab: er lag wie eine leblose Leiche da.

Bei diesem Anblick erschrak Simon-Brutus: er eilte zu seinem Vater hin, drückte ihm die Hände, verließ ihn wieder, nahm Wasser, rieb es ihm auf die kalte Stirne und suchte ihn mit freundlichen Worten zu beleben.

Nach vielen Bemühungen sah er endlich wieder Leben in seinen Vater zurückkehren. Der Greis öffnete erstaunt die Augen, sah einen Augenblick bewußtlos im Zimmer umher und preßte sich dann mit einem Angstschrei die Hände vor die Augen, um die Thränenfluth zu verbergen, die plötzlich über seine Wangen zu strömen begann.

Simon-Brutus wußte nicht, was er thun sollte; man konnte an seinem Gesichte und an den unruhigen Bewegungen sehen, daß er tief erschüttert war: Ungeduld und Scham kämpften in seinem Innern.

Es war etwas, das ihm sagte, sein Zustand sei lächerlich: ein anderes Gefühl suchte in seinem Herzen gleichfalls Raum zu gewinnen: das Mitleid mit seines Vaters Schmerz.

Er ergriff deßhalb auf's Neue seine Hand und sagte:

„Vater, Ihr habt Euch getäuscht: es war nicht meine Absicht, Euch zu bedrohen. Ich wollte Euch nur

sagen, daß ein anderer Mann in meiner Gegenwart die französische Republik nicht ungestraft lästern würde. Ihr haltet mich für so verdorben und schändlich, daß Ihr vor mir erschrakt, als könnte ich Euch ein Leids anthun? Beruhigt Euch; laßt uns nicht mehr davon sprechen....."

Der Greis stand schweigend auf, zog seine Hand zurück und wandte sich nach der Thüre.

„Ihr verlasset mich nach solch' unglückseligem Vorfall?" seufzte Simon-Brutus leise. „Vergebt mir meinen Jähzorn; er entspringt aus einer tiefen Ueberzeugung. Es war kein Streit zwischen uns beiden; Eure Ansichten streiten gegen meine Grundanschauungen und in diesen Zeiten der Weltreform verschwindet der Mensch gegenüber den streitenden Gedanken."

„Ich war hierher gekommen, um Dich um eine Gnade zu bitten," sprach der Vater, und blieb mit unerschütterlicher Ruhe mitten im Zimmer stehen. „Aber ich fühlte, daß meine Bitte von Dir verworfen würde. Es ist also nutzlos, daß ich meinen Wunsch ausspreche: Du würdest unerbittlich bleiben und unbarmherzig mich abweisen, wie diejenigen, deren Abgesandter Du bist."

„Sprecht doch," antwortete sein Sohn, „vielleicht wäre es möglich, Euch das Gegentheil zu beweisen."

„Simon," sagte der Vater in düsterem Tone, „unser armer Pastor ist achtzig Jahre alt: sein Leben ist zu Ende, er wird im Gefängniß sterben. Du glaubst, der Behörde den greisen Priester abliefern zu können? Ach, eine Leiche nur wirst Du ihnen anbieten. Der gute Mann hat Dich getauft. Er hat sich über Deine Geburt so lebhaft gefreut, denn er war mein Freund und bat Gott, daß er meine Ehe mit Deiner Mutter segne ..... Aus Mitleiden mit ihm und mit mir, laß ihn gehen, schenke ihm die Gnade, bei seiner Kirche sterben zu dürfen."

Der Commissär schüttelte den Kopf und schien tief betrübt.

„Und Genoveva," fuhr der Brauer fort, „sie ist eine Frau; sie hat nichts gethan, was Dich kränken könnte; sie ist unschuldig, wie ein Lamm. Simon, mein Sohn, gib ihr die Freiheit. Ihr Vater liegt im Todeskampfe: der Verlust seines einzigen Kindes hat ihm das Herz durchbohrt . . . ."

„Wißt Ihr, Vater, um was Ihr mich bittet!" fiel Simon-Brutus ihm in's Wort.

Der Brauer glaubte gewiß, sein Sohn neige sich zu einem günstigen Entschluß. Dieser Gedanke erhellte plötzlich sein Antlitz mit dem Lichte der Hoffnung; er sank Simon-Brutus zu Füßen und rief, die Hände zu ihm erhoben:

„Mein Sohn, sieh, Dein Vater kniet zu Deinen Füßen: o sei nicht unerbittlich, erhöre, erhöre mein Flehen! Schenke mir die Freiheit der unschuldigen Schlachtopfer: ich werde Dich segnen und zu Gott für Dich beten!"

Simon-Brutus hob von tiefer Rührung ergriffen, seinen Vater vom Boden auf und blieb einen Augenblick in sprachloses Sinnen versunken stehen.

„Ach, Simon, laß' den Geist des Bösen Dich nicht bemeistern!" bat der Greis.

Der Offizier erhob mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes das Haupt und sagte:

„Der Pastor ist nicht mein Gefangener; er gehört der Centralgewalt, die mich beauftragt hat, ihn gefangen zu nehmen. Genoveva bleibt als Pfand für Brunos Unterwerfung in den Händen der französischen Republik: sie soll nicht meinen Feind heirathen. Was Ihr von mir verlangt, ist unmöglich. Wie sehr es mich auch schmerzt, ich muß Eure Bitte abweisen."

Der unglückliche Vater wandte sich mit Thränen wieder nach der Thüre und sagte in verzweifelndem Tone:

„Simon, ich muß Dich verlassen, muß eilends fort:

denn mich treibt etwas zu schrecklicher That. Mein Mund wird den Henker verfluchen, der von meinem Blute stammt: aber mein Herz ist stark genug, den Fluch zu unterdrücken. Du sollst mich nicht wieder sehen: Dein Vater verläßt das Dorf, in dem er geboren ist; er geht, seine Scham und seine Verzweiflung zu verbergen; er geht, in der Einsamkeit die Sünde zu büßen, Dich gezeugt zu haben; er geht, an einem Orte zu weinen und zu sterben, den Du nie erfahren wirst . . ."

Simon-Brutus eilte seinem Vater nach; aber der weinende Greis war aus dem Zimmer verschwunden, ehe er ihn einholen konnte.

Der unerbittliche Sohn kehrte in das Zimmer zurück und legte, von tiefer Rührung ergriffen, den Kopf auf den Tisch.

Er murmelte einige unverständliche Worte, schlug sich ungestüm die Hand an die Stirne und blieb lange in schmerzliches Sinnen versunken.

Nach einer Viertelstunde richtete er sich endlich auf. Ein grinsendes Lachen verzog sein Gesicht krampfhaft: in seinen Augen glühte ein düsteres Feuer.

Er ging an die Thüre, rief den Sergeanten und sagte ihm mit gebrochener Stimme:

„Man bewache den Priester und das Mädchen auf das Strengste. Werden meine Befehle nicht befolgt, so lasse ich den Schuldigen unbarmherzig erschießen! Man bereite Alles zur Rache für den Mord des Korporals; in einer Stunde werden wir nach dem Dorfe gehen, und in Brand stecken, was uns nöthig dünkt. Bis dahin seid bereit."

Als dieser Befehl gegeben war, begann Simon-Brutus fluchend durch das Zimmer zu stürzen, als ob ein furchtbarer Gedanke ihn plötzlich mit Gewalt erfaßt hätte.

V.

Wenn man die Gemeinde Waldeghem verlassen wollte, um in der Richtung gegen Turnhout das erste Dorf zu erreichen, zeigten die Einwohner einen dichtbewachsenen Wald und einen Fußpfad, der durch den dunkeln Schooß des Gehölzes führte.

Dieser Pfad zog sich zuerst durch einen Eichenwald, der noch die Spuren menschlicher Pflege trug; aber je tiefer man in den Wald selbst kam, desto mehr nahm eine wüste Natur überhand.

Hügel und Abgründe wechselten mit einander ab und ringsumher blühten Waldblumen wild durcheinander.

Hier hoben Birken, Alben und Eichen ihre breiten Kronen in die Höhe und überschatteten die kleineren Bäume, die, halb verschmachtet, einen Weg zum Lichte zu suchen schienen. Wo ein flüchtiger Sonnenstrahl bisweilen den Boden traf, da wucherte der Brombeerstrauch mit üppigem Wachsthum und schlang seine Zweige durch Alles hin, bis wo mächtigere Gewächse ihm Luft und Licht nahmen. Neben einem beinahe unsichtbaren Bache badeten Weiden und Eschen ihre mißgestalteten Wurzeln im Wasser oder verlor sich der Boden in einem gährenden Moraste und barg sich unter dem grünen Laub des hochaufgeschossenen Mausedorns.

Ungefähr eine halbe Stunde tief im Walde war ein Ort, den man den „Sandberg“ nannte, weil hier der feuchte Boden sich plötzlich zu einem ziemlich hohen Hügel erhob und eine Lichtung zwischen der undurchdringbaren Baummasse bildete, die von allen Seiten den Fuß des Sandhügels umschloß.

Hier hatte sich ein Theil der Einwohner von Waldeghem versammelt und verborgen.

Es war ein seltsames Schauspiel, das sich dem Blicke darbot. Ringsum den Sandberg, am Rande des Waldes und theilweise im Gebüsche verborgen, saßen vereinzelte Gruppen, den Kopf in den Händen, schweigend und bewegungslos, als wäre das Leben aus ihnen gewichen.

Man konnte leicht erkennen, daß ganze Familien aus Todesfurcht nach diesem einsamen Orte sich geflüchtet hatten; denn obschon die jungen Leute am zahlreichsten waren, bemerkte man auch Greise, Frauen und Kinder, die in tiefer Angst zusammengekauert dalagen, und durch verzweifelte Geberden ihre gefahrvolle Lage zu erkennen gaben.

Am Ende dieser Fläche, an dem Orte, wo man zum Sandberge kam, standen junge Bauern mit dem Gewehr in der Hand und den Kopf unter das Laub gebückt, um zu sehen, ob keine Gefahr im Anzuge war.

Von Zeit zu Zeit hörte man ein einsames Jammern, eine schneidende Klage sich aus der Mitte dieser Familien erheben: aber die Töne der Verzweiflung verloren sich in dem weiten Raum, und die unheimlichste Stille herrschte ununterbrochen fort.

Hinter dem Sandberge, am Walde, stand eine kleine Hütte, die in der Eile aus Zweigen und Blätterwerk zusammengefügt war. Auf dem Stamm einer abgestorbenen Weide, die man vor die Hütte geschleppt hatte, saß Bruno mit gesenktem Haupte und stierte vor sich in den Sand; in der rechten Hand hielt er mit krampfhafter Gewalt ein Gewehr; die andere Hand drückte die einer bejahrten Frau, die neben ihm auf dem Weidenstamme saß und weinte.

Die Frau wandte ihre feuchten Augen nach dem Jüngling und sprach einige Worte, die ihn zittern machten; er antwortete ihr:

„Aber um Gotteswillen, Mutter, vergrößere mein Leiden nicht durch Deinen bittern Schmerz. Mein Herz

schwebt gleichfalls in Todesangst. Deine Ahnungen, wie ungegründet sie auch sind, machen mich erbeben. Ach, warum hast du mich nicht gehen lassen?"

„Bruno, lieber Bruno, sie würden Dich sicher ermordet haben!" rief die Frau.

„Aber ich hatte bereits gewußt, wo mein Vater ist; er wäre in diesem Augenblicke bei uns . . . Die schreckliche Ungewißheit, die noch schlimmer als der Tod, würde uns nicht martern . . . Komm, Mutter, habe Geduld; verscheuche die schrecklichen Träume: Jan wird bald zurück sein; er wird uns Nachrichten vom Vater bringen . . ."

Er wollte noch länger sprechen, um seine Mutter zu trösten, aber plötzlich begann ein junger Bauer, der auf den Sandberg gestiegen war, so jammervoll zu schreien und die furchtbaren Worte: „Bruno! Bruno!" zu rufen, daß die zerstreuten Haufen mit ängstlicher Neugierde auf den Hügel liefen.

Bruno verließ gleichfalls den Weidenstamm, der ihm zum Stuhle diente. Bald erfüllte sich die Luft über dem Berge mit dem Schrei unaussprechlicher Verzweiflung: die Frauen fielen auf die Kniee und hoben die Hände bittend zum Himmel oder warfen sich mit bangen Thränen an den Hals ihrer Brüder und Söhne; die Greise rangen in stummer Verzweiflung die Hände; die Kinder heulten; die jungen Männer liefen rathlos hin und her, oder schrieen vor Verzweiflung im Gefühle ihrer Unmacht.

„Wehe, wehe! das Dorf brennt! Unser Dorf brennt!" war der Ruf, den man am deutlichsten in dem verwirrten Geschrei unterscheiden konnte.

Die unglücklichen Flüchtlinge sahen auch wirklich in der Ferne hinter dem Gebirg, wo ihr kleines Dörfchen stand, dichte Rauchwolken in die Höhe steigen. Die Feuergluth mußte sehr groß und gewaltig sein, denn

man konnte deutlich sehen, wie der rothe Schein der Flammen den Fuß der Rauchsäule erhellte.

Jeder der Anwesenden sah im Geist seine eigene Wohnung brennen, einstürzen und in Asche vergehen: das Vieh, der Ernteertrag und der Hausrath, Alles war verloren; die bitterste Armuth erwartete sie, wenn sie auch der Todesgefahr entkamen, die sie in die Flucht getrieben.

Viele hatten noch Glieder ihrer Familie, Gatten, Mütter, Väter und Brüder im Dorfe zurückgelassen, ihre Namen klangen durch den Schrei der Verzweiflung hin: man bejammerte und beweinte ihren sichern Tod.

Es war ein herzzerreißender Anblick, diese armen Leute in unbeschreiblicher Verzweiflung durcheinander laufen, sich die Haare raufen, ihre Kleider zerreißen und sich in furchtbarem Jammer die Brust zerschlagen zu sehen.

„Gott, Gott, unser Dorf niederbrannt! bis auf den Grund niederbrannt!“ erklang es unaufhörlich in schmerzvollen Tönen.

Bruno starrte zitternd und schweigend auf dies Schauspiel; das Blut strömte ihm zu Kopfe, seine Augen glühten, ein dumpfer Schrei der Rache entflog seiner Brust. Er ließ sein Auge über die umherstehenden Gruppen schweifen. Acht Gewehre! nur acht Gewehre! Ein schmerzloser Schrei, als hätte er eine Wunde empfangen, löste sich abermals aus seiner beklommenen Brust: sein Kopf sank muthlos herab.

Nachdem er so einen Augenblick zwischen seinen jammernden Freunden gestanden und allerlei unausführbare Rachepläne ersonnen, ergriff Jemand geheimnißvoll seine Hand, um ihn aus seinem Sinnen zu wecken.

„Jan!“ rief Bruno überrascht. „Nun? habt Ihr den Vater gesehen? Ihr seid blaß? Was ist geschehen?“

„Ist das noch nicht genug?“ antwortete der Knecht mit lauter Stimme und deutete nach dem Dorfe; dann

neigte er sich zum Ohre seines Herrn und sprach mit leisem Tone:

„St! Geht mit mir, ich muß Euch allein sprechen.“

„Und meine Mutter; wollt Ihr nicht zu ihr gehen?“

„Es ist keine Zeit dazu. Folgt mir augenblicklich. Eure Mutter soll mich nicht sehen.“

Inzwischen hatten sich die andern Personen Jan genähert und überhäuften ihn mit ängstlichen Fragen.

Er behauptete, nicht aus dem Dorfe zu kommen, und könne ihnen deßhalb nicht sagen, was vorgefallen.

Dann stieg er den Berg hinab und verschwand mit Bruno in dem Dunkel des Waldes.

„Aber Jan,“ sagte Bruno bange, „was bedeutet dieses geheimnißvolle Wesen?“ Ich zittere vor der furchtbaren Mittheilung, die mir Euer Mund machen wird.“

„Kommt, kommt,“ antwortete der Knecht und beeilte seine Schritte, „kein Mensch darf wissen, was ich Euch sagen werde.“

Als sie ziemlich weit von dem Sandhügel entfernt und tiefer in den Wald gekommen waren, blieb der Knecht plötzlich stehen und wandte sich an seinen jungen Herrn. Der alte Mann wollte sprechen, aber die Thränen, die ihm aus den Augen strömten, erstickten seine Stimme.

Eine tiefe Blässe verfärbte Bruno's Wangen: von unsäglicher Angst ergriffen, sah er starr in die Augen seines Knechtes.

Dieser suchte sich zu fassen, wischte die Thränen von seinen Wangen und bezähmte seinen Schmerz, indem er Bruno's Hand erfaßte und in dumpfem Tone sagte:

„Bruno, was ich Euch sagen muß, will mir nicht über die Lippen; müßt' ich Euch in diesem Augenblick das Herz durchbohren, müßt' ich mir selbst eine tödtliche Wunde beibringen, es wäre für Euch und mich hundertmal weniger schrecklich, als die Mittheilung, die ich Euch zu machen habe. Euer Vater, Bruno . . .“

„Nun, was? Mein Vater, sagt Ihr? Was ist ihm

geschehen? Sprecht, um Gottes Willen; Ihr martert mich!" rief der Jüngling, indem er den Knecht zitternd am Arme ergriff und ihn krampfhaft schüttelte, als wollte er ihm die gefürchtete Neuigkeit mit Gewalt entreißen.

„Mein unglücklicher Herr!" seufzte Jan, während er auf Bruno's Gesichte die Größe seines Schmerzes zu ermessen schien.

„Sprecht, sprecht," rief der Jüngling ganz außer sich, „ich will es! Welch ein Unglück habt Ihr mir mitzutheilen?"

„Seht, lieber Bruno," fuhr der Knecht fort, ohne auf den fieberhaften Befehl seines Herrn zu achten, „Eure Mutter darf es nicht wissen; man darf es ihr nicht sagen, sie stürbe auf der Stelle."

„Gott, ist mein Vater denn todt?" rief Bruno.

Der Knecht antwortete nicht.

„Ihr wollt mich durch diese Ungewißheit morden. Seht Ihr nicht, Unbarmherziger, daß mir das Leben entweicht? O Jan, Jan, ich bitte Euch, verkürzt mein Leiden."

„Ach, Bruno, sprach der Knecht, indem er dem Jüngling weinend an den Hals flog, „er ist todt, die französischen Soldaten haben ihn erschossen . . ."

Ein furchtbarer Schrei, der gellend durch den Wald hindrang, entflog Bruno's Brust. Er stieß den Knecht von sich, ließ sein Gewehr zu Boden fallen und lief in wahnsinniger Verzweiflung, die Hände ringend, unter den Bäumen umher.

„Wehe, wehe, mein Vater!" rief er, „mein armer Vater! Ermordet, erschossen, todt! Sein unschuldig Blut soll auf das fremde Gezüchte zurückfallen! Rache, Rache!"

Er lief lange in voller Bewußtlosigkeit unter den bittersten Klagen und unsäglicher Verzweiflung hin und her. In seiner Blindheit warf er sich an die Stämme der Bäume und verletzte sich, ohne es zu fühlen, oder

strauchelte in dem Niederholz, wie ein betrunkener Mensch. Endlich blieb er erschöpft und halb ohnmächtig an dem Fuße einer hohen Birke stehen, lehnte seinen Kopf daran und begann sein Herz durch einen Thränenstrom von der schweren Last des Schmerzes zu befreien.

Der Knecht hatte das Gewehr aufgerafft und war seinem jungen Meister von ferne gefolgt, ohne sich gerade zu beeilen; er wartete den Augenblick der Ermüdung ab, um ihm ein Wort des Trostes zuzuflüstern.

Als er ihn nun mit gebeugtem Haupte liegen sah, näherte er sich ihm langsam, ließ seinen Thränen noch einen Augenblick ungestörten Lauf, und sprach dann mit sanfter Stimme, um nicht den ersten Sturm der Gefühle wieder zu wecken.

„Bruno, mein armer Bruno, das Unglück, das Euch getroffen, ist unaussprechlich groß; aber bedenkt, daß Gott die Krone des Märtyrthums nur Auserkorenen schenkt. Laßt Euch durch die Ueberzeugung trösten, daß Euer Vater nun im Himmel ist und den Lohn seiner Leiden genießet; stärkt Euch durch den Gedanken, daß er bei dem Thron des Herrn sitzt und für uns und unser unglückliches Vaterland betet. Bruno, Freund, beherrscht Euch, wir dürfen nicht länger hier bleiben: Eure Mutter wird von meiner Rückkehr wissen; unser Verschwinden müßte beängstigend auf sie wirken . . .“

Der Jüngling blieb sprachlos stehen und bewegte sich nicht.

„Aus Liebe zu ihr, die allein Euch übrig bleibt, Bruno, seid stark und muthig; ich beschwöre Euch, bei dem Gedächtnisse Eures Vaters, laßt Eure arme Mutter nichts von dem schrecklichen Unglücke ahnen. Keiner von den Flüchtlingen weiß davon; der Knecht von Baes Cuylen hat es aus dem Munde Simon Meulemans': er hat nur mir davon gesagt. Verbergt Euerer Mutter den furchtbaren Schmerz; macht ihr glauben, daß Euer Vater geflohen und einen sichern Schlupfwinkel gefunden.

Ueberlaßt mir die Sache: sobald wir dieser Verfolgung entgangen sind, werde ich Eurer Mutter vorsichtig und nach und nach den schrecklichen Gedanken eines solchen Verlustes vor Augen stellen und sie auf diese Weise vielleicht vor dem tödtlichen Schlage bewahren, der sie treffen würde, wenn Eure Verzweiflung oder Eure Klagen sie plötzlich auf die schreckliche Vermuthung bringen sollten. Diese Nacht, wenn es dunkel wird, wollen wir nach dem Dorfe gehen, um Euren Vater auf dem Kirchhofe zu begraben. Es ist eine heilige Pflicht; wie traurig, wie schrecklich der Gedanke auch ist, der Muth darf uns nicht dazu fehlen. Nun, lieber Bruno, fühlt Ihr Euch stark genug, um vor Eurer Mutter zu erscheinen? Ich werde ihr sagen, daß Euer Vater geflohen ist . . ."

Der Knecht erhielt keine andere Antwort, als daß er die Thränen mit neuer Gewalt von Bruno's Wangen fließen sah. Mehr als einmal wiederholte er seine Bemühungen, den Jüngling aus seinem dumpfen Brüten zu wecken, aber all' seine Worte blieben fruchtlos.

Von seinem eigenen Schmerze übermannt, setzte sich Jan endlich selbst in einiger Entfernung nieder und weinte.

So blieben sie beinahe eine halbe Stunde in tiefen Schmerz versunken. Plötzlich erhob sich Jan und sagte:

„Ach, Bruno, ich bitte Euch; der Abend bricht herein."

Der Knecht sprang mit einem lauten Angstschrei zurück, als sich Bruno umwandte. Das Antlitz des Jünglings war ganz verändert: ein bitteres Lächeln hatte die Thränen in seinem Gesichte verdrängt; seine Brust wogte, seine Augen funkelten, sein Kopf hob sich keck auf seinen Schultern, als beseelte ihn ein Gefühl des Muthes.

Er trat auf den Knecht zu, nahm das Gewehr aus seiner Hand und sagte mit scharfer Stimme, indem er sich nach dem Sandberge wandte:

„Kommt, ich werde Euch zeigen, ob ich Muth habe oder nicht. Kommt, Ihr werdet mich nicht mehr erkennen."

Da der Knecht erschrocken stehen blieb, fuhr er fort:

„Ihr glaubt, ich sei von Sinnen? wäre es ein Wunder? Aber Ihr täuscht Euch. Etwas Anderes ist in mir vorgegangen."

„Um Gotteswillen, Bruno, mäßigt Eure Verzweiflung, denkt an Eure arme Mutter."

„Ha," rief Bruno, „ich denke an meinen Vater, an meine Mutter. Dort an dem Baume habe ich in einem Augenblick alle Pein der Hölle ertragen . . . Aber jetzt, jetzt ist der Würfel gefallen."

„Was ist Eure Absicht, Bruno? Ihr scheint kalt; das ist kein gutes, kein natürliches Zeichen."

Der Jüngling ergriff mit grinsendem Lachen die Hand des Knechtes und sagte, während er ihn in der Richtung des Sandberges fortzog:

„Laßt uns eilen; ich werde Euch unterwegs erklären, was in mir vorgegangen. Nicht wahr, Jan, die Leute aus dem Dorfe, Ihr selbst habt bisweilen geglaubt, daß Bruno muthlos sei. Wer weiß, ob nicht manche, Karel aus dem Löwen zum Beispiel, ihn für einen Feigling ansehen? Ha, ha, ich selbst habe es geglaubt. Und doch, wie täuschten wir uns! Seht, Jan, in mir leben zwei Wesen. Es ist, als ob ich eine doppelte Seele hätte. Die eine sehnt sich nach Frieden, Güte, Liebe; die andere nach Rache, weint über das Unglück des Vaterlandes und fordert das Blut der Tyrannen für das Blut der Unschuldigen. In meinem Innern haben diese beiden Mächte um die Oberhand gerungen: das Gefühl der Rache hat gesiegt! Und nun keine Furcht mehr, keine Ruhe, selbst keine Hoffnung — Rache, Rache allein! . . . Beeilt Euch; mich treibt und drängt die heiße Begier, Bezahlung für meines Vaters Blut zu fordern!"

„Armer Bruno,“ seufzte der Knecht, „ich habe mich nicht getäuscht: Euer Geist ist in wahnwitziger Täuschung befangen . . . Glaubt Ihr der Macht der Tyrannen widerstehen zu können? Und könntet Ihr Tausende erschlagen, was würde es helfen? Ach, laßt diesen Gedanken; es ist ein sinnloser Entschluß.“

„Sinnloser Entschluß?“ stotterte der Jüngling, „o, ich weiß es wohl: wir armen Bauern, schlecht bewaffnet, ungeübt, klein an Zahl, wir können nichts! Nichts als leiden, uns untedrrücken lassen und wie Gewürm vor dem Fuße kriechen, der uns zertritt . . . Aber wenn wir das Schicksal des Gewürms ertragen, warum wollen wir ihm dann nicht in Allem gleichen? Das Gewürm kann den größeren Thieren nicht widerstehen; aber es beißt, es sticht, es spritzt Gift aus, es wehrt sich mit Muth und stirbt nicht ungerochen . . . O Jan, bisher habe ich den Menschen als Bruder geliebt und konnte ihm Alles vergeben, aber ich begriff nicht, daß er das Werkzeug des Bösen ist und es deßhalb unmöglich sei, die Bosheit zu bekämpfen oder zu strafen, ohne den Menschen selbst zu treffen . . . Doch höre! Was ist das? Ist das Geräusch nicht in der Gegend des Sandbergs? Wilde, verwirrte Stimmen! Vielleicht sind die gekommen, die ich suchen will!“

Er spannte den Hahn und beugte sich, um durch das Gehölz zu schlüpfen.

„Nein, nein,“ sagte der Knecht, nachdem er einen Augenblick gelauscht. „Wenn die Sanskulotten auf dem Sandberg wären, so würden die Bauern nicht bleiben. Ich vermuthe, was es ist: die Leute aus dem Dorf sind beim Anblick der Flamme geflohen, und nun sind die Meisten gleichfalls nach dem Sandberge gekommen.

Bald gelangten Beide aus dem Walde und sahen, daß ein großer Haufen Menschen jammernd durch einander wimmelte. Die Frauen und Kinder bildeten jetzt

die Mehrheit: der Knecht hatte sich in seiner Vermuthung nicht getäuscht.

Am Fuße der sandigen Höhe sah Bruno einen Haufen junger Leute, die dichter zusammengedrängt standen. Er schloß aus dem Mühen der Umstehenden, zu sehen oder zu hören, was innerhalb des Kreises geschah, daß ohne Zweifel wichtige Nachrichten mitgetheilt wurden.

Da er an diesem Haufen vorbei mußte, um zu seiner Mutter zu gelangen, schritt er darauf zu; aber kaum hatten ihn einige der Umstehenden bemerkt, als alle zugleich riefen:

„Da ist Bruno! da ist Bruno!"

Bei diesem Rufe eilte ein Mann mit grauen Haaren und thränenvollen Augen aus dem Haufen und stürzte mit aufgehobenen Händen Bruno zu Füßen. Es war der Küster-Schulmeister, welcher laut rief:

„O Bruno, Bruno, gib mir mein Leben! hilf, hilf, rette Deine Genoveva!"

„Wie, was sagt Ihr, Genoveva?" rief der Jüngling voll Angst.

„Ach!" begann der betrübte Vater wieder, „die Sanskulotten haben sie aus dem Hause geholt und wie ein Opferlamm fortgeschleppt. Sie sitzt gefangen im Adler und auch unser armer alter Pastor, der unglückliche Märtyrer, ist dort . . . Ach, eilt Euch, helft, helft diesen Abend werden sie nach Antwerpen geschleppt . . . . Wehe, wehe, Ihr werdet Genoveva nicht mehr sehen!"

Dies Jammern des Küsters hatte die Jünglinge, die diesem Schauspiele anwohnten, in die höchste Wuth versetzt; und mancher rief mit lauter Stimme nach Rache. Am meisten that sich der Sohn des Löwenwirthes hervor, der mit dem Gewehrkolben auf den Boden stampfte und allerlei Flüche gegen die fremden Tyrannen

ausstieß. Aber Alles sah auf Bruno und harrte seiner Antwort.

Bruno hob den Küster vom Boden, wandte sich mit scheinbarer Ruhe an den Haufen junger Schicksalsgenossen und sagte mit feierlichem Tone:

„Freunde, hört auf mich. Ich spreche zu Euch, die Ihr mit mir verurtheilt seid, die Waffen gegen Euer Vaterland, gegen Eure Brüder, gegen Euern Glauben und gegen Gott zu tragen. Sollen wir noch länger wie muthlose Feiglinge in den Wäldern umherschweifen? Sollen wir warten bis wir Männer werden, um uns an der elenden Brut zu rächen, bis unsere Dörfer verbrannt, bis unsere Eltern und Freunde der wüsten Gewalt dieser Barbaren unterlegen sind? Bis sie unsere Schwestern nach ihren Räuberhöhlen geschleppt haben? Nein, zeigt, daß auch Bauernblut unter dem Schlag der Tyrannei schäumen kann; zeigt, daß Eure Geduld mißbraucht wurde und daß Jedermann in Brabant gegen Gottlosigkeit und Unterdrückung sich erheben muß. Gebt das Leben, das sie zu ihren schnöden Kriegen fordern, gebt dies Leben für Euren Glauben, für das dem Untergang nahe Vaterland hin! Fürchtet Ihr die übergroße Zahl Eurer Feinde? Was soll diese Furcht? Der Fremde sagt Euch: Ihr werdet Soldaten der Gottlosigkeit werden oder man verfolgt Euch in den Wäldern wie gefährliche Thiere, die der Kugel nicht entgehen. Die Unterjocher lassen uns keine andere Wahl. Ich biete Euch noch eine zweite Wahl; wir können als Feiglinge das Haupt beugen und muthlos das Schicksal erwarten, das die fremden Tyrannen uns bestimmen, oder uns selbst und das Vaterland rächen, die Zahl der Feinde unseres Gottes verkleinern und — muß es sein — sterben, sterben wie Männer, Helden, Märtyrer für die heilige Sache, wie unsere Väter, die mit dem Schwerte in der Faust mitten in der furchtbarsten Gefahr unerschütterlich und unerschrocken standen . . . Wenn Eure Herzen sich zu wahrem

Heldenmuth erheben können, wohlan, so seht dem Tod mit kaltem Muthe in's Gesicht. Entgeht uns auch hier auf Erden der Sieg, unser Triumph ist droben, droben in dem Schooß des Herrn, vor dessen heiligem Namen wir uns beugen . . ."

Der Sohn des Löwenwirths hatte mit begeistertem Blicke auf die Rede seines Freundes gehorcht; nun warf er sich ihm jauchzend an den Hals und rief mit freudigem Tone:

„Gott sei Dank! so muß man sprechen! Bruno, lieber Freund, ich folge Dir bis in den Tod! Ich wußte wohl, daß Du stolz und muthig bist!"

„Rache, noch diese Nacht! Auf, laßt uns stehenden Fußes nach dem Adler aufbrechen!" riefen einige Stimmen.

Bruno fuhr fort:

„Mein Entschluß ist gefaßt: Brüder, keine Ruhe mehr! Flieht die Gefahr nicht, sucht sie auf. Jede Stunde des Tages, jeden Augenblick der Nacht laßt uns den Henkern auflauern, ihnen nachspüren und sie anfallen, wären es ihrer auch Hunderte. Da ich Blut vergießen muß, will ich es auch in Strömen vergießen, mich von Kopf bis zu Fuß waffnen, und streiten und kämpfen, so lange ein Lebensfunken in meinem Busen sprüht. Und kann ich mein unglücklich Vaterland nicht von seinen teuflischen Tyrannen befreien, nun, so werde ich es nach dem Maaße meiner Schwachheit rächen: kann ich auch wenig thun — so soll es doch gerochen sein! Sucht Euch nicht Speise, holt kein Bette, um Euch ein behaglich Lager im Walde zu bereiten. Andere Zwecke führen uns nach dem Dorfe: Gewehre, Kugeln, Blei wollen wir uns holen. Wer ein Herz im Leibe hat und keine Waffe besitzt, der hole heute Nacht, was ihm fehlt . . . Und nun an's Werk! Diejenigen, die ein Gewehr haben, sollen mir in einiger Entfernung folgen. Wer den Tod fürchtet, der bleibe zurück."

Dreißig junge Leute, Karel an der Spitze, folgten Bruno, trotz der Bitten und des Jammerns ihrer Aeltern.

Nachdem sie einige Augenblicke am Fuße des Berges in dichtem Haufen beisammen gestanden, zog Bruno seinen Knecht auf die Seite und sagte leise zu ihm:

„Nein, Jan, Ihr dürft nicht mit uns gehen. Ihr müßt meine Mutter beruhigen und ihr sagen, daß ich auf Kundschaft ausgegangen. Sorgt, daß ihr Niemand das furchtbare Unglück erzählt. Auch aus einem andern Grunde müßt Ihr hier bleiben: Ihr sollt die unbewaffneten Rekruten anfeuern, unverweilt nach den umliegenden Dörfern zu gehen, sich dort Gewehre, Pulver und Blei zu verschaffen und andere Flüchtlinge hierherzuführen, damit wir morgen bei Tagesanbruch mit Allem versehen sind, was zur Sache nothwendig ist."

„Und die heilige Pflicht, die wir zu erfüllen haben?" fragte der Knecht.

„Diese Nacht, nach meiner Zurückkunft," antwortete der Jüngling. „Geht, verliert keine Zeit und sorgt für meine arme Mutter."

Dann wandte er sich an die Bewaffneten und sprach:

„Still vorwärts! Mit eisernem Muth und stählernem Willen!"

Damit drang er in das tiefste Gebüsch des Waldes und verschwand mit seinen dreißig Kameraden.

Der Abend sank. Obgleich die höchsten Kronen der Bäume noch von Westen Licht empfingen, war es am Boden, zwischen den niederen Gebüschen doch sehr dunkel.

Bruno und seine Kameraden gingen einige Zeit in der Richtung des Dorfes fort; bald aber bogen sie nach Norden ab und folgten den Windungen des Waldes, ohne ihn zu verlassen, bis sie in einen jungen Fichten-

schlag kamen, der sich eine halbe Stunde vom Adler an der großen Heerstraße hinzog.

Ehe sie sich dem Wege näherten, sagte Bruno leise zu seinen Kameraden:

„Hört, was wir thun wollen: ich werde mich auf dieser Seite des Weges mit fünfzehn von Euch verstecken. Karel soll mit der andern Hälfte auf der anderen Seite des Weges, jedoch fünfzehn Schritte tiefer im Niederholze sich verbergen. Wenn wir die Sanskulotten sehen, die die Gefangenen bewachen, lassen wir das Gefährt herankommen, bis es sich zwischen den beiden Hinterhalten befindet. Wir zielen gut, jeder nimmt einen aufs Korn und auf den Ruf Feuer! schießen wir zu gleicher Zeit los und eilen nach dem Wege, um diejenigen anzugreifen, die nicht durch das Blei gefallen sein sollten. Wer eine Doppelflinte hat, behält sich einen Schuß vor. Es wird nicht so dunkel werden, daß wir unser Ziel nicht sollten sehen können; gebt wohl Achtung, Freunde, daß Ihr die armen Gefangenen nicht verwundet und müßtet Ihr auch einige Soldaten dabei schonen. Wir werden mit ihnen beim zweiten Anfall wohl fertig werden. Und nun wie die Füchse fortgeschlichen, aber beim Angriff seid Löwen. Vorwärts, ich will am Wege spioniren; das Gleiche mag Karel auf der andern Seite thun. Die Uebrigen legen sich nieder und bewegen sich nicht, bis der Augenblick, sich zu zeigen, gekommen ist!“

Alle bückten sich und krochen nach den angedeuteten Schlupfwinkeln.

Obschon keine vollkommene Dunkelheit herrschte, würde doch ein Vorübergehender nicht vermuthet haben, daß hier sechzig funkelnde Augen zwischen dem Niederholz ihn beobachteten. Niemand bewegte sich, jeder hielt den Athem an sich: es herrschte ringsumher die tiefste Grabesstille.

Kaum hatten sie eine Viertelstunde dagelegen, als

man in der Ferne einen Menschen kommen hörte, der, um sich selbst Muth einzuflößen und andere über seine Absichten zu täuschen, ein Liedchen pfiff.

Bruno, der bereits zu fürchten begann, die Gefangenen möchten vor Abend weggeführt worden sein, freute sich über das Erscheinen des einsamen Wanderers; denn dieser ging in der Richtung nach dem Dorf zu. Das Liedchen, das er pfiff, war ein Brabanter Volksliedchen; es konnte also kein Feind sein.

Um ihn den Hinterhalt nicht entdecken zu lassen und zu gleicher Zeit die nöthigen Aufklärungen von ihm einzuziehen, verließ Bruno sein Versteck, trat auf den Weg hinaus und ging dem Wanderer entgegen. Dieser durch die unvorhergesehene Erscheinung erschreckt, blieb stehen und schien bereit, durch das dichte Gehölz zu entfliehen, wenn ihm Gefahr drohte.

„Freund! Rekrut!" rief Bruno halblaut.

Diese Worte schienen den Wanderer zu beruhigen; denn er verließ den Rand des Weges und kam herbei.

„Ihr habt mich erschreckt," sprach er, „ich glaubte, Ihr seid ein Sanskulott!"

„Ah, guten Abend," sagte Bruno, der den Mann erkannte und ihm die Hand reichte. „Wie mögt Ihr so allein des Nachts durch den Wald gehen? Fürchtet Ihr denn nicht, daß Euch die Sanskulotten für einen Flüchtling ansehen?"

„Die Sanskulotten treiben sich Nachts nicht auf den Straßen umher," antwortete der Wanderer, „überdies habe ich einen Freibrief von der Centralgewalt."

„Sprecht leise," fuhr der junge Mann fort, „und sagt mir, habt Ihr seit einer Stunde keinen Soldaten begegnet?"

„Keinen einzigen," war die Antwort.

„Wißt Ihr etwas Neues aus der Stadt?"

„Neues? Ja, unglückliche Neuigkeiten! Ich be-

klage unsre armen Rekruten! Wenn es wahr ist, was man sagt, so wird innerhalb acht Tagen keiner mehr leben, der nicht Soldat ist."

„Wie, was wollt Ihr sagen?"

„Es scheint, daß die Franzosen mit großer Gewalt zu Werke gehen wollen: es ist der Befehl von Paris gekommen, daß Alles in wenigen Tagen beendet sein muß. Man hat in Antwerpen und in andern Städten kleine Heere gebildet, jedes mit einem General an der Spitze. Man nennt solche Heere Colonne mobiles. Diesen Abend ist eine solche unter dem Befehl des verhaßten General Duruth von Antwerpen abgezogen, niemand weiß jedoch wohin. Man sagt, diese fliegenden Colonnen haben Befehl, alles zu ermorden, was nur einen Schein von Widerstand bietet und die Dörfer, wo nur ein einziger bewaffneter Flüchtling sich zeigt, niederzubrennen.

Bruno lauschte in sprachloses Sinnen vertieft. Der Bote fuhr fort:

„Euch und Euren Freunden bleibt nichts, als sich augenblicklich der französischen Republik zu unterwerfen oder alle zusammen sich nach dem Lager der Brigands zu begeben, um für den Glauben und das Vaterland zu fechten."

„Was ist das, die Brigands?"

„Wie? Wohnt Ihr denn in einer Wüste, daß Ihr nichts von dem Aufstand wißt! Die Brigands, so nennen die Sanskulotten die Bauern, die mit bewaffneter Hand sich gegen die Franzosen erhoben. Klein Brabant wimmelte vor acht Tagen von Patrioten. Es scheint, daß die Edelleute und die Klöster ihnen zur Seite stehen; sie sind mit allem versehen. Ihr könnt denken, wie zahlreich sie sind; sie haben die Stadt Mecheln eingenommen, die Republikaner verjagt und die Papiere der Centralgewalt verbrannt . . ."

„Die Stadt Mecheln eingenommen," jauchzte Bruno, „es ist also Hoffnung auf Erlösung da."

„Das heißt, am selben Tage ist der General Bequinot mit einer fliegenden Colonne im Sturme in Mecheln eingerückt und hat die Bauern, die nicht geflohen waren, erschießen lassen."

Ein schmerzlicher Seufzer entflog Bruno's Brust.

„Gott, Gott!" klagte er, „kaum senkt sich ein Strahl der Hoffnung in unser Herz, so wird er ihm wieder mit blutiger Enttäuschung entrissen!"

„Täuscht Euch nicht," sagte der Bote, „in Mecheln waren die eigentlichen Patrioten nicht; die größte Vereinigung ist jetzt, wie man allgemein versichert, im Hagenland, in der Nähe von Diest . . ."

„Still! still!" flüsterte Bruno leise, „hört Ihr dort in der Ferne das Geräusch — ein Karren mit vielen Männerstimmen? . . . Flieht, verbergt Euch so rasch Ihr könnt . . . es möchte Euch sonst das Leben kosten."

„Was soll es?" seufzte der Bote erschrocken.

„Fort, fort," wiederholte Bruno, „hier wird ein Gefecht beginnen, Blut wird fließen."

Der geängstigte Mann trat in den Wald. An dem Geräusche der Blätter konnte man hören, daß er in aller Eile entfloh.

Bruno bückte sich zu Boden und kroch bis zu seinen Leuten. Er hielt die Hand an den Mund und sagte in düsterem Tone:

„Aug und Gewehr bereit! Da sind sie!"

Je deutlicher das Geräusch des Karrens und der Leute, die dabei waren, sich vernehmen ließ, desto ungestümer begann Brunos Herz zu schlagen.

Sie hatten sich über die Art des Gefährtes, das sich ziemlich rasch dem Orte näherte, an welchem sie sich befanden, nicht getäuscht.

Auf einem mit zwei Pferden bespannten Wagen saßen der Pastor und Genoveva. Dem achtzigjährigen

Priester hatte man die Hände wie einem Diebe auf den Rücken gebunden und ihn so an den Karren befestigt. Genoveva saß auf einer Bank, den Kopf auf die Brust herabgesenkt und die Hände vor den Augen; Thränen floßen in der Dunkelheit von ihren Wangen.

Ungefähr zwanzig Soldaten begleiteten die Gefangenen. Voran ging der Sergeant mit der Hälfte seiner Leute; die andere Hälfte ging hinter dem Wagen drein. Da sie so von einander geschieden, sprachen sie sehr laut. Sie waren wie immer, so auch hier im höchsten Grade ruchlos verfahren.

„Ihr müßt bekennen, Citoyen Sergeant," sagte in diesem Augenblicke ein Soldat, „daß wir uns über diese Leute getäuscht. Hätten sie nur Pulver und Blei, sie würden uns bereuen lassen, in diese Wüste mit sechzig Mann gekommen zu sein."

„Bah, es ist ein Haufen Feiglinge!" antwortete der Sergeant, „ihr Fanatismus ist ihr einziger Muth Auf die Republikaner wie Brigands zu lauern und dann zu fliehen, dazu sind sie gut genug . . ."

„Ja, ja," versetzte der Erste, „sie müssen sehr dumm und blöde sein, sonst würden sie uns nicht so ungehindert vorüberlassen. Und würden uns nur ihrer fünfzig auf diesem einsamen Wege auflauern, so hätten wir Arbeit genug, unsre Gefangenen zu vertheidigen . . . Aber sie sind zu elend dazu; ihr Verstand geht nicht weiter, als bei den Bestien: sie beißen und laufen davon!"

„Nun wird erst das große Spiel beginnen," sagte der Sergeant, „der Citoyen Commissair hat einen Befehl erhalten, daß wir morgen zu der Colonne mobile des General Duruth stoßen; zuerst werden wir das fanatische Ungeheuer, das auf dem Karren seine lächerlichen Gebete plappert, in Sicherheit bringen und kehren dann mit der Colonne mobile zurück. Es wird nicht an Feuer fehlen, uns dran zu wärmen . . ."

Sie waren gerade an den Platz gekommen, wo die Rekruten lagen; . . . ohne daß sie es bemerkten, folgten dreißig Gewehrläufe ihrer Bewegung.

Plötzlich ertönte der furchtbare Ruf Feuer! durch den Wald. Dreißig Schüsse wurden zugleich abgefeuert. Mehr als die Hälfte der Soldaten stürzte nieder; die Pferde, durch das Feuer und das Knallen der Gewehre erschrocken, bäumten sich und eilten mit dem Karren fort. Bruno, der es bemerkte, schoß seine zweite Kugel ab und traf das vordere Pferd durch die Brust; das andere Pferd fiel über das erste und der Karren blieb mitten im Wege stehen.

„Feuer, Feuer auf die Brigands!“ rief der Sergeant seinen Leuten zu, als er Bruno mit seinen Kameraden aus dem Niederholz kommen sah.

Drei bis vier Rekruten stürzten in den Sand; die andern liefen auf die Soldaten zu und begannen ein hartnäckig Gefecht. Sie waren zwar in größerer Anzahl als die Franzosen, diese hatten jedoch Bayonette und Säbel, während die Bauern, die keine Handwaffen besaßen, sich genöthigt sahen, mit dem Kolben ihrer Gewehre allein zuzuschlagen oder wie Löwen ihren Feinden auf den Leib zu springen und sie so niederzuschmettern.

In weniger als einem Augenblick war der Kampf entschieden: fünfzehn Soldaten lagen leblos um den Wagen; drei Rekruten blieben auf dem Platze, vier andere waren verwundet.

Die übrigen Soldaten hatten die Flucht ergriffen und waren im Walde verschwunden; man hatte sie vergeblich eine Zeitlang durch die Dunkelheit verfolgt.

Noch ehe der letzte Feind am Boden lag, war Bruno auf den Karren gesprungen, und hatte Genoveva, die in einer Ohnmacht lag, herabgeholt und an der Seite des Wegs auf einen Baumstamm gesetzt.

Dann eilte er zu seinen Kameraden, die den Pa-

stor bereits von seinen Banden befreit hatten und ihn mit Beweisen der Ehrfurcht und Liebe umringten. Der Greis, halbtodt vor Schrecken, drückte ihnen sprachlos die Hand.

„Freunde," sprach Bruno, „hier dürfen wir nicht bleiben. Nehmt rasch unsere arme Brüder, die verwundet oder getödtet worden sind, auf und tragt sie in den Wald nach dem Sandberg. Die entflohenen Sanskulotten werden nach dem Adler um Hülfe laufen. Sie könnten uns leicht unsere Gefangenen wieder entreißen. Rasch! rasch!"

Die Rekruten befolgten augenblicklich den erhaltenen Befehl.

Bruno gab sein Gewehr einem der Kameraden und eilte zu Genoveva; er nahm sie auf seine Schulter und folgte den andern in den Wald.

Der Zug konnte in der Dunkelheit nur langsam durch das dichte Gebüsch schreiten. Niemand sprach; alle waren tief erschüttert und erbebten bei den leisen, aber schmerzlichen Klagen ihrer verwundeten Brüder. Sie, die von dem Kriege nicht anders, denn als von einer der größten Plagen der Menschheit hatten sprechen hören, sie führten nun drei Leichen bei sich: Leichen ihrer besten Freunde! Blut, theures Blut, lief von ihren Händen.

Neben Bruno ging der alte Priester, den Karel aus dem Löwen begleitete.

Ermüdet wollte Bruno seine ohnmächtige Freundin auf seine andere Schulter legen; bei dieser Bewegung bemerkte er, daß etwas Feuchtes an seinen Kleidern klebte.

„Gott! Blut!" rief er, „meine Genoveva! sie ist verwundet! todt! todt!"

Zitternd ließ er das Mädchen zu Boden sinken und knieete neben ihr nieder.

„O Veva!" rief er, „solltest Du mir geraubt sein?

Sollte mich dies Unglück treffen! Alles, alles, was mir theuer ist, soll geopfert werden! . . ."

Und ganz außer sich, riß er sich in der größten Verzweiflung die Haare aus dem Kopfe und weinte vor Raserei, ohne an die Gefahr zu denken, die ihm noch drohte.

Indessen war der Priester gleichfalls bei Genoveva auf die Kniee gesunken und befühlte ihren Kopf und ihre Schulter, um nach dem Quell des Blutes zu suchen.

„Bruno," sprach er, „mein Sohn, mäßigt Euern Schmerz. Genoveva lebt; aber ihre Wunde muß aufgefunden werden . . . . mich dünkt, sie ist am linken Arm; ich kann es nicht sehen, aber von ihrer Hand fließt das Blut."

Das tröstende Wort des Friedens, und vor allem die gegründete Hoffnung, daß seine Freundin gerettet werden könne, weckten Bruno aus seiner Verzweiflung.

Mit fieberhafter Hast streifte er den Aermel Genovevas zurück: dann nahm er sein Gewehr aus der Hand seines Kameraden, hielt die Waffe hart an das Mädchen, legte etwas Pulver auf die Zündpfanne und drückte den Hahnen ab. Da das Gewehr nicht geladen war, brannte bloß das Pulver ab und eine kleine Flamme beleuchtete diese Scene.

„Ich habe es gesehen!" jauchzte Bruno, während er sein Halstuch aufknüpfte, „eine Wunde am Arm! Meine arme Genoveva, eine Kugel hat sie getroffen . . . . . Gott, Gott, nimm mir die Freundin meiner Seele nicht!"

Während dieser Worte band er dem Mädchen das Halstuch um den Arm und stillte damit, da die Wunde sehr leicht war, das Blut.

Kaum hatte er den Knopf gebunden, als Genoveva sich bewegte und mit tiefem Athem erwachte.

„Sie lebt! Meine Genoveva lebt," rief Bruno ganz außer sich vor Freude.

Aber auf seine Stimme antworteten in der Ferne etwa zehn Gewehrschüsse: die Kugeln flogen über seinen Kopf durch das Laub.

„Da sind sie! da sind sie!“ riefen die Rekruten. „Fort! flieht, flieht!“

Bruno erhob seine Genoveva vom Boden: und obgleich einige unverständliche Worte ihrem Munde entfielen, lief er in blinder Hast durch den Wald.

Noch einige Kugeln flogen ihm und seinen Kameraden nach.

Bald aber herrschte in diesem Theile des Waldes die tiefste Stille.

VI.

Der größte Theil der Einwohner von Waldeghem, hatte die ganze Nacht auf dem Sandberg unter den Bäumen zugebracht.

Der Tag schimmerte im Osten; die trostlose Finsterniß, welche die armen Flüchtlinge wie ein Grab umschlossen, verschwand; die Angst hatte die armen Leute, die vor Kälte beinahe erfroren, kaum schlafen lassen.

Im Halbdunkel der ersten Morgenstunde konnte man um den Sandhügel her die unbestimmten Umrisse der Familien sehen, die am Rande des Waldes lagen: — Mütter, Töchter, Kinder, Greise, von der Kälte zu unkenntlichen Gestalten zusammengeschrumpft, bewegungslos und stumm, als hätte der schleichende Tod sein Bahrkleid über die Unglückseligen ausgebreitet . . . .

So saßen überall unter dem Laub der ersten Bäume

Haufen von Menschen, welche gesenkten Hauptes und mit unverwandt zu Boden gerichteten Blicken in verzweiflungsvolle Gedanken vertieft schienen. Geduldig und muthlos kämpften sie gegen die feuchte Kälte der Nacht an, die nun bei dem Niederschlag des reichlichen Thaus, das Wasser in großen Tropfen von den Bäumen auf ihre bereits von Nässe durchdrungenen Kleider schüttelte.

Bisweilen erhob eine Mutter oder ein Greis das Auge und blickte hoffnungsvoll nach Osten: dort bildete sich ein heller Lichtkreis auf der Bahn, die die aufgehende Sonne, die Quelle der erquickenden Wärme, durchlaufen sollte; — aber ebenso rasch schlugen die Unglücklichen wieder ihre Augen zu Boden und zitterten vor Angst bei dem Gedanken an das, was der nächste Tag bringen mußte.

Hatte die Nacht sie durch die schmerzliche Schlaflosigkeit, durch die erstarrende Kälte gepeinigt, — so versprach der Tag nichts als Verfolgung, Brand und Mord . . . .

Am Fuß des Sandhügels sah man bereits einige Jünglinge mit dem Gewehre in der Hand bei einander stehen und sich nach allen Seiten umblicken, als warteten sie auf etwas. Und wirklich kamen auch von Zeit zu Zeit einige ihrer Kameraden aus dem Walde und traten zu ihnen. Hatten die Ankommenden einige Gewehre, Pulver oder Blei gefunden, ober brachten sie andere bewaffnete Flüchtlinge mit, dann wurden die Hände freudig gedrückt und man jauchzte mit zurückgehaltener Stimme über die gewonnene Verstärkung.

Die Hütte, die Jan für Brunos Mutter aus Holz und Laub gemacht, stand hinter dem Sandberg.

Der gute Knecht saß in einiger Entfernung und sah mit Besorgniß umher, wie eine Schildwache, die den Schlaf ihres Herrn bewacht. Ein Ochsenhorn, wie die Hirten der Kühe sie gewöhnlich zum Zusammenrufen der Heerde haben, hing an seiner Seite.

Alles war still rings um die Hütte; der Knecht entfernte jeden mit einem Zeichen der Hand, von dem Orte, wo er hoffte, daß sein junger Herr nach der stürmischen Nacht eine kurze Ruhe finden werde.

Bruno saß jedoch wachend in der Hütte. Seine Kleider waren von Schmutz und Blut, das man vergebens abzuwaschen versucht, befleckt; sein Haar war verwirrt, die Augen glühten wild in seinem Kopfe. Er war todtmüde.

Mit verschlungenen Armen hielt er den festen Blick nach der gegenüberliegenden Seite der Hütte gerichtet. Dort lag seine Mutter schlafend auf einem Lager von dünnen Zweigen und Blättern; neben ihr, in ihrem rechten Arme ruhte Genoveva. Die Frauen waren ganz angekleidet: eine Decke schützte sie vor der nächtlichen Kälte.

Obschon sie schliefen, trug das Antlitz Beider doch das Gepräge tiefen Schmerzes. Das Gesicht der ältern Frau war bleich und hager; ihre Wangen bewegten sich zuweilen zitternd und bange Seufzer, von einem gepreßten, schmerzlichen Klageton begleitet, entrangen sich ihrer beklommenen Brust.

Die Gefühle mußten, wenn auch ebenso schmerzlich, doch ganz anderer Art sein: denn um ihren Mund spielte bisweilen ein Lächeln voll Verachtung und ein tieferer Athem schwoll ihren Busen, als hätte sie im Traume ihre Feinde gereizt und herausgefordert.

Auf der andern Seite des Zeltes schlief der Pastor, dessen stilles und sanftes Antlitz aus seiner silbernen Haarkrone hervorsah, als hätte er bereits die böse Welt verlassen und den ewigen Frieden im Schooße der Gottheit gefunden.

Armer Bruno, er starrte schon so lange in der tiefsten Stille mit den feuchten Augen auf seine Mutter, auf Genoveva und auf Alles, was er auf Erden am meisten liebte. Allein mit seinem Schmerze, seiner Furcht und seiner Verzweiflung, trat ihm lebendig vor die Augen,

welch' furchtbar Schicksal über seine Lieben hereingebrochen. Nichts erhellte sein tief erschüttertes Gemüth; kein Strahl der Hoffnung senkte sich in sein banges Herz: der Tod für Alle, war die einzige Aussicht, die ihm der traurige Spiegel der Zukunft bot.

Welch' schreckliche Nacht hatte der Jüngling erlebt. Er hatte seine Freundin den Händen der furchtbaren Tyrannen entrissen; er hatte ihren scheinbaren Tod beweint und alle Qualen ertragen, die ein solches Unglück über sein tieffühlendes Herz bringen konnte. Und vielleicht war der Schlag noch härter, als das Leben in sie zurückkehrte und vor Freude beinahe erlegen wäre. Er hatte Genoveva zu seiner Mutter gebracht; und war dann wie ein nächtlich Raubthier mit seinem Knecht durch Wald und Strauch bis zu den rauchenden Trümmern seiner Wohnung im Dorfe gelaufen. Hier hatte er die Leiche seines Vaters aus dem Schlamme der Grube herausgezogen, ihn bis auf den Kirchhof getragen und unter blutigen Thränen unter dem Schatten der kleinen Kapelle im Schooße der geweihten Erde begraben.

Noch zitternd und ganz zerstört von dieser furchtbaren Arbeit, saß er, den Blick auf die Mutter gerichtet und von den peinlichsten Gedanken gequält, in dem niederen Zelte.

Als das Licht des Tages nach und nach hereindrang, betrachtete er seine Kleider und zitterte bei dem Gedanken, seine Mutter möchte, wenn sie ihn in diesem Zustande sähe, von unaussprechlicher Angst ergriffen werden.

Mit matter Stimme seufzte er, als er die Hand an seine Kleider legte:

„Blut meines Vaters, Blut meiner Freundin, Blut meiner Kameraden! Eine einzige Nacht . . . und schon Blut, theures Blut von Kopf bis zu den Füßen! Und so soll es nun fortgehen, fortgehen bis zu dem unausbleiblichen Ende: dem Tod! . . . O Mutter! arme Frau, Du, die für ihn und für mich lebte, Du träumst

vielleicht, Deine Augen sehen ihn, er habe den heitern Kuß der Wiederkehr auf Deine Lippen gedrückt — und ach! es ist so schrecklich, so schrecklich, daß ich mir's selbst kaum auszusprechen wage . . . so sterben, so behandelt werden, noch nach dem Tod! O, fort, fort — mit diesem schrecklichen Bilde! . . . Unglückliche Mutter, alles soll Dir genommen werden. Dein Sohn, Dein inniggeliebter Sohn, der die einzige Stütze Deines Alters, der einzige Gegenstand der milden Liebesflamme Deiner Seele ist, — auch er wird bald durch eine Kugel niedergeschmettert sein: Glaube und Vaterland fordern seinen Tod . . . Und wäre er auch so feig, die Hände nach den Ketten der Sclaverei auszustrecken, um die Gnade der fremden Tyrannen zu erringen, so würde man ihn ferne von hier wegschleppen, daß er andere Völker martere — wie die Belgier jetzt durch ihre Henker gemartert werden. Keine Wahl, keine Gnade: überall, auf allen Seiten, Schmach, Unehre, oder Tod! Mutter, Mutter, ich habe keinen Vater mehr; ihr sollt' auf Erden bleiben, ohne Kind, ohne Gattin! . . . Und Du arme, liebe Veva, die Müdigkeit hat Dich in tiefen Schlummer und seliges Vergessen gewiegt. O wüßtest Du, welcher Schlag Dich vielleicht trifft? Dein Vater, ich habe ihn gesehen, er kannte mich nicht mehr; ich habe ihm von seinem Kinde gesprochen, er hörte, er versteht nicht mehr. Sein Herz ist gebrochen; seine Seele ringt sich mühsam aus dem gebrochenen Körper los. Noch einige Tage und er wird mit meinem Vater bei Gott im Himmel vereinigt sein. — Aber ich darf Dir's nicht sagen: auch Dich muß ich täuschen!"

Der gemartete Jüngling legte die Hand vor das Gesicht, als wollte er die Thränen verbergen, die schon lange unbeachtet über seine Wangen geflossen und nun reichlicher seinen Augen entströmten.

Bald aber richtete sich sein Blick wieder auf die Lagerstätte und unwillkürlich murmelte er:

„O Mutter, dürfte ich Euch den Kuß geben, der mir schon so lange auf den Lippen schwebt! Dürft ich Dir und ihr einen Theil meiner Schmerzen in den Busen gießen, um Trost zu finden in meiner Verzweiflung! Doch nein, schlafe ruhig, o Mutter; schlaft alle, Ihr meine Theuren. Ach, schlafen? Vergessen? Von Freiheit träumen, die Feinde zerschmettert sehen und jauchzen vor Glück, Freude und Liebe. O könnten wir alle einschlummern: ewig, ewig schlafen, bis zum Tage der allgemeinen Erlösung!“

Er schwieg einen Augenblick; die Verzweiflung schien ihm alle Kraft geraubt zu haben, sein Gesicht und seine Glieder wurden schlaff, der Kopf sank ihm langsam auf die Brust.

Ein plötzliches Zittern befiel ihn, als er auf dem Munde seiner Mutter ein helles Lächeln gewahrte; er glaubte sogar, ihre Lippen murmelten den süßen Namen seines Vaters.

„Wie schrecklich!“ sprach er bei sich selbst, und seine Züge verzogen sich krampfhaft: „Sie träumt von seiner Wiederkunft, sie lächelt ihm zu, sie jauchzt, sie ist glücklich. Es ist etwas unsäglich Furchtbares, Unmenschliches in diesem Betrug . . . Und doch darf ihr das Geheimniß nicht verrathen werden, ihr Schmerz, ihre Thränen würden mich vernichten; ich habe den Muth und die Kraft, der ich zur Rache bedarf . . .“

In diesem Augenblick erschien Jan, der Knecht, am Eingang der Hütte und winkte seinem Herrn. Dieser verließ das Zelt mit leisen Schritten und fragte den Knecht, was er ihm zu sagen habe.

Jan zeigte seinem Herrn einen alten Mann, der mit gebeugtem Haupte in einiger Entfernung zu warten schien und sich von der Stirne den Schweiß abwischte. Es war der Brauer, Simons Vater.

„Nun, Baes Meulemans," fragte Bruno und drückte ihm traurig die Hand. „Welche schlimme Neuigkeit bringt Ihr uns. Es muß wahrhaftig traurig sein, daß Ihr, der nichts zu fürchten hat, das Dorf verlaßt?"

„Mein Haus ist bis auf den Boden niedergebrannt!" seufzte der Brauer.

„Euer Haus? Die Brauerei? Hat Euer Sohn seines eignen Vaters Wohnung in Brand stecken lassen? Das ist unerhört!"

„Ach, er ist schuldig genug; legt ihm nicht auch noch diese Unmenschlichkeit zur Last. Das Feuer, das Eure Wohnung verzehrte, wurde durch den Wind nach der Brauerei getrieben. Mein Sohn und seine französischen Kameraden suchten es zu löschen; alles war nutzlos. Aber nicht deßhalb bin ich zu Euch geeilt, Ich habe Euch eine schreckliche Zeitung zu melden.

„Was kann schrecklicher sein, als was wir bereits wissen?"

Der Brauer antwortete niedergeschlagen:

„Unser Dorf ist voll französischer Soldaten, wohl ihrer sechshundert mit Kanonen und Reiterei. Ein General führt sie an. Es sind auch einige darunter, welche vlämisch sprechen. Sie nennen ihr Lager eine Colonne mobile und sagen, daß sie gekommen seien, alles zu ermorden, was Widerstand leisten würde. Von Paris ist der Befehl angelangt, daß das ganze Kempenland innerhalb acht Tagen rein gemacht oder alles niedergebrannt sein müsse. Solche fliegenden Colonnen sind aus verschiedenen Städten nach dem Kempenland gezogen. Das ist's, Bruno: uns bleibt keine Hoffnung!"

Bruno stand einen Augenblick wie vernichtet da; er schien nicht auf die Worte des Brauers zu lauschen: seine Hände ballten sich in krampfhafter Verzweiflung.

„Sechshundert!" murmelte er, „Reiterei, Kano-

nen! Was thun? Glaubt Ihr, Baes Meulemans, sie werden uns suchen?"

„Mein Sohn hat es mir gesagt."

„Euer Sohn? Ist Simon bei ihnen?"

„Ich habe ihn begegnet, als er den General durch das Dorf führte. Die Soldaten sind müde, da sie die ganze Nacht hindurch marschirten. Es bleibt Euch deßhalb wahrscheinlich zu einer Beschlußnahme noch etwas Zeit; aber macht rasch, unterwerft Euch, bittet um Gnade oder flieht in Gottes Namen: eine andere Wahl gibt es nicht."

Ein schreckliches Lachen verzog Brunos Gesicht, als er mit zu Boden gerichtetem Blicke in tiefes Nachdenken versank.

„Bittet um Gnade!" murmelte er mit fürchterlichem Tone. „Knieet nieder vor den fremden Tyrannen, vor den Mördern all' Eurer Lieben . . . Steht ab von der gerechten Rache, versagt Euer Blut dem Vaterlande und vergießt es für die Tyrannei! Nein, nein! Sterben, fallen, aber zuvor die frechen Eindringlinge niederschmettern und das Blut der Elenden fließen sehen . . ."

Er wandte sich an seinen Knecht und sprach:

„Jan, gib das Zeichen, rufe unsere Leute zusammen!"

Der Knecht setzte das Horn an die Lippen und blies einige lange Töne nach allen Seiten des Waldes. Sie klangen hohl und schauerlich über den Hügel hin und durch die Bäume, wie das Geheul eines wilden Thieres.

Zu gleicher Zeit richtete Bruno seine Schritte nach dem weiten Abhang, wahrscheinlich dem Versammlungsplatz, den er seinen Kameraden im Fall eines Appelles bezeichnet hatte.

Kaum stand er da, als von allen Seiten junge Bauern, und auch viele bejahrte Landleute mit dem Gewehr unter dem Arme aus dem Gebüsche hervor-

kamen. Ihre Zahl war weit ansehnlicher, als am vorhergehenden Tag: nach einigen Augenblicken konnte er mindestens achtzig zählen und noch einige andere kamen aus der Ferne herbei.

Karel aus dem Löwen ergriff Brunos Hand, drückte sie lebhaft und sagte, als er die bewaffneten Kameraden anreden zu wollen schien:

„Nun, Bruno, schwillt Dein Herz nicht, vor Muth? Nun sind Gewehre genug unter uns; wir haben Pulver und Blei im Ueberfluß. Unsre Kameraden sind diese Nacht durch die Dörfer gelaufen und haben gute Hülfe mitgebracht; alle Augenblicke kommen noch bewaffnete Rekruten aus den umliegenden Gemeinden. Sie sollen nur kommen, die Sanskulotten! Wir werden ihnen zeigen, daß, wenn ganz Europa ihrem Hochmuth weicht, die Kempner Bauern Kugel gegen Kugel bieten. Das Spotten über die unterjochten Belgen soll ihnen vergehen, wenn jeder Baum, jeder Strauch Blei auf sie speit, als ob die stumme Natur sich gegen die fremde Brut aufwürfe. O, wäre das Spiel nur bereits im Gang. Laßt uns nach dem Dorfe ziehen, wir sind stark genug, um die Franzosen zu verjagen!"

Bruno lächelte seinem Kameraden bitter in's Gesicht und sagte:

„Halte ein, Karel; ich habe schlimme Nachricht bekommen!"

Und indem er den Kreis dichter zu schließen bat, sagte er zu seinen Kameraden, die sich um ihn schaarten:

„Freunde, horcht mit kaltem Blute auf das, was ich Euch sagen werde. Diesen Morgen mit Anbruch des Tages sind sechshundert Soldaten in Waldeghem erschienen; sie haben Kanonen und Reiterei bei sich und werden von einem General befehligt. Sie kommen, uns gefangen zu nehmen oder niederzumetzeln. Ich weiß, daß sie beabsichtigen, heute noch unsern Schlupfwinkel anzufal-

len . . . Freunde, es bleibt uns wenig Zeit: faßt einen Entschluß, ehe es zu spät wird."

Einige der Zuhörer erblaßten, einige sahen einander verzweifelnd an, andere blickten sprachlos zu Boden.

„Laßt uns tiefer in das Land hinein fliehen," sagte Einer.

„Ja, wir wollen uns nach dem Unterwalde zurückziehen, dann werden uns die Sanskulotten nicht finden," rief ein Anderer.

Karel aus dem Löwen hielt sein Gewehr krampfhaft in den Händen und rief:

„Gott! Sechshundert Soldaten gegen einige arme Bauern; es ist zu viel!"

„Kameraden, ich werde Euch zu einem Beschluß helfen," sagte Bruno kalt. „Was ich von Euch wissen will, ist nicht, welchen Schlupfwinkel Ihr wählen wollt. Wißt, daß solche kleine Colonnen das ganze Kempenland durchkreuzen; es ist also unwahrscheinlich, daß wir den Nachforschungen der Tyrannen entgehen. Es gibt aber noch ein Mittel zur Rettung; freilich ist es kein Mittel, das Euch gefallen kann, Eure Gegenwartan diesem Orte beweist es. Aber der Tod, der unfehlbare Tod ist auch furchtbar. Diejenigen, die solchen hoffnungslosen Streit nicht wagen, sollen ihre Waffen und ihren Kriegsvorrath andern überlassen; dann mögen sie nach Waldeghem gehen und sich unterwerfen. Ich will für niemanden verantwortlich sein; ich will niemand, der den Tod fürchtet, nach der Schlachtbank führen . . ."

„Und wenn wir nach Waldeghem gehen und uns unterwerfen?" fragte ein sehr junger Rekrut.

„Dann bekommt Ihr ein fremd' Gewehr in die Hand," rief Karel aus dem Löwen, „der Knecht der Tyrannen müßt Ihr werden und auf uns schießen und die Wohnungen Eurer Landsleute, Eurer Freunde, Eurer Aeltern in Brand stecken und die Kirchen Eures Gottes schänden!"

Der junge Rekrut schüttelte den Kopf und murmelte in düsterem Tone:

„Weit lieber sterben!“

Alle standen rathlos vor Bruno und sahen ihn fragend an.

„Aber was willst Du thun, Bruno?“ rief Karel.

„Wenn meine Freunde auch sich unterwürfen, ich würde doch bei meinem ersten Beschluß beharren,“ antwortete der Jüngling. „In meinem Herzen brennt mehr als in Eurem der Dur̈st nach Rache: ich muß meine Brust diesen fremden Eindringlingen entgegenwerfen: es ist meine Pflicht. — Bliebe ich allein, würde ich mich in einem Walde verstecken, wie ein schädlich Thier mich in einer Höhle verkriechen und zu günstiger Zeit sie verlassen, um mich mit meinem Gewehr auf die Lauer zu legen, und den Feinden meines Gottes und meines Vaterlandes nach dem Leben zu stehen. Sie brauchen gegen ein unglückliches Volk das Recht des Stärkern, ich werde gegen sie das Recht des Schwächern gebrauchen: List, Vorsicht und ruhelose Rache!“

„Und wenn die Meisten von uns Dir getreulich folgen wollen?“ fragte Karel wieder.

In diesem Fall würden wir das Gleiche thun: wir würden die Frauen und Kinder, sowie die unbewaffneten Männer soviel als möglich in der Tiefe des Waldes zerstreuen, so fern als möglich von hier, damit sie nicht in das unmittelbare Bereich des Feindes fallen. Wir unsrerseits, würden den Sandhügel verlassen und uns an dem Wege verbergen, der von Waldeghem hierher führt; wir würden die fremde Colonne erwarten und theilweise vorüberziehen lassen. In ihren dichten Reihen würde jeder von uns sich einen Mann aussuchen und auf ein gegeben Zeichen achtzig Mann niederstrecken. Könnten wir dann nicht mehr mit Vortheil aus diesem Hinterhalte hervor manoeuvriren, so würde jeder von uns in der Tiefe des Waldes sich durch die Flucht retten, um uns an einem

vorher bestimmten Orte wieder zu sammeln. Täglich würden wir solche Angriffe machen, unsre Feinde überallhin begleiten, uns wie unsichtbare Gespenster an sie hängen und morden, bis die Kugel der Tyrannen auch den Letzten von uns gefällt. Ach Freunde, wir sind ungeübt und schwach; aber auf solche Weise würden wir, wie gering auch unsre Zahl ist, unser Leben theuer verkaufen und der Fremde würde erfahren, was es ihm kostet, ein einzig Dorf des Kempenlandes in Sclaverei zu schlagen."

„Nun!" rief Karel den Umstehenden zu, „Ihr sprecht nicht? Solltet Ihr wirklich feig genug sein, nur einen Augenblick mit Eurem Entschlusse zu zögern? Sagt, wer geht nach Waldeghem, um sein Leben zu erhalten?"

Er wandte sich an seine Kameraden, alle aber schüttelten verneinend den Kopf.

„Es ist also entschieden," rief Karel, „wir bleiben bis zum Tod bei Bruno?"

Ein bejahendes Gemurmel ging durch diese Reihen: einige stießen mit den Gewehrkolben auf den Boden. Es war, als ob nach und nach der Eindruck der schrecklichen Nachricht sich milderte und die Rachsucht sich ihrer wieder bemächtigte . . . . Ehe jedoch von ihren Worten etwas verständlich wurde, zog eine unerwartete Erscheinung ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Hinter dem Sandweg trat zwischen den Bäumen ein Mann hervor, der wie ein Herr aus der Stadt aussah und von drei bis vier unbekannten Bauern begleitet wurde, die ihm wahrscheinlich als Führer gedient. Einer dieser Letzten trug einen kleinen Reisesack in der Hand.

Während die bewaffneten Rekruten neugierig nach dem fremden Herrn sahen, trat er gerade zu ihnen und fragte nach ihrem Anführer. Alle deuteten auf Bruno, der, wenn auch noch nicht als Befehlshaber ausgerufen, doch allgemein als solcher angesehen wurde.

Der Herr näherte sich ihm und fragte leise:

„Kapitän, seid Ihr all' Eurer Leute sicher? Habt Ihr kein Geheimniß vor ihnen?"

„Wozu die seltsame Frage?" sagte Bruno etwas mißtrauisch.

„Ich muß Euch über wichtige Dinge sprechen, die große Eile haben. Wenn Ihr von der Treue Eurer Leute überzeugt seid, möchte ich am liebsten auch von ihnen vernommen werden, es würde uns Zeit ersparen."

„Wer seid Ihr denn?" fragte der Jüngling.

„Laßt Eure Leute etwas näher treten; ich werde Euch sagen, weßhalb ich Euch so tief in den Wäldern aufsuche."

Als die Bitte des Unbekannten erfüllt war, sprach dieser, indem er ein Papier aus der Brust hervorholte und zeigte, folgendermaßen zu den Umstehenden:

„Dieser Brief beweist, daß ich ein Abgesandter Eurer Freunde bin: er ist von dem Oberst der Patrioten von Gheel unterzeichnet. Wenn die Franzosen diese Schrift bei mir fänden, sie würden mich augenblicklich erschießen. Habt also volles Vertrauen in das, was ich Euch sagen werde:

Ihr seid aus Eurem Geburtsorte hierher geflüchtet; in allen Wäldern des Kempenlandes haben sich Männer verborgen, welche bereit sind, ihr Blut für das Vaterland zu opfern. Auch Ihr, meine Freunde, sehe ich, seid bereit, für Freiheit und Glauben zu streiten. Aber so von einander entfernt, wird man das Ziel nie erreichen. Die Fremden haben es bequemer, Sie ziehen in mächtigen Schaaren durch das Land und suchen nach und nach die zerstreuten Patrioten auf und nehmen sie gefangen oder schießen sie nieder. Eine neue Gefahr droht uns; wir müssen zusammen gehen und eine große Macht bilden, um nicht im Einzelkampfe hingeschlachtet zu werden. In Paris hat man gefühlt, daß es unvorsichtig war, mit den unterdrückten Belgen zu scherzen. Und um wo möglich ein rasches Ende mit uns zu machen, hat man be-

schlossen, eine große Macht gegen uns auszusenden, zu gleicher Zeit auf uns zu streifen, uns zu verfolgen, zu tödten und niederzumetzeln, um so selbst die Erinnerung an unsern vaterländischen Aufstand zu verwischen. Die Größe der Gefahr hat wie ein blutiger Sporn die Belgen zu einem letzten Entschlusse gebracht; die reichen Leute in den Städten, die geflohenen Mönche stellen uns ihre Schätze zu Gebot und führen uns überflüssigen Vorrath von Allem zu, was für den Krieg nothwendig ist. Alte Hauptleute, muthige Männer, die in dem ersten Freiheitskampf ihr Leben für das Vaterland wagten, kamen in Menge zu uns und stellten ihre Erfahrung in den Dienst der heiligen Sache, die wir vertheidigen. Ich bin ein Abgesandter aus dem Lager und beauftragt, die zerstreuten Flüchtlinge aufzusuchen und nach dem Mittelpunkt unsres Lagers zu rufen: solche Bevollmächtigte wurden nach allen Gegenden des Landes gesandt. Alle Kräfte, die noch für die Vertheidigung des Vaterlandes verwendbar sind, müssen zusammengebracht werden: man man muß ein einziges, starkes Heer bilden, das zehnmal mächtiger ist, als die Banden, die die Franzosen uns auf den Leib senden wollen. Dann wird sich das Glück wenden; wir werden selbst die mobilen Colonnen aufsuchen und eine nach der andern vernichten. Glückt uns dies Beginnen, so wird ganz Europa vielleicht uns seine Freiheit verdanken!"

Die Rekruten sahen den Abgesandten etwas ungläubig an: zwar zeugte das Lächeln auf manchem Gesicht von der steigende Hoffnung, aber die Meisten sahen sich zweifelhaft an, als ob sie die Worte des Unbekannten für lauter Großsprecherei hielten.

Den Abgesandten schien der geringe Eindruck seiner Worte zu befremden.

„Wie dem auch sei, der Herr hat Recht," sprach Karel aus dem Löwen, „wir müssen zusammenstehen und

in großer Zahl auf die Sanskülotten fallen, dann wird unsre Macht sich die Wagschale halten."

„Freunde, ich habe mich getäuscht," seufzte der Gesandte mißmuthig, „ich glaubte, Ihr würdet meinen Aufruf mit Freuden vernehmen, und Ihr bleibt bei meinen Worten kalt, wie Eis. Es sollte Euch doch freuen, daß die Sonne der Erlösung einige sichtbare Strahlen auf uns herabsandte, und daß unsre Macht seit einigen Tagen so angewachsen, daß die fremden Tyrannen dem Erfolge unserer Rüstungen mit Bangen entgegensehen. Noch einmal, bei allem, was Euch theuer ist, bei der verlornen Freiheit, bei Eurem verhöhnten Glauben, bei Eurem eignen Leben, bietet die Hand zur gemeinschaftlichen Sache; zieht nach dem Lager der Patrioten und verbindet mit ihnen Eure Kräfte zur Vernichtung der Tyrannei!"

Der schmerzliche Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, rührte Bruno tief: sie flößten ihm Vertrauen in den Unbekannten ein und ließen ihn glauben, daß er es wirklich ehrlich und redlich meine. Er ergriff seine Hand und sagte:

„Ihr täuscht Euch in uns, mein Herr. Keiner von uns würde einen Schritt zurückweichen, und stiege der Tod selbst aus dem Boden vor ihm auf. Euer Rath ist gut, falls wir ihm jedoch folgen wollten, wo ist der Versammlungsplatz, den Ihr uns anweist? wo ist das vaterländische Lager, von welchem Ihr kommt? Ihr zeigt uns ein Schreiben von einem Obersten der Männer von Gheel. Ist denn die Stadt Gheel in den Händen der Patrioten?"

„Ihr wißt also nicht, was um Euch her vorgeht?" fragte der Herr mit Verwunderung. „Hört, ich werde Euch in wenigen Worten den Stand der Dinge schildern. Alle kleinen Städte und Dörfer von hier bis nach Diest, von Lier bis Beringen sind in unserer Macht: Herenthals, Gheel, Moll, Meerhout, Westerloo, Sichem sind in den Händen unserer Freunde. Alle Patrioten

aus Flandern und Brabant sind bereits in den Kempen, beim Hageland versammelt: sie haben die Franzosen überall vertrieben. Ihre Zahl beläuft sich bereits auf über fünftausend: täglich schlagen sie den Feind weiter zurück . . ."

„Ach, ist dies Alles wahr?" rief Bruno mit Thränen des Entzückens und halb erstickter Stimme, während seine Kameraden einander die Hände drückten und über die freudige Nachricht jauchzten.

Der Abgesandte antwortete in feierlichem Tone:

„Freunde, Brüder, ich achte den Namen Gottes zu hoch, um meine Worte durch einen Eid zu bekräftigen. Wir Alle wollen unser Leben für das Vaterland auf das Spiel setzen: im Angesichte des Todes lügt man nicht mehr: was ich Euch sage, ist Wahrheit, lautere Wahrheit!"

Ein Freudenschrei erhob sich aus der Schaar der Jünglinge: sie sprachen voll Begeisterung sich gegenseitig Muth zu und wischten sich Thränen der Freude und Rührung aus den Augen. Die Gewehre wurden aufgenommen und die Pfanne untersucht, die Ladung fester eingestoßen und der Hahn gespannt. Mit einem Worte, sie benahmen sich, als ob Kampf und Feuer ihnen plötzlich eine Lieblingsunterhaltung geworden.

Bei der Schilderung der Hoffnungslosigkeit ihrer Lage waren sie in stumme Angst verfallen. Es gibt wenige Soldaten, die, sie mögen noch so heldenmüthig sein, nicht vor einem gewissen Tod erbeben; die geringste Hoffnung reicht jedoch hin, ihrem Muthe wieder seine volle Kraft zu geben. Nun kannte die Mannhaftigkeit der Rekruten keine Grenzen mehr: sie wünschten selbst einen augenblicklichen Zusammenstoß mit dem Feinde.

Bruno schlug indeß sein Auge zum Himmel auf und rief begeistert:

„Es gibt doch noch eine Freiheit, eine Erlösung? Und wir sollten nach unserem elenden Dorfe zurückkehren

und die Peiniger um Gnade anflehen? Dank, Dank, o Herr, daß Du Dich unser erinnert!"

„Hört mich an," fuhr der Abgesandte fort, indem er mit einer Geberde der Hand die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchte. „Vernehmt, was Ihr zu thun habt. Heute noch müßt Ihr nach Herenthals ziehen: dort werdet Ihr eine große Anzahl Rekruten finden. Der Oberst wird Euch eine Stelle unter seinem Befehl anweisen. Laßt die Frauen und nicht wehrhaften Männer zurück: sie würden Euch nur hindern. Ich habe Eile, denn ich muß noch in andere Gemeinden, um die Rekruten aufzusuchen."

Er ergriff Bruno's Hand und fragte:

„Nun, Kapitän, bleibt's bei dem Gesagten? Werde ich Euch in Herenthals finden?"

„Wir ziehen sogleich ab," antwortete Bruno. „Gott geleite Euch und gebe Euch einen glücklichen Erfolg."

Der Abgesandte nahm den Reisesack aus den Händen des Mannes, der ihn trug, und holte eine Hand voll Gold daraus hervor.

„Seht," sprach er zu Bruno, „nehmt das Geld: Ihr werdet's zur Bezahlung Eurer Fourage brauchen."

„Wir haben Geld," antwortete Bruno, indem er ablehnend den Kopf schüttelte.

„Desto besser," versetzte der Herr, „so bleibt mir für Andere etwas übrig, die es werden brauchen können ... Lebt wohl, beeilt Euch; auf Wiedersehen!"

Der Abgesandte gab den Reisesack seinen Führern zurück und entfernte sich; er verschwand einen Augenblick später unter den Bäumen.

„Beeilt Euch nun!" sprach Bruno zu seinen Leuten. „Ihr theilt den Bewohnern des Dorfes mit, daß wir sogleich in den Kampf gegen den Feind aufbrechen, und rathet ihnen, daß sie sich noch tiefer in den Wald zurückziehen; sagt ihnen, daß die Sanskülotten noch diesen Morgen nach dem Sandberge kommen werden. Nehmt

in aller Eile Abschied vo Bekannten und Freunden, und macht Euch bereit, in wenigen Augenblicken abzuziehen. Sollten wir unterwegs von Soldaten angefallen werden, so werden wir, wie ich bereits befohlen, verfahren: wir schießen aus den Gebüschen hervor, so bald wir aber sehen, daß wir uns gegen die Uebermacht nicht halten können, so fliehen wir nach allen Seiten und finden uns an einem bestimmten Orte wieder zusammen. Werden wir auf unserem Zug nach Herenthals aus einanderge-schlagen, so bezeichne ich Euch als Vereinigungsplatz das Sassenholz hinter Proosthoven."

Er nahm das Horn, das der Knecht umhängen hatte und sagte:

„Ich werde selbst das Horn tragen. Wo Ihr seine Töne hört, kommt zusammen, wie ich Euch gesagt. Nun aber sputet Euch!"

Alle entfernten sich, um sich zu den Ihrigen zu begeben. Bruno, welchem sein Knecht folgte, bestieg indessen den Sandberg, da die Hütte seiner Mutter am entgegengesetzten Abhange lag; aber kaum war er einige Schritte gegangen, und hatte dem Knecht einige Aufträge wegen seiner Mutter und seiner Freundin gegeben, als man in dem Gebüsche einige Gewehrsalven hörte und einige Kugeln über den Sandberg pfiffen. Ein schreckliches Geschrei erhob sich am Rande des Waldes: Frauen, Greise, Kinder, Alles sprang jammernd auf und suchte sich im Gesträuche zu verbergen.

Indessen mehrten sich die Schüsse und das Pfeifen der blitzschnellen Bleis klang furchtbar zwischen dem Geschrei der Kinder und dem Hülferuf der Frauen.

Am Rande des Waldes lagen einige der Unglücklichen bewegungslos auf das Gras hingestreckt. Hatte das Uebermaaß des Schreckens sie niedergeschmettert, oder die Kugel des Feindes sie getroffen? So rasch kam der Angriff, daß Jeder nur auf seine eigene Rettung denken konnte.

Bruno war zum Zelte seiner Mutter geeilt. Er fand sie, Genoveva und den Priester auf den Knieen, Gott um Hülfe anrufend.

Bei dem Tone seiner gebietenden Stimme sprangen Alle auf.

„Rasch, Mutter, Veva, ehrwürdiger Vater, auf! Der Wald ist voll von Feinden. Jan wird Euch führen, er kennt den Weg, ich werde Euch folgen, Euch vertheidigen; aber rasch, verliert kein Wort und macht Euch auf den Weg."

Der Knecht eilte zu den Frauen, ergriff ihre Hände und führte sie durch das Niederholz in den Schooß des Waldes.

Bruno eilte nach dem Sandberg und begann aus allen Kräften zu blasen.

Die Rekruten krochen, um zu ihm zu kommen, ohne von den Soldaten bemerkt zu werden, durch das Laub, und erschienen nach und nach hinter seinem Rücken am Rande des Waldes. — Dort waren sie durch den Hügel beschützt.

Obschon die französischen Soldaten Niemand mehr bemerkten, feuerten sie doch noch unaufhörlich ihre Gewehre ab. Wahrscheinlich wollten sie nicht minder vorsichtig zu Werke gehen: man sah ihre Köpfe zwar hie und da über dem Blätterwerke erscheinen, aber sie wagten sich nicht aus dem Walde hervor.

Bruno hatte Zeit, auf die Meisten seiner Kameraden zu warten. Einige drangen darauf, daß man den Ort augenblicklich verlasse und in aller Eile nach Herenthals ziehe.

„Nein, noch nicht!" befahl Bruno, indem er ihnen ein Zeichen gab, ihm zu folgen. „Wir müssen unsere Mitbewohner schützen. Der Feind muß uns erst auf den Leib; so lange wir hier sind, kann er unsere Eltern und Freunde nicht erreichen. Verbergen wir uns einige Schritte tiefer im Walde; doch so, daß wir mit unsern

Kugeln die Lichtung bestreichen können. Wenn die Sanskülotten den Wald verlassen, um uns zu verfolgen, dann laßt uns gut zielen; nach jedem Schuß zieht Euch tiefer in den Wald zurück und feuert, so oft Ihr könnt . . . Zu Boden! Legt Euch nieder! Zurück in den Wald! Da sind sie!"

Wirklich hörte man auch im selben Augenblicke den lauten Befehl zum Vorwärtsmarschiren aus dem Walde herüberklingen, in welchem sich die französischen Soldaten befanden, und im selben Augenblicke drangen ungefähr hundert Mann aus dem Walde hervor. Der Befehl schien sie zu freuen, denn sie jauchzten hellauf.

„Simon-Brutus!" flüsterte Bruno Karel aus dem Löwen zu, der neben ihm lag und lauerte.

„Ihn soll meine erste Kugel treffen!"

Sobald die Franzosen den Abhang des Hügels erreicht hatten, der an den Versteck der Rekruten grenzte, setzte Bruno das Horn an den Mund und stieß hinein, daß ein dumpfer Ton erdröhnte.

Achtzig Gewehrsalven wurden kurz nacheinander abgeschossen; dreißig Soldaten fielen zu Tode getroffen in den Sand.

„In den Wald zurück und geladen!" rief Bruno.

Seine Leute standen auf und folgten ihm tiefer in den Wald.

Indessen hatten die fremden Soldaten gleichfalls eine große Anzahl Schüsse nach dem Walde abgefeuert; aber der unglückselige Verlust, den sie unversehens erlitten, machte die Meisten einen Augenblick zaghaft, ja sie zogen sich etwas zum Hauptcorps zurück, das sich jetzt erst am Rand des Waldes zeigte.

In weniger als einem Augenblick war jedoch die ganze Ebene mit Soldaten bedeckt, die jetzt den Befehl erhielten, unaufhaltsam in den Wald zu dringen.

Kaum waren die Vordersten einige Schritte tief im Walde, als von allen Seiten Kugeln unter sie hinein-

pfiffen; und sie mußten gut gezielt sein, denn viele trafen das Ziel im rechten Punkt und verursachten dem Feind einen großen Verlust.

Die Soldaten murrten gegen ihr Schicksal und gegen ihre unsichtbaren Feinde; aber die Stimme ihres Anführers trieb sie immer in den Wald, während sie in's Unbestimmte schoßen, ohne zu wissen, wo ihre Kugel treffen würde.

Lang wiederhallte der Wald von den Schüssen der Feuerrohre, bis sich der furchtbare Lärm nach und nach ganz verlor, ohne daß die Bewohner der umliegenden Gehöfte sagen konnten, ob der Kampf aufgehört oder nicht.

VII.

Während die armen Einwohner von Waldeghem von ihren Feinden verfolgt wurden, bot die Stadt Herenthals ein seltsames Schauspiel dar.

Alle Straßen, namentlich der Markt, wimmelten von Volk, das jauchzend, rufend, jammernd durch einander strömte und die Luft mit wirrem Geräusch erfüllte. Die große Mehrheit des Volks bestand aus bewaffneten Bauern und Rekruten: da und dort bemerkte man wohl auch Einzelne, die man an ihrer Kleidung als Bewohner größerer Städte und wohlhabende Leute erkennen konnte.

Einige, welche bestimmte Zeichen an dem Hute oder an dem Arme trugen, liefen mit lebhaften Geberden und lautem Rufen durch das Gewühl und suchten Jedem begreiflich zu machen, was geschehen sollte; obgleich ihnen

der Schweiß von der Stirne lief, gelang es ihnen doch nicht, die Verwirrung zu mindern: der Eine befahl dies, der Andere etwas Anderes, und so dauerte die ungestüme Verwirrung fort.

In abgelegeneren Straßen konnte man jedoch auch kleinere Abtheilungen bewaffneter Männer stehen sehen, die in Glieder getheilt und unter dem Befehl eines Offiziers ernstlich mit Kriegsübungen und Gewehrexercitien beschäftigt waren.

Längs der Häuser am Markte saßen die Frauen und Kinder, die aus den umliegenden Dörfern hierher geflüchtet waren, auf Haufen von Betten. Viele weinten und klagten über ihr bitteres Schicksal: die meisten betrachteten die fieberhafte Aufregung und Unruhe der Männer mit Angst und Sorgen. Am Rathhaus unter dem Glockenthurm hatte man den Boden mit Stroh bedeckt. Auf diesem Lager saßen oder lagen etwa fünfzig Verwundete, die den Kopf oder die Arme in blutige Tücher gewickelt hatten. Zwischen ihnen umher wandelten einige barmherzige Schwestern, welche ihnen Nahrung, Hülfe und Trost brachten, wie es dem Einen oder dem Andern Bedürfniß war: die edeln Frauen nahmen sich ihrer Landsleute mit der zärtlichsten Sorgfalt und der innigsten Liebe an.

Der Morgen war bereits weit vorangeschritten: noch immer schwärmten die bewaffneten Männer durcheinander und liefen von der einen Seite nach der andern, um ihre Offiziere zu suchen oder zu ihren Kameraden zu stoßen.

Plötzlich hörte man außerhalb der Stadt in großer Entfernung einige Gewehrschüsse. Während man überrascht aufsah und lauschte, begann die Nothglocke Sturm zu läuten. . . .

Einige Männer eilten vom Rathhaus herab und traten unter die Menge, indem sie laut riefen:

„Zu den Waffen! Auf! nach dem untern Thor! Die fliegenden Colonnen! die fliegenden Colonnen!"

Ein wirres Geschrei erhob sich aus der Stadt; die Männer riefen sich gegenseitig zu, und eilten nach dem Thore; Trommeln und Trompeten mischten ihren Lärm mit dem Gewimmer der Sturmglocke. Frauen und Kinder erhoben ein schrecklich Gejammer. . . .

Die Männer liefen in buntem Durcheinander nach dem angedeuteten Thore; die Frauen und Kinder flüchteten in die Häuser; die Verwundeten, die sich noch aufrichten oder fortschleppen konnten, suchten gleichfalls einen sicheren Zufluchtsort . . . . und in wenigen Augenblicken waren Markt und Straßen leer und öde Thüren und Fenster wurden geschlossen; wer nicht streiten konnte oder nicht zu streiten wagte, verbarg sich in Kellern und anderen Schlupfwinkeln und die Stadt sah so verlassen und todtenstill aus, als ob sie ganz unbewohnt wäre.

Die Bewaffneten hatten indessen das Thor erreicht, das durch den Feind bedroht schien. Als sie noch immer in der Ferne Gewehrschüsse hörten, wollten die meisten auf das offene Feld gegen die Franzosen hinausziehen; es gelang jedoch dem Offizier, sie zu überzeugen, daß es besser sein würde, wenn sie sich bei den ersten Häusern der Stadt verschanzten und dort den Feind erwarteten.

Unter andern Maßregeln, die in aller Eile getroffen wurden, fand man für gut, alle Häuser dieses Theiles der Stadt, das man die Venedery hieß, mit Leuten zu besetzen, um aus Fenstern und Kellern auf den Feind zu schießen, wenn es ihnen gelänge, die Patrioten soweit zurückzudrängen.

Kaum war man an die Ausführung dieses Beschlusses gegangen, als diejenigen, die sich außerhalb der Stadt in Reihen geschaart hatten, in der Ferne Staub aufsteigen und einen wirren Menschenhaufen, unter welchem viele Frauen und Kinder waren, auf sie zukommen sahen. Obgleich man nach der Eile, mit der sie sich nahten,

hätte denken sollen, sie seien verfolgt und fliehen vor dem Feinde, hörte man doch keine Gewehrschüsse mehr. Deßhalb erwarteten die Bewaffneten ruhig, was geschehen würde.

Da die Flüchtigen rasch voraneilten, konnte man bald deutlicher unterscheiden, was der Zug zu bedeuten hatte.

Es war unverkennbar die Bevölkerung des einen oder andern Dorfes, das der Feind eingenommen, denn man sah Frauen, junge Mädchen, Kinder und Greise darunter. Viele trugen noch einen Pack geretteter Habe, andere hielten ihre Schuhe in der Hand und liefen baarfuß.

Mit grausem Jammern näherten sich die Ersten dem Thor der Stadt; man suchte sie zurückzuhalten, um zu wissen, woher sie kamen und was geschehen war; aber die armen Flüchtlinge strömten sprachlos und außer Athem in die Stadt. Nur einige antworteten im Vorübergehen.

„Von Waldeghem! Die fliegenden Kolonnen! sie kommen!"

Ein einziger bewaffneter Mann befand sich unter der Menge: es war ein ziemlich bejahrter Bauer von kleiner Gestalt, mit gekrümmtem Rücken; er hielt eine Frau an der Hand, die er zu trösten suchte, da sie der Verzweiflung nahe schien. Auf der andern Seite ging ein junges Mädchen, das sie unterstützte und deren funkelndes Auge und ergreifende Schönheit die Bewunderung der Betrachtenden erregte.

Ein Mann mit grauen Haaren schleppte sich muthlos und müde hinter den Frauen und ihrem Führer fort.

Diese vier Personen waren Jan der Knecht, Brunos Mutter, seine Freundin Genoveva und ihr unglücklicher Nachbar, der Brauer, Simons Vater.

Der Zug der Flüchtlinge dauerte ziemlich lange; Viele, von dem Marsche ganz erschöpft und an den Füßen verwundet, hatten den Ersten nicht folgen können und waren zurückgeblieben; aber die Furcht trieb sie fort und nach und nach kamen auch sie nach der Stadt.

Plötzlich sah man am Ende des Weges sich von Neuem eine Staubwolke erheben; man zweifelte nicht, daß der Feind im Anzuge sei. Die Bewaffneten spannten den Hahn und hielten sich zum Angriffe bereit.

In kurzer Zeit hatte auch dieser Zug die Stadt erreicht. Es war die streitbare Mannschaft unter der Anführung Brunos, die mit ihrem Leben die Mitbewohner des Dorfes beschützt und dem Angriffe des Feindes so lange Widerstand geleistet, bis die Frauen und wehrlosen Greise Zeit gehabt, sich zu retten.

Sie hatten viele Kameraden verloren, viele Leichen in den Gebüschen zurücklassen müssen. Nur vier Verwundete führten sie mit sich, diese wurden auf einer Bahre von Gewehren getragen.

Bruno selbst hatte eine Wunde an der Stirne: Blut lief ihm von den Wangen über die Brust; er schien aber dadurch weder seine Kraft, noch seinen Muth verloren zu haben.

Nachdem die Jünglinge von Waldeghem dem Offizier am Thore mit einigen Worten mitgetheilt, daß sie aus ihrem Dorf geflohen und durch eine fliegende Colonne verfolgt, fechtend bis hierher zurückgewichen, zogen sie gleichfalls in die Stadt, um ihre Verwundeten in einem Hause verbinden und versorgen zu lassen.

Während der Brauer den anderen Flüchtlingen in die Stadt hinein gefolgt war, hatte Jan der Knecht in der ersten Straße auf seinen Herrn gewartet; die Mutter Brunos stand zitternd und bebend neben ihm, und sah die Straße hinab, ob sich ihr Sohn nicht nahe. Kaum hatte sie ihn bemerkt, als sie mit einem Angstschrei aufsprang und ihm um den Hals fiel. Das Blut auf seinem Gesichte hatte ihr diesen Schrei entrissen; aber nun, da sie sein Herz an ihrem Busen klopfen fühlte, als sie die Stimme ihres Kindes hörte, nun jauchzte sie dankbar und froh und wurde vor Glück beinahe ohnmächtig.

Der Jüngling umarmte sie mit tröstenden Worten

und beruhigte sie wegen des Blutes, das ihm über die Stirne floß, indem er sie nach einem Hause der Benedrey führte.

In aller Eile bereitete er dort ein Lager für seine unglücklichen Kameraden, und verband, von seiner Mutter und Genoveva unterstützt, so gut als möglich ihre Wunden, während er Jemanden fortsandte, welcher auskundschaften sollte, ob kein Arzt zu finden sei.

Nachdem er seinen verwundeten Freunden die erste Pflege hatte angedeihen lassen, und nun mit seiner Mutter und Genoveva in sanften Worten sprach, hörte man plötzlich durch die Straßen den Kriegsruf, den die Leute von Waldeghem erhoben:

„Bruno, zu den Waffen! zu den Waffen! Der Feind kommt! Zum Thore! zum Thore!"

Der junge Mann sprang auf und ergriff sein Gewehr; seine Mutter umarmte ihn mit schmerzlicher Klage und schien ihn zurückhalten zu wollen, er rang sich jedoch sanft aus ihren Armen und sagte:

„Mutter, Mutter, der Augenblick ist da! sollte ich der Einzige sein, der die Gefahr flieht, während es jetzt vielleicht die Befreiung meines Vaterlandes gilt? Es ist unser Loos: Gott will es so!"

Die ängstliche Frau hielt sich weinend die Hände vor das Gesicht und seufzte schmerzlich:

„Geh, geh! Ein guter Engel beschütze mein Kind."

Bruno drückte Genovevas Hand, hauchte noch einen Kuß auf die Stirne seiner Mutter, befahl seinem Knecht, daß er bleibe, um die Frauen zu bewachen und eilte zur Thüre hinaus. Seine Kameraden, die mit Ungeduld auf ihn gewartet hatten, jauchzten, als er in der Straße erschien und folgten ihm raschen Schrittes nach dem Thore.

Hier ordnete er seine Leute neben den Truppen, die bereits streitfertig dastanden und sah nach dem feindlichen

Heere, das sich sehr langsam näherte oder vielleicht gar in diesem Augenblicke still hielt, denn man konnte unter den verschiedenen Fahnen nur sehr wenig Bewegung merken.

Endlich kam ein Trupp Reiter herangesprengt und schien die Vorkehrungen der Bauern ausspioniren zu wollen. Es wurde stark auf diesen Trupp geschossen: zehn Pferde stürzten mit ihren Reitern, die übrigen machten sich auf die Flucht.

Dieser Vortheil, den sie so leicht gewannen, und vor allem der Anblick des fliehenden Feindes, entflammte die Kampflust der Bauern: sie jauchzten laut, als wäre es ein sicheres Zeichen ihres nahen Sieges.

Die Offiziere konnten ihre Leute nur mit großer Mühe zurückhalten; die meisten wollten die Stadt verlassen und augenblicklich gegen die fliegenden Colonnen ziehen.

Es dauerte lange, ehe man im französischen Heere die geringste Bewegung merken konnte. Diejenigen, welche am weitesten sehen konnten, behaupteten, der Feind stelle seine Leute in dichtgeschlossenen Reihen auf dem großen Wege auf.

Einige Augenblicke später kamen wieder einige französische Reiter gegen die Stadt herangeritten. Dießmal waren es nur vier bis fünf an der Zahl; der vorderste schwang ein weißes Fähnlein über dem Kopfe; ein Trompeter ritt ihm zur Seite.

Da die Bauern bereits wieder auf diese Leute schiessen wollten, liefen die Offiziere in aller Eile herbei, um ihren Leuten begreiflich zu machen, daß diese Reiter Friedensunterhändler seien und man solche nach Kriegsgebrauch ungehindert nahen lassen müsse. Obschon die Meisten nicht wußten, was das Wort Unterhändler oder Parlementaire bedeutete, versprachen sie doch zu gehorchen und setzten das Gewehr bei Fuß.

Unglücklicherweise konnte Niemand den jungen Leu-

ten, welche vorausgeeilt und sich im Holze auf die Lauer gelegt, diese Mittheilung machen.

Die Parlamentaire waren noch ziemlich weit von der Stadt, als zehn Schüsse aus dem Laube fielen: der Friedensunterhändler und der Trompeter fielen verwundet aus dem Sattel, die andern sprengten zu den Ihren zurück.

Aus dem französischen Lager hatte man den unerwarteten Angriff und seinen unglückseligen Erfolg wahrgenommen: ein donnernder Racheschrei drang durch die ganze Colonne, die Reihen der Krieger bewegten sich ungestüm, Trommeln und Trompeten übertönten das verwirrte Geschrei . . . . und plötzlich kam das feindliche Heer wie ein Sturm herangebraust.

Als die Franzosen jedoch dem Platze sich näherten, wo die Patrioten sie erwarteten, wurden sie von einer Kugelwolke begrüßt und soviele stürzten auf diesen ersten Angriff nieder, daß die Reihen im Marsche innehielten und ungewiß waren, was hier zu thun sei. Ihre Absicht war gewesen, auf die Bauern einzudringen und die Stadt zu überfallen, aber die Zahl der Patrioten war zu groß, um sie so leicht zu überrumpeln.

Die Franzosen sahen sich deßhalb genöthigt, von dem Sturm abzustehen, und auf Mittel zu trachten, ihre Reihen zu entfalten, um all' ihre Leute ins Feuer zu bringen.

Indessen schossen die Bauern anhaltend unter den Feind und thaten ihm großen Schaden. Ihre Stellung war sehr vortheilhaft dazu: sie standen weit auseinander, gaben aus allen Gewehren Feuer und zielten auf eine dichtgeschlossene Colonne, so daß beinahe keine ihrer Kugeln fehl treffen konnte.

Der General der Franzosen, welcher rasch die fatale Stellung seines Heeres bemerkt, hatte indeß eine Bewegung befohlen, welche dem Stand der Dinge eine andere Wendung geben sollte. Er ließ in der Eile einige Hecken

zusammenhauen und entfaltete seine Leute auf eine Weise, daß ihre Schlachtordnung noch breiter als die der Bauern wurde.

Indessen hatte eine Schaar Reiter in der kleinen Nethe einen Punkt gefunden, wo man sie durchwaten konnte. Durch diese Untiefe gelangten die Pferde über das Wasser und die Reiterei fiel die Bauern von der Seite an.

Nun erst wurde der Angriff sehr heftig. Von der entgegengesetzten Seite bedeckte die Streitenden eine Rauchwolke; das mörderische Blei erfüllte die Luft mit furchtbarem Pfeifen, das sich mit dem Jammern der Verwundeten, dem Kriegsgeschrei der Soldaten und den Anfeurungen der Offiziere zu einem dumpfen und wilden Brausen vermischte.

Nun verloren auch die Bauern viele ihrer Leute. Namentlich am linken Flügel, wo der Feind die Uebermacht hatte, konnte man sehen, daß sie es nicht lange aushalten würden, denn dort lagen ganze Reihen am Boden.

Auf dem rechten Flügel jedoch und am Eingang der Stadt standen ihre Sachen noch günstig; dort hielten sie muthig Stand und brachen mit einem scharfen Feuer große Gassen in die feindliche Schlachtordnung.

Es wäre noch schwer gewesen, zu sagen, wer siegen würde, als plötzlich auf dem großen Wege sich die Mitte der Franzosen öffnete und vier Kanonen ihre schrecklichen Schlünde zeigten. Die mächtigen Geschütze brachen donnernd los und sandten einen Hagel von Schroten unter die Bauern.

Die Wirkung dieser vier Schüsse war schrecklich. Als die volle Ladung in die dichtesten Reihen der Belgen brach, stürzten fünfzig verwundet oder todt zu Boden; noch unglückseliger war jedoch der moralische Eindruck dieser unerwarteten Donnerschläge, die wiederhallend über

Stadt und Felder fortrollten, und Hoffnungslosigkeit und Schrecken unter den Landleuten verbreiteten.

Bei der zweiten Entladung der Kanonen begannen die Bauern von beiden Flügeln nach dem Thore zurückzuweichen. Die Franzosen bemerkten es und drangen mit neuem Muthe und dem Feldgeschrei: Vive la République française! vor.

Die Patrioten hielten noch einige Zeit an dem Thore Stand, bis die Offiziere selbst Befehl gaben, in die Stadt einzurücken und zwischen den Häusern und vor Kanonen und Schrot beschützt, den verzweifelten Streit fortzusetzen.

Bei dem Andrängen des Feindes konnte dieser Rückzug nicht regelmäßig bewerkstelligt werden; es war eine große Verwirrung unter den Bauern und diese vermehrte sich noch, als der französische General seine Reiterei voraussandte und gegen die weichenden Landleute Sturm laufen ließ.

Die Letzten, die wie Löwen kämpfend in die Stadt einzogen, waren die Jünglinge von Waldeghem, die sich unter Brunos Anführung selbst gegen die Reiterei aufwarfen und nur Schritt für Schritt von dem Platze wichen, den sie Anfangs besetzt gehalten; — aber die Befehle der französischen Offiziere wurden so streng und anfeuernd, daß die Reiterei bald wie eine unwiderstehliche Masse vordrang und durch die rohe Macht der Pferde allein schon die belgischen Kämpfer niederwarf oder tief in die Stadt zurücktrieb.

Nun nahm der blutige Kampf ein anderes Aussehen an: aus den Häusern wurde auf die in die Straßen gedrungenen Franzosen ein heftiges Feuer gerichtet; Keller, Fenster, Dächer, alles spie Tod und Vernichtung auf sie . . . . Die Soldaten, durch diesen neuen Angriff überrascht, würden wahrscheinlich zurückgewichen sein, hätte sie das Vordringen der Nachhut nicht daran gehindert.

Unter der französischen Reiterei trat ein augenblickliches Zaudern ein: sie wollten zurückweichen, was unter die Bauern einige Verwirrung brachte.

Bruno, von dem größten Theile seiner Leute umringt, rief ihnen in diesem Augenblick verzweiflungsvoll auf den Feind eindringend zu:

„Freunde, folgt mir! Unsere verwundeten Brüder, meine Mutter! Sie fallen in die Hände des Feindes! Um Gotteswillen, noch einen letzten Angriff!"

Unverzagt auf die Reiterei eindringend und von seinen muthigsten Leuten gefolgt, gelang es ihm, sich durch den Feind bis zu dem Hause durchzuschlagen, wo er seine Mutter und Genoveva bei den Verwundeten zurückgelassen. Hier drang jedoch eine größere Masse Reiterei auf ihn und seine Kameraden ein; die Letzteren wurden zurückgeschlagen. Bruno stand allein und vertheidigte sich mit wilder Wuth, bis ihm ein Säbelhieb die Waffe in der Hand zerschlug. Zu gleicher Zeit rief ihm eine bekannte Stimme zu:

„Gib Dich gefangen, elender Schwärmer, oder Du bist des Todes!"

„Ha, Simon! Simon!" rief Bruno mit bitterem Spotte, „Dein Vaterland unterliegt: Du siegst."

Schon waren einige Soldaten herbeigeeilt: das Schwert flog über Brunos Haupt; aber Simon-Brutus rief in befehlendem Tone:

„Haltet ein! Nehmt ihn gefangen; Ihr seid mir für seine Person und sein Leben verantwortlich!"

Inzwischen brachen die Franzosen die Thüren auf, um die Leute zu suchen, die aus Fenstern und Kellern auf sie schossen. Es gelang ihnen auch wirklich, diesem Kampfe ein Ende zu machen; und bald drangen sie unwiderstehlich bis auf den Markt.

Die Bauern hatten endlich ihre Unmacht empfunden; die Meisten waren durch andere Thore auf das freie Feld geflohen; viele aber hatten sich in der Hoff-

nung, daß man sie nicht erkennen werde, in den Häusern der Bürger verborgen.

Die Flüchtlinge aus andern Dörfern, Frauen, Kinder und Greise hatten bereits bei dem Anblick der Verwundeten, die man aus dem Kampf nach dem Markte gebracht und vor allem bei dem Donner der Kanonen, in der Eile die Stadt verlassen und in den umliegenden Wäldern eine Zuflucht gesucht.

Als die Franzosen den Markt bezogen, sahen sie keinen bewaffneten Bauern mehr und nahmen ohne Widerstand Besitz von der Stadt.

Während man Truppenabtheilungen nach allen Seiten aussandte, um die Häuser mit Gewalt zu öffnen und die geflüchteten Bauern aufzusuchen und niederzumetzeln, stand der General mit einem Theil seiner Mannschaft am Rathhaus.

Er wüthete über den ansehnlichen Verlust, den er erlitten und theilte die strengsten Befehle unter vielen Flüchen und Verwünschungen aus.

Neben ihm stand Simon-Brutus, der seinen Zorn noch mehr anfeuerte. Der Sohn des Brauers von Waldeghem schien auf sehr vertrautem Fuße mit dem General zu stehen und seine volle Gunst zu genießen. Und hätte ihm auch nicht sein Muth und seine große Vorliebe für Alles, was französisch war, diese Zuneigung erworben, schon seine Stellung als Commissär der Centralgewalt hätte ihm müssen ein Recht auf die Achtung und Ehrerbietung des Generals geben.

Am Rathhause, zwischen einer starken Soldatenwache standen die Bauern, die man im Kampfe gefangen genommen. Bruno, der einer besondern Wache anvertraut war, saß mit gebundenen Händen auf einem Stein.

Der Jüngling stierte mit verglastem Blick zu Boden und schien in dumpfes Sinnen versunken. Er mußte sicher heftige Qualen leiden, wenn er an das

Schicksal seines Vaterlandes, seiner Mutter und seiner Freundin dachte . . . .

Schon baten einige Offiziere den General um die Erlaubniß, die Kriegsgefangenen augenblicklich zu erschießen; aber der Feldherr schien einen Unterschied zwischen den Bauern zu machen, die man auf offener Straße gefangen genommen und denen, die man innerhalb der Häuser gefunden: die erstern wollte er nur nach einem Beschluß des Kriegsraths hinrichten lassen, die Letztern sollten augenblicklich erschossen werden.

Die Schüsse, welche man in allen Straßen wiederhallen hörte, waren ebensoviele Männer, die man aus den Häusern hervorgezogen und augenblicklich erschossen. Gewiß wurde auf diese Weise auch mancher Bürger getödtet, der nicht in dem Kampf gewesen, denn da die Franzosen die Vertheidigungen nicht verstehen konnten, die man in vlämischer Sprache vorbrachte, so wurden die Bürger größtentheils auf die Straße geschleppt und unbarmherzig ermordet.

Während der General und Simon-Brutus diese blutige Rache, welche am nächsten und rund um den Markt wüthete, betrachteten, brachte man aus der Benedery, durch die die Franzosen in die Stadt gedrungen, fünf bis sechs verwundete Soldaten, aus deren Wunden noch Blut floß.

Der General ritt ihnen entgegen und fragte sie mit flammenden Blicken, was dies bedeute.

Man sagte ihm, daß die Häuser, zwischen welchen das heftige Gefecht Statt gefunden, voll Flüchtlingen sitzen, die sich erkühnten, die Soldaten der Armee anzufallen und mit Gewehrschüssen zu begrüßen. Der Kapitän, welcher seine Soldaten der Ermordung innerhalb der Häuser nicht blosstellen wollte, sei von der weitern Nachforschung abgestanden, um den Befehl des Generals zuerst einzuholen.

Dieser brach bei dem Berichte in heftige Wuth

aus und schwur unter schrecklichen Drohungen, die Brigands — anders nannten die Franzosen die belgischen Feinde nicht, — diese feigen Räuber, die seinen Parlamentaire ermordet, sollten seines Durchzuges durch Herenthals gedenken.

Darauf sandte er einen Offizier an den Kapitän der verwundeten Soldaten mit dem Befehl, alle Häuser der Straßen, wo die That geschehen, in Brand zu stecken und keine lebende Seele entkommen zu lassen.

Nach einiger Zeit stiegen die Flammen wie eine unermeßliche Feuerglut über sechszig Häusern auf; eine dicke Rauchwolke verdunkelte das Tageslicht und wogte über die Stadt hin.

Zwischen dem Prasseln des Feuers und dem Krachen der einstürzenden Decken hörte man das schreckliche Angstgeheul der Unglücklichen, die zum Feuertode verurtheilt, sich an den Fenstern und auf den Dächern zeigten, um diesem furchtbaren Tode zu entfliehen .... aber von allen Seiten zielten die gefällten Gewehre der Soldaten auf sie: was noch einige Hoffnung hatte, der Gefahr zu entgehen, wurde von den Kugeln niedergeworfen und stürzte heulend zurück in die Flammen.

Bruno, der wie ein Dieb gebunden, gefühllos zwischen seinen Wachen auf einem Steine saß und in schmerzlichen Träumen an seine Theuren dachte, wurde plötzlich durch die rothe Glut des Feuers aus seinem dumpfen Brüten aufgeweckt.

Er sah einen Augenblick wie wahnsinnig in die Flammen und sprang dann mit einem schrecklichen Angstschrei auf, während sich das Wort „Mutter“ in schmerzvollem Tone seiner Brust entrang.

Als er jedoch forteilen wollte, ergriffen ihn die Wachen und stießen ihn zurück auf den Stein.

Simon-Brutus, der sich ganz in der Nähe bei dem General befand, hatte den ergreifenden Angstschrei Brunos gehört. Er kehrte sich um und sah, wie der Jüngling

mit krampfhafter Geberde auf die Kniee fiel und die Arme bittend zu ihm erhob. Ueber diese Haltung Brunos erstaunt, näherte er sich ihm.

Der zu Boden gesunkene Jüngling rief ihm zu:

„Ach, Simon, Simon, meine Mutter ist in den Flammen!“

Ein kalter Ausdruck des Gesichtes und ein Zucken mit den Schultern war Alles, was er von Simon-Brutus zur Antwort erhielt.

„O Simon!“ rief er nochmals und kroch auf den Knieen zu ihm hin. „Rette, rette meine arme Mutter! Rette die unglückliche Genoveva!“

„Wie, Genoveva?“ rief Simon tief erschrocken. „Genoveva in den Flammen!“

Als Bruno die Wahrheit betheuerte, rief er den Wachen zu:

„Macht seine Hände los! Folgt mir. Rasch, Bruno, zeige mir das Haus. Sputet Euch, oder es ist zu spät!“

Er rief dem General rasch einige Worte zu, die dieser nicht ganz verstand; er nickte jedoch billigend mit dem Kopfe.

Je mehr sich Bruno und Simon-Brutus mit raschen Schritten der Brandstätte näherte, desto mehr beengte sich ihre Brust; sie sahen von ferne, wie bereits einige Häuser eingestürzt und wie die Flammen aus den Fenstern und Thüren der andern Wohnungen in die Höhe schlugen.

Bruno erblaßte, seine Füße wurden schwer, es begann ihm zu schwindeln. Ein letzter Hoffnungsfunken gab ihm die Kraft, weiter zu gehen.

„Wo, wo ist das Haus?“ fragte Simon-Brutus.

„Dort, dort um die Ecke!“ seufzte Bruno halb sprachlos.

Und als sie um die Ecke traten, zeigte der Jüngling mit zitternder Hand auf einige rauchende Trümmerhau-

sen: ein Schrei der Verzweiflung entflog seiner Brust, er wankte auf seinen Füßen und stürzte bleischwer auf den Boden.

Simon-Brutus starte einen Augenblick bewußtlos in die lodernde Asche, unter der die Leiche Genovevas nach Brunos Andeutung begraben liegen mußte; dann wandte er sein Antlitz davon ab und versank in schmerzliches Brüten.

Bald aber erhob er sich wieder und sagte mit kaltem Tone zu den Soldaten, die ihm gefolgt waren:

„Tragt diesen Gefangenen zurück nach dem Markte und bewacht ihn wohl, bis ich Euch neue Ordre gebe."

Die Soldaten hoben den Jüngling auf und trugen ihn durch die Straße; seine Arme und Beine hingen schlaff und kraftlos herab, als wenn er bereits eine Leiche wäre.

Simon-Brutus folgte von ferne mit zu Boden gerichtetem Blicke; wie sehr er auch gegen Schmerz und Gewissensbisse kämpfte, das Bild Genovevas, die in den Flammen mit dem fürchterlichsten Tode rang, wollte ihn nicht verlassen.

Inzwischen hatten der Markt und die anstoßenden Straßen ein anderes trauriges Schauspiel dargeboten.

Als sie die rothe Flamme sahen, die bis in das Innerste der Häuser den Brand verkündigte, waren die zitternden Einwohner an ihren Fenstern erschienen und hatten zum Tod erschrocken das Feuermeer gesehen.

Da sie glaubten, die ganze Stadt solle eingeäschert werden, eilten die meisten aus ihren Häusern und suchten sich durch die Flucht zu retten. Anfangs wollten die französischen Soldaten sie zurücktreiben und sie hindern, die Thore zu erreichen; sie hatten sogar mehrmals unter das fliehende Volk geschossen; da jedoch die Menge meist aus Frauen, Kindern und schwachen Greisen bestand, ließen sie sie endlich ungehindert aus der Stadt strömen. Soviel es thunlich war, nahmen sie die Männer gefan-

gen, die noch Waffen zu tragen im Stande schienen; viele der Letzteren entkamen jedoch gleichfalls aus der Stadt und auf das offene Feld.

Dies Fliehen und Jammern dauerte fort, bis sich plötzlich in der Ferne ein sonderbares Schauspiel zeigte.

Es war eine Reihe Nonnen mit ihrer Aebtissin an der Spitze; sie kamen langsam von der Seite her, wo der Beguinenhof stand und schienen nach dem Marktplatz ziehen zu wollen, wo sie den General zu Pferde sitzen sahen.

Die Soldaten erkannten an der Kleidung dieser Frauen jenen Nonnenorden, der überall die Kranken und Verwundeten von Freund und Feind mit der gleichen Liebe pflegte und deßhalb selbst im Heere der Franzosen geachtet und geehrt wurde. Das Gleiche hatten sie auch an diesem Tage gethan: kein verwundeter Franzose lag in Herenthals, für den die liebevollen Schwestern nicht bereits Nahrung besorgt oder Trost und Labung gebracht.

Nun nahten die muthigen Frauen mit ernster Ruhe auf dem Gesichte: ohne Angst und stark durch das Gottvertrauen, selbst da, wo jeder vor einem sichern Tode floh.

Die Franzosen wichen den vorüberziehenden Nonnen aus und brachten voll Ehrerbietung die Hand an den Hut.

In langsamer ergreifender Prozession traten die Nonnen vor den General, der sie staunend sich nähern sah.

Alle Nonnen knieten nieder und erhoben flehend die Hände zu dem General.

In gutem Französisch sagte die Aebtissin, während sie am Boden knieete:

„Im Namen des Herrn, im Namen der Menschlichkeit, Gnade, General, Gnade für diese unglückliche Stadt. Hat sie Eure Rache verdient, so hat sie auch genug gebüßt. Ein Theil ist bereits durch die Flammen verzehrt, schonet das Uebrige! Erhört die demüthige Bitte schwacher Frauen, die ihr Leben dem Dienste der leidenden

Menschheit geweiht. Seht, wir knieen bittend vor Euch: möge unser Flehen ein Echo in Eurem Herzen finden! .... Ach, wir wollen Gott bitten, daß er Euch barmherzig sei!"

Der General bot der Aebtissin die Hand und gab ihr ein Zeichen, daß sie aufstehen solle. Mit einer gewissen Freundlichkeit sagte er dann:

„Ihr verlangt, Citoyenne, daß ich den übrigen Theil der Stadt schone; es war meine Absicht nicht, zu zerstören, wenn man mir keine neuen Gründe dazu geben würde. Da Ihr jedoch bittet, so will ich die Bitte erhören, so weit es mir möglich ist."

Er wandte sich an einen Stabsoffizier und befahl: „Man höre augenblicklich mit dem Werke der Rache auf! Man sende Leute ab, die dem Feuer Einhalt thun und verhüten, daß es noch neue Häuser ergreife. Man lasse die friedlichen Bürger in Ruhe und nehme nur diejenigen gefangen, welche bei der Durchsuchung der Häuser Widerstand leisten. Mit einem Wort, ich will, daß alle Gewaltsamkeit aufhöre, soweit es die Sache der Republik und unsre eigene Sicherheit gestattet!"

Dann wandte er sich wieder an die Aebtissin und fragte:

„Seid Ihr zufrieden, Citoyenne?"

„Ach, ich danke Euch von Grund meines Herzens," antwortete sie.

„Was Euch betrifft, gute Schwestern," fuhr der General fort, „so hoffe ich, daß Ihr meine Leute in Rücksicht auf das, was ich für Euch thue, liebreich behandeln werdet."

„General," antwortete die Aebtissin, „was Ihr auch beschlossen, diese Pflicht würden wir getreulich erfüllt haben. Wer ein Mensch ist und leidet, ist unser Bruder; die christliche Menschenliebe hat kein anderes Gesetz...."

„Es ist gut," fiel der General ihr lächelnd in die

Rede, „erspart uns das Weitere. Geht, Schwestern, kehrt im Frieden heim. . . .“

Während die Nonnen sich feierlich von dem Orte entfernten und unter der Ehrenbezeugung der Soldaten nach dem Beguinenhof zurückkehrten, rief der General:

„Man treffe Anstalten zu einem Lager für unsre Leute. Die Gefangenen bringe man in Sicherheit, bis der Kriegsrath über sie beschlossen!“

Nun kam große Bewegung unter die Soldaten auf dem Markt. Offiziere liefen nach allen Richtungen, um die Befehle des Generals den verschiedenen Obersten zu überbringen.

Die Wachen ließen die Gefangenen aufstehen, um sie an einen andern Platz zu führen.

Bruno war endlich aus seiner langen Betäubung erwacht, er saß wieder auf demselben Stein, den Kopf auf die Brust herabgesenkt und in dumpfem Brüten sein furchtbares Unglück überdenkend.

Man hieß ihn gleichfalls aufstehen und brachte ihn zu einigen andern Gefangenen, welche, wie er, verwundet waren. Mit diesen wurde er in einer andern Richtung abgeführt.

VIII.

In einem abgelegenen Zimmer des Beguinenhofes zu Herenthals befand sich Brunos Mutter. Die unglückliche Frau mußte schrecklich gelitten haben, denn ihr Gesicht, obgleich durch ein sanftes Lächeln erhellt, trug noch die Spuren der ausgestandenen Qualen. Ihre rothgeweinten

Augen, ihre blassen Wangen, ihr krampfhaft verzogener Mund und dazwischen ein Lächeln der Hoffnung — es war ein herzzerreißendes Bild, denn bei alten Leuten läßt Lächeln zwischen Thränen nur an den furchtbarsten Schlag, an das Erliegen des Geistes unter dem Drucke eines unendlichen Schmerzes denken.

Neben ihr saß Genoveva, die, obgleich selbst bitter weinend, noch Worte des Trostes für sie hatte und ihr die Aussicht auf einen glücklichen Ausgang zu schildern suchte.

Eine junge Beguine stand vor den beiden Frauen und mischte gleichfalls einige ermuthigende Worte unter das schmerzliche Gespräch.

Die Mutter lauschte bewußtlos auf die freudigen Aussichten, die ihr Genoveva eröffnete.

„Liebe Mutter," sprach das Mädchen, „seht, nun ist die Frau Oberin gewiß schon vor dem General; sie hat viel Einfluß auf ihn: dreimal schon ging sie heute nach seiner Herberge, um ihn um etwas zu bitten. Er bezeugt ihr große Achtung. Fragt nur meine Nichte."

„Es ist wahr," antwortete die Nonne, „ich zweifle nicht, daß es ihr gelingen wird."

„O möchte Eure Hoffnung in Erfüllung gehen!" seufzte die Mutter mit Freudenthränen in den Augen. „Möge Gott das Herz des Generals mit Barmherzigkeit erfüllen. Ach, mein armer Sohn, mein Bruno zum Tode verurtheilt. Veva, wenn er sich nicht erweichen läßt?... Dann wird morgen eine Kugel mein einzig Kind...."

Das Mädchen drückte ihr einen innigen Kuß auf die Lippen, um ihr schmerzliches Seufzen zum Schweigen zu bringen. Dann sprach sie in sanftem Tone:

„Aber Ihr hört doch, was meine Nichte sagt. Laßt uns warten und hoffen, wahrscheinlich hat die Frau Oberin bereits den General verlassen; — und warum, liebe Mutter, sich mit schmerzlichen Gedanken quälen, während man vielleicht in diesem Augenblick mit seiner

Gnade zurückkehrt? Und würde uns auch nur ein Aufschub gewährt, so bliebe uns doch Zeit, alles zu versuchen; der Zorn des Generals würde sich legen und es gelänge uns leichter, die Gnade zu erringen, die man uns in einem Augenblicke der Aufregung versagt. Die Frau Oberin hat ja versprochen, keine Mühe, noch Bitten zu sparen."

Die beängstigte Frau lächelte wieder, als ob das Gefühl der Hoffnung aufs Neue in ihrem Busen erwacht wäre. Sie ergriff Genovevas Hand mit einem dankbaren Ausdruck und wollte auf ihren tröstenden Zuspruch antworten: aber nun erhob sie den Kopf und richtete die funkelnden Augen nach der Thüre.

Auf der Treppe hörte man die Schritte und die Stimme einer Frau, die im Heraufsteigen Befehle gab.

„Da sind sie," riefen Brunos Mutter und Genoveva, während sie zitternd und mit klopfendem Busen aufsprangen.

Die Thüre wurde geöffnet.

Kaum hatte die arme Mutter einen Blick auf das traurige Gesicht der eintretenden Oberin geworfen, als sie die Hände klagend zum Himmel erhob und mit schmerzvollem Tone sagte:

„Es ist um ihn geschehen, o Gott! mein Sohn, mein unglücklicher Sohn!"

„Nun? Nun?" rief Genoveva in der heftigsten Angst.

„Ach!" seufzte die Oberin mit tiefem Mitleiden, „ich beklage Euer Unglück. Gott hat ihm die Märtyrerkrone bestimmt."

„Er muß sterben! mein einzig Kind!" heulte die leidende Mutter. „O Gott, sei barmherzig, rufe mich zu Dir, gönne mir den Tod, ehe die Kugel ihn trifft."

„So ist alle Hoffnung verloren!" jammerte Genoveva und sank gleichfalls auf einen Stuhl nieder.

„Ich habe den General gesprochen," fuhr die Oberin fort, „ich habe mich auf die Kniee vor ihm geworfen und ihn um Gnade angefleht. Er hörte mich wohlwollend

an, sagte jedoch, daß er an dem Urtheil des Kriegsrathes nichts verändern dürfe; der Kapitän der Leute von Waldeghem sei überdieß der Gefangene des Commissärs der Centralgewalt; es könne deßhalb zu seinen Gunsten niemand anders als der Commissär selbst etwas thun."

Die Mutter richtete sich auf, sie zitterte heftig, und schien plötzlich von einem entscheidenden Gedanken beherrscht. Sie ergriff Genovevas Hand und rief:

„Simon Meulemans? Er sollte mein Kind retten können? Komm, komm, Genoveva, laß uns zu ihm gehen. Ich werde niederknieen, zu seinen Füßen kriechen, meine Thränen sollen ihn erweichen: er ist kein Fremder, er wird Mitleid mit einer sterbenden Mutter . . . ."

„Simon Meulemans? rief Genoveva mit Abscheu. „Ach Ihr kennt ihn nicht! Er ist noch schlimmer, als die fremden Tyrannen; er wird sich an unsrem Schmerze weiden. Bruno ist sein Feind, den er haßt, dessen Tod er wünscht; und wäre dem nicht so, so würden wir eher einen Stein erweichen, als das eiserne Herz dieses Henkers . . . . !"

„Nein, nein," antwortete die Mutter, „ich werde dieses letzte Rettungsmittel nicht verschmähen. Und müßte ich gerade durch die Flammen gehen, ich werde es versuchen. Es macht mir Etwas den Busen klopfen, Etwas, was mich unwiderstehlich zu diesem Schritte treibt . . . . Komm, o komm!"

„Ich darf nicht," seufzte das Mädchen, „ich fürchte Simon Meulemans mehr als den Tod."

„Ach," fuhr die Mutter klagend fort, „Deine Gegenwart, hoffte ich, werde einen günstigen Eindruck auf sein Gemüth machen. Er liebt Dich; Du bist vielleicht die Einzige auf Erden, der er das Leben meines unglücklichen Kindes schenken würde . . . . aber bleibe in Gottes Namen, ich werde allein gehen . . . ."

Genoveva stand einen Moment mit zu Boden ge-

senkten Blicken da und schien mit sich zu kämpfen; dann griff sie mit zitternder Hand in den Busen, um zu fühlen, ob ein gewisser Gegenstand, den sie an ihrer Brust verborgen hatte, noch da sei, und sagte endlich mit festentschlossenem Tone:

„Wohlan, Mutter, komm, ich werde mitgehen; ich fürchte weder Tod, noch Verfolgung, nur die Liebe Simons macht mich zittern: ich werde jedoch vor ihm erscheinen, mich vor dem Ungeheuer beugen, es anflehen und bitten .... O möge mir Gott vergeben: ich thu' es um Bruno!"

Sie ergriff die Hand der Nonne und sagte, indem sie das Zimmer verließ:

„Schwester Kaet, gute Nichte, Ihr wißt, wo der Commissär der Centralgewalt sein Quartier hat, führt uns, zeigt uns, wo wir ihn finden."

Unter den theilnehmenden Wünschen der Oberin stiegen die drei Frauen die Treppe hinab und verließen den Beguinenhof. Vor einem großen Bürgerhause hielt die Nonne still und sagte:

„Seht, da ist die Wohnung des Commissärs, den Ihr sehen wollt. Ich verstehe kein Französisch; Geva soll den Soldaten anreden, der vor der Thüre steht."

Das Mädchen wandte sich kühn an den Soldaten und gab ihm zu verstehen, daß sie den Bevollmächtigten der Centralgewalt in sehr wichtigen Angelegenheiten zu sprechen habe. Sei es nun, daß die stolze Schönheit Genovevas, oder die Innigkeit ihrer Bitte auf den Krieger Eindruck machte, er führte die Frauen mit großer Freundlichkeit in den Gang des Hauses, und bat sie zu warten, bis er sie seinem Offizier gemeldet.

Der Soldat verließ sie und trat tiefer in den Gang, wo er leise an eine Seitenthüre klopfte und dann eintrat. Da sein Offizier ihm ein Zeichen gab, daß er etwas warten sollte, blieb er schweigend stehen.

Simon-Brutus schrieb an einem Tische und überlas

mit halblauter Stimme einen Brief, den er wahrscheinlich nach Antwerpen senden wollte. Die Schrift war in französischer Sprache abgefaßt; das Ende davon lautete wie folgt:

„. . . . Die Stadt wurde im Sturme genommen; die verblendeten Schurken vertheidigten sich, als hätte die Schwärmerei sie rasend gemacht; dessen ungeachtet blieb der Sieg in der Hand der unüberwindlichen Helden der französischen Republik. Sechzig Häuser sind bis auf den Boden niedergebrannt, vierhundert Brigands in den Flammen umgekommen — das ist der Ausschlag des denkwürdigen Tages. Morgen ziehen wir von hier ab, um den Rest dieser blutdürstigen Raçe zu verfolgen. Bei unsrem Abzug sollen noch fünfzig dieser Brigands erschossen werden. Der Abschied mag diesem knechtischen und dummen Volke ins Gedächtniß prägen, wie die französische Republik diejenigen straft, die sich durch Tyrannen und Priester zur Zurückweisung der Freiheit und Unabhängigkeit, welche die große und edelmüthige französische Nation ihnen anbietet, verleiten lassen. — Wahrscheinlich werde ich morgen Abend schon den Bericht über einen neuen Sieg absenden können.

Heil und Brüderlichkeit."

Simon-Brutus unterschrieb diesen Bericht, faltete ihn zusammen und schrieb die Adresse darauf. Dann übergab er ihn dem Soldaten und sagte:

„Bringt diesen Brief nach dem Rathhaus und liefert ihn an den Wachtcommandanten ab. — Was habt Ihr mir zu melden?"

„Citoyen-Commissär," antwortete er, „draußen sind drei Frauen, welche Euch bitten lassen, ihnen einen Augenblick Gehör zu schenken."

„Ich bin nicht zu sprechen!" sagte Simon-Brutus ungeduldig. „Hat man im Kriege Zeit, das Gejammer

von Frauen anzuhören? Geht, sagt ihnen, daß ich Niemand empfangen kann."

Als der Krieger zu zögern schien, rief der Offizier in scherzendem Tone:

„Nun Citoyen-Korporal, sollten diese Frauen Euch gerührt haben? Einen alten Wolf, wie Euch?"

„Es kann wohl möglich sein," antwortete der Soldat ernst, „und wenn Ihr sie seht, möchte Euch das Gleiche geschehen, Citoyen-Commissär."

„Was für Frauen sind es denn?"

„Ein junges Mädchen, eine ältere Frau und eine Nonne; aber das junge Mädchen, Citoyen-Commissär, ist so schön; ihr Blick hat etwas so Gebieterisches und doch hat sie etwas so Freundliches und spricht ein so hübsches Französisch, daß sie selbst den Gefühllosesten bezaubern müßte."

„So, so, Citoyen-Korporal," sagte der Offizier, „Ihr scheint nicht der Gefühlloseste zu sein. Nun denn, Euch zu Liebe; um dem Gegenstand Eurer Neigung angenehm zu sein, werde ich ihnen einen Augenblick Audienz geben. Führt die Frauen hierher und tragt dann sogleich meinen Brief nach dem Rathhause."

Mit einem stillen Lächeln auf den Lippen, erwartete Simon-Brutus die Frauen; er stellte sich an den Tisch, stützte die eine Hand darauf und stand im ganzen Gefühl seiner Würde da.

Kaum hatte er diese stolze Haltung angenommen, als sich die Thüre öffnete und die drei Frauen an der Schwelle niedersanken und um Gnade flehten.

„Veva!" rief der Offizier mit tiefem Erbeben, indem er auf das Mädchen zueilte und sie mit beiden Händen aufhob. „Ach, Veva, ich hatte bereits Deinen Tod beweint. Du lebst. Die Hand des Schicksals hat Dich verschont! Wie glücklich bin ich, Dich wieder zu sehen...."

Er fühlte, wie Genovevas Hände in den seinen zitterten; er sah ihr an, wie sie vor ihm erschrack; er be-

merkte das Gefühl von Haß, das sich in scharfem Ausdruck um ihre Lippen zeichnete, obgleich sie sich alle Mühe gab, ihre Empfindung zu verbergen. Während sein fragender Blick mit steigender Unruhe an ihren Augen haftete, rang sie ihre Hände mit ängstlichem Zittern aus den seinen los.

Simon-Brutus, den diese unverkennbaren Beweise von Haß in seinem Gefühle und seinem Stolze verletzten, stellte sich wieder an den Tisch und sagte in bitterem Tone, noch zitternd vor Zorn:

„Ihr bittet um Gnade! Erringt man sich so die Gnade? Laßt mich hören, welche Gunst hofft man sich zu erwerben, indem man uns reizt?"

Die Mutter kroch auf den Knieen herbei, erhob die Hände und seufzte:

O Simon Meulemans, seht meine Thränen, erhört mein demüthig Flehen, seid barmherzig, schont einer Mutter! O schenkt mir das Leben meines einzigen Kindes!"

„Das Leben Brunos?" fragte der Offizier mit bitterem Lachen.

„Simon," fuhr die schluchzende Frau fort und kroch noch näher heran, „als Eure selige Mutter krank war, habe ich Euch an meinen Brüsten gesäugt, Euch mit meiner Milch genährt. O bei Allem, was Euch theuer ist, rettet meinen Sohn! Lohnt die Freundschaft, die ich Euren Eltern erzeigt, nicht mit einem Schlage, der mein Mutterherz zerschmettern müßte!"

Mit sichtbarer Gefühllosigkeit antwortete der Offizier:

„Der Kriegsrath hat ihn verurtheilt, er hat seine Strafe verdient Ich kann sein Schicksal nicht ändern..."

„Doch, Ihr habt die Macht, Simon," seufzte die Frau, „der General schickt mich zu Euch, da Ihr der Einzige seid, der mein Kind retten kann. Hat der Krieg auch Euer Herz der Rührung und dem Mitleiden verschlossen, o laßt einen einzigen Strahl der Menschenliebe es noch einmal erhellen. Erinnert Euch, daß die, die vor

Euch knieen, Eure armen Landsleute sind; erinnert Euch, daß ich einst Mutter für Euch war, daß Euch dieselbe Brust, wie meinen Bruno und früher, als ihn, gelabt!"

Die Nonne lag noch an derselben Stelle und hatte den Blick zu Boden gesenkt, Genoveva stand aufrecht da und weinte mit den Händen vor den Augen. Auf ihrem Gesichte malte sich ein schmerzlicher Kampf; bisweilen sagte ihr Herz, sie solle sich zu den Füßen Simons niederwerfen und ihn anflehen und freundlich gegen ihn sein. Das Gefühl der Pflicht und des Mitleids trieb sie zu dieser Aufopferung; aber der Abscheu gegen den Henker aller ihrer Lieben und Bekannten war mächtig genug in ihr, um alle, alle anderen Gemüthsbewegungen zu unterdrücken. Dieser schmerzliche Kampf hatte ihren Muth gebrochen und eine Flut von Thränen ihren Augen entlockt.

Simon-Brutus hatte den Blick auf Genoveva gerichtet, während er auf die letzte Bitte der Mutter also antwortete:

„Ihr fordert Gnade für Bruno? Aber seid Ihr denn wahnsinnig, Frau? Ist Bruno nicht mein Feind? War er's nicht schon, ehe wir beide die Männerjahre erreicht? Hat er mir nicht die Liebe der ersten Freundin geraubt und dadurch mein Leben vergiftet? Und — es ist ein schändlicher Spott — sie, die Ursache meines glühenden Hasses gegen ihn, sie fleht um Gnade für ihn — und zum Lohne verspricht sie mir Haß, Verachtung, Abscheu! Ach, hätte sie mein Herz auf den wahren Fleck getroffen, wer weiß, ob die Liebe mich nicht mächtig genug gemacht, ein Wunderwerk zu thun, Bruno selbst zu befreien."

Die Mutter, die noch immer auf den Knieen lag, wandte sich mit aufgehobenen Händen an das Mädchen und rief bittend:

„Veva, o Veva, um Gotteswillen, erbarme Dich meiner! Sprich ein gutes Wort für den armen Märtyrer! Sein Leben ist in Deinen Händen . . . ."

Blaß und zitternd, aber nichts desto weniger mit einer gewissen Würde, sprach Genoveva zu dem Offizier:

„Simon, Ihr behauptet, ein Gefühl von Liebe zu mir lebe in Eurer Brust, nun, so zeigt es mir zum ersten Male in Eurem Leben. Thut ein gutes Werk in meinem Namen!"

„Und wenn ich es thäte, Veva?" fragte der Offizier in leiserem Tone.

Das Mädchen fuhr muthiger fort:

„Ihr verlangt meine Zuneigung? Nie habe ich Euch als Mensch gehaßt; im Gegentheile, ich habe Euch selbst gestanden: daß Eure Gegenwart mich sonst wohl freute; was jedoch mein christlich Herz, mein weiblich Gemüth gegen Euch empörte und mir Abscheu einflößte, ist, daß ich in Euch einen gefühllosen Menschen sehe, einen entarteten Belgier, der kalt bleibt bei dem Leiden seines Bruders. O beweist mir, daß ich mich in Euch getäuscht, zeigt mir, daß unter der rauhen Rinde, die Euer Herz umschließt, der angeborene Edelmuth noch fortlebt . . . Könnt Ihr mir diesen Beweis geben, so wird ein Gefühl der Dankbarkeit, noch mehr, ein Gefühl der Freundschaft und Zuneigung für Euch in meinem Herzen entstehen. Simon, Ihr könnt wählen zwischen meiner dankbaren Freundschaft oder meinem gerechten Haß! Bedenkt, daß Ihr ein Christ und ein Mensch seid, oder wollt Ihr ein Bösewicht bleiben und Euch an der Todesnoth der unglücklichen Mutter, deren Brust Euch gesäugt und an der Angst des Mädchens weiden, die Ihr zu lieben behauptet."

Diese Rede, die mit feierlichem Nachdruck und bisweilen mit düsterer Schwermuth gesprochen wurde, machte einen tiefen Eindruck auf Simon-Brutus. Er lauschte still und geduldig den bezaubernden Tönen der Stimme des Mädchens; ein heiteres Lächeln hatte den finsteren Ausdruck seines Gesichtes verwischt, man hätte ihn in diesem Zustand für einen guten und gefühlvollen Menschen halten können.

Auf dem Gesichte der Mutter glänzte ein heiteres Lächeln der Hoffnung, während ihre Brust in banger Erwartung des Beschlusses, den Simon-Brutus fassen würde, auf- und niederwogte.

Indessen sah der Offizier einen Augenblick träumend und überlegend in die Augen Genovevas: auch sie bemerkte, daß ihre Worte ihn ergriffen. Sie sank auf die Kniee und rief in voller Unterwerfung mit Thränen auf den Wangen:

„Ach, Simon, seid menschlich! Seht, auch ich kniee vor Euch! Schenkt ihm Gnade, gebt ihm sein Leben. Ich werde Euch ewig danken, ich werde Euch um dieser Wohlthat lieben!“

Noch einen kurzen Augenblick starrte sie Simon-Brutus an; dann trat er, als ob ein plötzlicher Entschluß ihn aus seinem Sinnen weckte, zu dem Mädchen hin, hob sie vom Boden und sagte rasch und tief gerührt:

„Veva, sein Schicksal ist in Euren Händen. Ihr selbst könnt entscheiden, ob er leben oder sterben soll. Ich muß ein Wort allein mit Euch sprechen . . .“

Er führte sie in eine entfernte Ecke des Zimmers.

„Veva,“ sagte er zu dem zitternden Mädchen, „Ihr habt in mein Herz eine süße Hoffnung geflößt, aber ich zweifle, daß Ihr wißt, was Ihr mir versprochen. Ihr wolltet mich also lieben, wenn ich Bruno erlöste, wenn ich ihn errettete? Und würdet Ihr ihn dann verlassen, um Euer Schicksal an das meine zu knüpfen? Ist dieß Eure Meinung oder gibt Euch Eure Liebe zu ihm solche Worte ein? . . . . Ihr antwortet nicht? Ich sehe Euch zittern und erblassen; ich habe mich betrogen, nicht wahr? Nun, wie dem auch sei, ich will es ganz wissen. Vernehmt meine Bedingungen: Genoveva entsagt Bruno: sie gibt ihre Zustimmung, meine Frau zu werden; ich stelle das Todesurtheil aus; Bruno folgt mir, wohin ich gehe; weigert sich Genoveva, sich unzertrennlich an mein Schicksal zu binden, so trifft ihn die Kugel, wo wir

auch sein mögen; wird sie meine Gattin, so ist der Augenblick der Verbindung auch der Augenblick der Befreiung Brunos. Die Sache hat ihre großen Schwierigkeiten: aber ich habe der französischen Republik und unsrem Feldherrn große Dienste geleistet; ich werde den Lohn dafür in dieser einzigen Gunst suchen. Ich werde die Bedingungen dieser Uebereinkunft erfüllen . . . . aber Ihr, Veva? Ist Euch das Leben Brunos so viel werth, daß Ihr in mein Verlangen willigt?"

Das arme Mädchen stand ganz zerschmettert vor dem Offizier, der sie mit bitterem Lächeln anhörte.

„Ich habe es Euch gesagt," fuhr er fort, „Brunos Leben ist in Eurer Hand; und ich berufe mich auf Euren Edelmuth, auf Eure Menschenliebe. Nun, werdet Ihr ihn retten oder verurtheilen? Sprecht, meine Zeit ist kostbar."

Das Mädchen erhob den Blick zum Himmel und rief jammernd:

„Gott, Gott, welche Prüfung!"

„Gott kann Euch im Augenblick nicht helfen," sagte Simon Brutus ungeduldig, „Ihr allein entscheidet über sein Schicksal. Laßt hören, was Ihr beschlossen!"

„O Simon," seufzte das Mädchen in schmerzvollem Tone: „ich darf nicht sprechen."

„Wohlan, hier nützen nicht viele Worte, ein einziges genügt: werdet Ihr meine Frau, ja oder nein?"

Genoveva stand sprachlos, zitternd da Als der Offizier ungehalten auf eine entscheidende Antwort wartete, erhob das Mädchen plötzlich den Kopf und sprach:

„Ach Simon, wenn ich Euer Anerbieten verwerfe, werdet Ihr ihn morgen tödten? Sein Leiden wird einen Augenblick dauern; er wird für Glauben und Vaterland gestorben sein; und die Siegerkrone des Märtyrers wird sein Haupt schmücken . . . . Wenn ich aber in Euer Verlangen willigte, würde er dennoch sterben, langsam, vor Liebeskummer und Seelenpein . . . . Ihn

würde nicht das Blei des Tyrannen treffen, aber ich, seine Freundin, die er mehr liebt, als das Leben, würde ihn gemordet haben; ich würde den tödtlichen Stahl des Verraths ihm ins Herz stoßen. Nein, nein, Ihr seid ein Henker, Ihr mögt morden und martern; es ist Eure Sendung. Er sterbe durch Eure verbrecherische Hand, nicht durch meine feige Untreue. Unter solchen Bedingungen will ich seine Begnadigung nicht; sie würde ihn tödten, mich entehren!"

Bebend vor Zorn und Schaam, donnerte der Offizier mit lauter Stimme:

„Wahnsinnige! So erkennst Du meine Güte? Ich könnte Dich gefangen nehmen, mich an Deiner höhnischen Vermessenheit rächen können: aber wir haben nichts mehr mit einander zu thun. Ich kenne Euch nicht."

Mit diesen Worten stieß er Genoveva von sich weg und wandte sich mit furchtbarem Ausdruck des Gesichtes an die zu Tode erschrockene Mutter, indem er sagte:

„Geht; keine Bitte soll mich rühren, die Kugel soll Euren Sohn für seine Schwärmerei strafen. Hofft nichts mehr, denn könnt' es sein, und könnt' ich dazu helfen, er stürbe zweimal."

Mit jammervollem Schrei stürzte die arme Mutter zu Boden. Während Genoveva und die Nonne ihr beisprangen, um sie zu unterstützen, schloß Simon-Brutus eine Thüre auf und verschwand aus dem Zimmer.

Auf das Hülfgeschrei der Nonne trat der Corporal, der bereits zurückgekehrt war und vor dem Hause auf der Straße stand, in das Zimmer, holte Wasser und Essig und leistete den Frauen noch andern Beistand.

Kaum hatte die Mutter die Augen wieder geöffnet, als an der Thüre, durch welche Simon-Brutus verschwunden, ein anderer Soldat erschien, der die Befehle brachte, daß die Frauen sich ohne Verzug entfernen sollten.

Diesem Befehl war kein Widerstand zu leisten. Der

Corporal unterstützte die halbtodte Mutter bis an die Hausthüre und wünschte ihr mit theilnehmenden Worten Lebewohl.

Die unglückliche Mutter schien ganz vernichtet; sie hing sprachlos und matt in den Armen Genovevas und an der Schulter der Nonne, die sie auf beiden Seiten unterstützten. Die armen Frauen schleppten sich weinend durch die Straßen, die sie zu dem Beguinenhof zurückführten.

Sie hatten das Gebäude beinahe erreicht, als Genoveva zum ersten Male sprach. Sie sagte mit leiser Stimme der Mutter in's Ohr:

„Verzweifelt noch nicht. Der Bösewicht sagte, Gott habe die Macht nicht, uns zu helfen; er lästert; wir werden es sehen! Jan wird hoffentlich unsre Freunde finden und bald mit ihnen zurückkehren! Möchte ihm sein Unternehmen glücken! Noch ist nicht alles verloren, Mutter. Vielleicht werde ich das Wunderwerk thun, das der Henker uns um Ehre und Leben verkaufen wollte. Der Himmel erleuchte meinen Geist. Er stärke mein Herz... Vielleicht wird ein schwaches Mädchen den armen Märtyrer noch retten!"

Die bekümmerte Mutter warf Genoveva einen sterbenden Blick zu und ließ sich wie gefühllos und ohne zu antworten, in den Beguinenhof führen.

IX.

An einem der Thore von Herenthals, das man Koeipoort hieß und welches jetzt verschwunden ist, hatten die Franzosen eine Bürgerswohnung besetzt. Das Vor-

zimmer hatte man einigen dreißig Soldaten als Wachzimmer angewiesen, um diesen Eingang der Stadt zu bewachen. Um Soldaten zu sparen, oder vielleicht aus Mangel an zweckmäßigen Gemächern, wurden die verwundeten Bauern in dem hintern Saale des Hauses auf Stroh gelegt. Die mittlere Thüre des Saales ging in das Wachzimmer, so daß die Soldaten die Gefangenen stets im Auge hatten.

Es war Nacht und so ausnehmend dunkel in den Straßen, daß man kaum wenige Schritte vor sich sehen konnte.

Die meisten Soldaten der Wache schliefen auf Stühlen, oder lagen, mit dem Ranzen unter dem Kopf, auf dem Boden. Fünf oder sechs saßen an einem Tische und spielten Karten. Der Sergeant schritt leise in dem Zimmer auf- und ab und ging bisweilen hinaus, um die Schildwachen zur Wachsamkeit zu ermahnen, oder trat er an die Betten der Gefangenen, um zu sehen, ob alles noch still und ruhig sei.

In dem Saal, wo die verwundeten Bauern lagen, brannte kein Licht; aber die Lampe des Wachzimmers warf in den mittleren Theil einen schwachen Schimmer, der die unbestimmten Umrisse der Gefangenen unterscheiden ließ.

Ungefähr zwölf Männer, deren Kopf, Arm oder Bein in blutige Tücher gewickelt war, lagen auf Stroh. Einige saßen halb aufgerichtet mit den Händen vor den Augen, andre blickten starr und unbeweglich in den dunkeln Raum.

Eine Todtenstille herrschte im ganzen Zimmer: man hätte glauben können, einen Haufen Leichen zu sehen, hätte der brennende Schmerz ihrer Wunden nicht zwei bis drei dieser Leute bisweilen einen schmerzlichen Ton erpreßt und die Stille unterbrochen, um sie nur noch schrecklicher zu machen.

Bruno saß in der fernsten Ecke, den Rücken an die Wand gelehnt; der Kopf hing ihm bleischwer auf die Brust herab, seine Arme lagen schlaff auf seinen Knieen. Man konnte nicht sehen, ob er wachte, oder schlief, denn seine Augen waren halb geöffnet, aber so bewegungslos und starr auf das Stroh geheftet, daß nichts in ihm einen Rest von Leben oder Aufmerksamkeit verrieth.

So saß der unglückliche Jüngling schon viele Stunden ohne die geringste Bewegung da. Auf alles, was ihm gesagt worden, auf tröstende Worte oder höhnende Drohungen, hatte er nichts geantwortet, oder nur durch einen geduldigen Blick seine Unempfindlichkeit an den Tag gelegt.

Alle Gefangenen, sowohl die Verwundeten, die sich hier im Wachhaus befanden, als die Andern, welche auf dem Markte lagen, wußten, daß sie verurtheilt waren, beim Anbruch des Tages erschossen zu werden. Das Urtheil war ihnen mit den Gründen vorgelesen worden.

Vielleicht brachten viele der Gefangenen die Nacht in Angst und banger Sorge zu und träumten in ihrem Kummer von dem jungen Leben, von der Heimath, von Eltern, Freunden und Freundinnen, die sie auf ewig verlassen sollten. Die Furcht vor dem Tode, wenn er langsam und sichtbar naht, ist dem Menschen so natürlich, daß der Muthigste selbst diese angeborene Lust am Leben nicht ganz unterdrücken kann.

Die Gewißheit des Todes war jedoch für Bruno nicht der Grund seiner Niedergeschlagenheit. Er hatte seine eigne Verurtheilung vergessen: furchtbarere Schlangen wühlten in seinem Herzen . . . . Sein Vater ermordet, seine Mutter und seine Freundin zu Asche verbrannt, seine Heimath in Sklaverei gestürzt, Unglaube und Gottlosigkeit siegreich! Alles war für ihn verloren, er starb gerne; denn auf Erden hatte man ja vernichtet, was er liebte; er sah nichts mehr auf der Welt, als was er haßte und verabscheute . . . .

In dem Unmaaße seines Schmerzes trank er mit verzweifelnder Wollust an dem Kelch des Leidens. Er hatte sich von seiner Umgebung abgesondert und man konnte leicht glauben, er sei irrsinnig. Aber während er schweigend und bewegungslos an der Wand saß und starr in das Stroh blickte, blieb seine Seele wach und malte ihm aufs Neue das schreckliche Unglück vor, das ihn getroffen. Dies Alles zog in lebendigen Bildern an seiner Seele vorüber, als ob es noch einmal geschähe.

So hörte er die Soldaten seiner Wohnung auf dem Hofe Feuer geben, er sah eine Anzahl Kugeln die Brust seines Vaters durchbohren; er sah das Blut fließen; er zitterte vor Wuth und Verzweiflung, als er die Leiche seines Vaters in das schlammige Grab werfen sah. Plötzlich aber führte ihn seine Einbildung nach Herenthals und vor das Haus, wo er seine Mutter und Genoveva gelassen hatte. Die Flammen wirbelten himmelhoch über die Straßen, Alles krachte, heulte und jammerte rings umher, aber mitten in all diesem Lärm, in diesem furchtbaren Sturm unterschied er die Stimme seiner Mutter, die Stimme Genovevas. Sie riefen um Hülfe und sein Name ertönte mitten aus den Flammen .... er konnte innerhalb der Mauern der brennenden Wohnung sehen, wie seine Mutter und Genoveva mit fliegenden Haaren in der Feuergluth umherliefen, einander in der Verzweiflung umarmten und mit einem Blick zum Himmel unter dem einstürzenden Gebäude zerschmettert wurden .... diese und noch andere Schreckensschauspiele zauberte ihm seine aufgeregte Phantasie vor den wirren Blick, um einige Augenblicke später das furchtbare Schauspiel auf's Neue zu beginnen.

Das Leiden des Jünglings mußte unsäglich sein; kein Wunder deßhalb, daß die schrecklichen Bilder ihn der Welt enthoben und er wie versteint und irrsinnig in den Abgrund der Marterpein gestürzt schien.

Er sah zu seinen Füßen in dem Stroh die ver-

kohlten Leichen seiner Mutter und seiner Freundin liegen und schauerte und erblaßte bei diesem Anblick, — als der Sergeant mit der Lampe in das Zimmer trat und auf Französisch zu ihm sagte:

„Nun, Kamerad, was starrt Ihr denn so in das Stroh? Die Zeit der Geister ist vorbei. Die französische Republik hat sie nach Spanien gejagt. Seid muthig; etwas früher oder später, wir müssen doch alle mal in die Kugel beißen.“

Bruno warf einen langen Blick auf den Sergeanten, als hätte er ihn nicht verstanden, und schlug dann wieder die Augen zu Boden.

„Armer Junge!“ murmelte der Sergeant. „Ist nicht Soldat, wer will. Er ist verrückt. Der Schreck hat ihn wahnsinnig gemacht.“

Ein Soldat trat in das Zimmer und sagte zu dem Offizier:

„Citoyen-Sergeant, es stehen zwei Frauen bei den Schildwache: sie bitten um Erlaubniß, die Gefangenen zu besuchen.“

„Frauen, Frauen auf der Wache!“ rief der Sergeant. „Was fällt denn der Schildwache ein? Die Frauen sollen sich augenblicklich entfernen — marsch!“

„Es sind Nonnen, barmherzige Schwestern,“ sagte der Soldat, „sie wünschen Euch zu sprechen.“

„Das ändert die Sache etwas,“ erwiederte der Sergeant, „aber Nonne oder nicht Nonne, ohne Befehl meines Offiziers kommt kein Sterblicher zu meinen Gefangenen. Laßt mich sehen, wie sich die Sache verhält; die Frauen sollen hereinkommen: bis an die Thüre, nicht weiter.“

Er ging selbst nach dem Vorzimmer; als sich jedoch die erste Nonne vor seinen Augen zeigte, blieb er betroffen stehen, ja, trat sogar einen Schritt zurück und murmelte mit Bewunderung:

„So, so, wären alle Nonnen wie diese, mich dünkt, ich werde ein Heiliger.“

Die erste Nonne war wirklich außerordentlich schön, von hoher Gestalt, edler Haltung, mit spiegelreinem Antlitz und feurigen Augen.

Ihr folgte eine Schwester mit matten, aber doch etwas gewöhnlicheren Zügen; diese trug einen großen Korb am Arm und darin drei bis vier Flaschen, etwas Brot und Fleisch, und Leinwand zum Verbinden der Wunden.

Bei dem Eintreten der Frauen hatten die Soldaten am Tische ihre Karten niedergelegt, andere waren von dem Strohlager aufgestanden. Alle hefteten den Blick auf das schöne Mädchen.

Mit einer gewissen Freundlichkeit, ja sogar mit Ehrfurcht fragte der Sergeant die erste Nonne:

„Nun, schöne Schwester, was wünscht Ihr?“

Die Nonne antwortete ihm in gutem Französisch und in sanftem, einfachem Tone:

„Wir sind Schwestern, die man ausgesandt, die Verwundeten zu laben und zu trösten. Wir haben bereits viele Franzosen besucht; die Menschenliebe, deren demüthige Dienerinnen wir sind, gebietet uns, auch die armen Gefangenen zu besuchen. Ich darf hoffen, Citoyen, daß Ihr uns diese Sendung erfüllen lassen werdet.“

„Ich möchte wohl,“ antwortete der Sergeant, „denn man müßte Wolf oder Tiger sein, um Euch etwas abzuschlagen; aber liebe Schwester, es liegt nicht in meiner Macht allein. Die Befehle sind genau und streng: ohne Erlaubniß des Stabs wird kein Mensch zu den Gefangenen gelassen.“

„Ich habe die Erlaubniß,“ antwortete die Nonne, indem sie eine Schrift aus ihrer Tasche holte und sie ihm überreichte.

Der Sergeant trat an die Lampe und sagte murmelnd:

„Ein Befehl des Generals, die barmherzigen Schwestern überall zu den Verwundeten zu führen und sie ungehindert durchzulassen, wo sie sich zeigen. Es ist richtig.“

Damit wandte er sich an die wartende Schwester und sagte:

„Die Sache ist in Richtigkeit: aber ich bin ungewiß, ob das Wort Verwundete hier nicht blos die französischen Verwundeten bezeichnet.“

„Ihr thut Eurer Nation Unrecht,“ antwortete die Nonne: „seit wann sind die Franzosen so gefühllos und unbarmherzig gegen einen überwundenen Feind und vor Allem gegen unglückliche Verwundete?“

„Wahrhaftig,“ lachte der Sergeant mit einem gewissen Stolz, „ich sehe, daß Ihr uns kennt: schrecklich im Kampfe, mild nach dem Streit, immer dienstfertig gegen Frauen und Unglückliche. Der General kann es auch nicht anders verstanden haben. Aber Schwester, die Männer dort haben nichts mehr nöthig: noch einige Stunden und es ist aus mit ihnen. Ich werde Euch dessenungeachtet zu ihnen führen und selbst voranleuchten. Kommt, folgt mir, es ist nicht sehr angenehm in diesem Grabe; doch Ihr seid daran gewöhnt, Ihr seht nichts Anderes.

Er nahm die Lampe und gab den Soldaten ein Zeichen, daß sie im Wachtzimmer bleiben sollten; gefolgt von den beiden Nonnen, trat er in das Zimmer der Gefangenen und hielt die Lampe in die Höhe, damit sie besser sehen konnten.

Die erste Nonne warf einen raschen Blick über die Gefangenen. Ihr Herz wollte brechen, als sie in der fernen Ecke den unglücklichen Bruno, das Haupt beinahe auf die Kniee herabgebeugt, dasitzen sah; der Schmerz schien ihn tief gebeugt, das Leiden versteinert zu haben; er bemerkte sogar das plötzliche Erscheinen des Lichts in dem dunkeln Kerker nicht.

Sie unterdrückte ihre Rührung und ging zu den Verwundeten, die am weitesten von Bruno entfernt waren. Zu jedem sprach sie einige tröstende Worte; aber so still, daß der Sergeant nichts davon hören konnte, als ein leises und dumpfes Gemurmel. Sie labte die Schwächsten mit einem Schluck Wein, gab den Hungrigen etwas Brot und Fleisch und legte den Verband einiger Verwundeten besser an.

Der Sergeant, der mit der Lampe an der Thüre stehen geblieben, murmelte in sich hinein:

„Das edle schöne Mädchen! Sie könnte Chirurg des Bataillons werden! Wie sie mit dem Verbande umzugehen weiß!"

Je näher die liebevolle Schwester der Ecke kam, wo sich Bruno befand, desto unruhiger wurden ihre Bewegungen. Der Sergeant glaubte sogar zu bemerken, daß sie zitterte; sie schien ihm bei ihrem Eintritt nicht so blaß gewesen zu sein, wie jetzt; er glaubte jedoch, daß das Erste in dem Mitleiden, das zweite in dem gelben Schein der Lampe seine Ursache habe.

Als die Nonne einen Schritt machte, um näher zu Bruno zu kommen, sagte der Sergeant zu ihr:

„Schwester, laßt den Kerl in Ruhe. Das Feuer hat ihm das Gehirn verbrannt: er ist wahnsinnig und würde Euch doch nicht verstehen. Den ganzen Tag hat er weder gegessen, noch getrunken, noch gesprochen. Er wird der glücklichste sein; er wird sterben, ohne es zu wissen."

Aber die Nonne schien diese Bemerkung nicht zu beachten; sie ging zu dem Jüngling, beugte sich zu ihm herab, nahm seinen Kopf, der mit Tüchern umwunden war, zwischen ihre Hände und sprach einige Worte in sein Ohr.

Bruno, wie von einem furchtbaren Schlag getroffen, sprang zitternd auf und rief:

„Veva, Veva!"

„Still, still, setzt Euch nieder und schweigt!“ murmelte das Mädchen in düsterem gebietendem Tone. „Still, Ihr sollt Alles wissen! . . . .“

Und mit unwiderstehlicher Gewalt drückte sie ihren zitternden Freund nieder, bis er wieder in seiner früheren Haltung dasaß

„Es scheint, der arme Wahnsinnige kennt Euch,“ sagte der Sergeant. „Ihr heißt also Veva? Ein hübscher Name.“

„Er irrt,“ antwortete das Mädchen, „der unglückliche Junge meint wahrscheinlich, ich seie seine Schwester. Ich glaube, der Verband an seiner Wunde drückt ihn zu viel; er entzündet das Hirn. Ein feinerer Verband wird seinen Schmerz mildern.“

„Meine Mutter!“ rief Bruno voll Angst ihr in die Augen blickend. „Meine arme Mutter! Sprich, o sprich!“

„Still!“ antwortete das Mädchen, „ich darf Euch nicht kennen. Schweige, ich bringe Dir gute Botschaft.“

Während Bruno erstaunt, zitternd und fragend seine Augen auf sie heftete, begann sie den Verband von seinem Kopfe zu lösen und sprach mit lauter Stimme einige gleichgültige Worte mit ihm; bisweilen Französisch, um dem Sergeanten allen Argwohn zu nehmen; dazwischen sagte sie jedoch in der Stille Dinge, die das Herz des Jünglings mit Glückseligkeit erfüllten und über sein Gesicht ein freundliches Lächeln verbreiteten. Der Sergeant hielt ihn jetzt mehr als je für verrückt.

Sobald Bruno wußte, was Genoveva ihm zu sagen hatte, war auch der neue Verband angelegt. Das Mädchen befahl ihm etwas; er legte sich auf das Stroh nieder und ließ sie ohne das geringste Zeichen von Dankbarkeit, selbst ohne sich nach ihr umzusehen, gehen.

Als sie in das Wachzimmer kamen, sprach Genoveva zu dem Sergeanten:

„Citoyen, ich muß aus der Stadt, um eine arme

Frau zu besuchen, die im Todeskampfe liegt. Beliebt, mir aufzuschließen."

Das Gesicht des Sergeanten zog sich in bedenkliche Falten:

„Wir haben strengsten Befehl, Niemanden das Thor zu öffnen," murmelte er, „Ihr würdet mich verpflichten, Schwester, wenn Ihr von diesem Gange absähet."

„Es ist mir unmöglich, Citoyen, ich diene gleichfalls Oberen, denen ich Gehorsam schuldig bin. Und ist denn der Befehl Eures Generals nicht genügend? Ist er nicht bestimmt genug? Hier seht, beliebt ihn noch einmal zu lesen."

Der Offizier nahm die Schrift, besah aufmerksam Handzeichen und Siegel und las mit lauter Stimme, indem er die umstehenden Soldaten zu Rathe zu ziehen schien:

„. . . . . Laisseront passer librement les citoyennet soeurs de l'hôpital partout, où elles se présenterons. — Partout? Das ist wohl auch durch das Thor? Wohlan, so folgt mir, ich werde das Thor öffnen. Werdet Ihr lange ausbleiben, Schwester? Und kommt Ihr wieder zu diesem Thore herein? Ich würde dann meine Leute instruiren, damit sie Euch nicht nutzlos warten lassen."

„Die arme Frau, die wir besuchen müssen, wohnt beinahe eine Stunde von hier entfernt," antwortete Genoveva, „ich hoffe jedoch, daß wir in zwei Stunden zurück sind."

„Und Ihr wollt so allein mit Eurer Freundin durch die tiefste Dunkelheit auf dem einsamen Wege gehen? Ich bewundere Euren Muth, Schwester; fürchtet Ihr denn nicht, daß einige dieser Brigands Euch anfallen könnten?"

„Die Brigands werden sich nicht so nahe an Herenthals heranwagen; und wie dem auch sei, Gott wird

über uns wachen, denn wir üben Barmherzigkeit in seinem Namen."

„Das sind zwar sehr schöne Worte," bemerkte der Sergeant, „aber wenn zwölf französische Gewehre dabei wären, würde ich mehr Glauben darein setzen . . . . Nun, gute Reise, Schwester, ich wünsche, daß Euch kein Unglück begegne. Bei Eurer Rückkehr ruft der Wache zu: Soeurs de charité! Daran wollen wir Euch erkennen."

Nachdem sie dem Sergeanten gedankt, verließen Genoveva und ihre Nichte Kaet das Thor der Stadt und gingen mit hastigen Schritten durch die Dunkelheit.

Sie schwiegen lange Zeit und eilten, so sehr sie konnten, bis endlich Schwester Kaet nicht mehr Schritt halten konnte und stehen blieb, indem sie zu Genoveva sagte:

„Nichte, Nichte, ich bin erschöpft. Laß uns etwas ausruhen. Du läufst, daß ich kaum Athem holen kann."

„Ach, liebe Kaet," sagte Genoveva bittend, „um Gottes Willen, laß uns eilen; wir sind noch so weit zurück. Schöpfe Stärke und Muth aus dem Gedanken, daß das Leben des unglücklichen Märtyrers der Lohn unserer Anstrengung werden kann."

„Wohl wohl," antwortete die Schwester ganz außer Athem, „aber das Unmögliche kann Niemand thun, und würde man auch den Himmel dadurch verdienen."

Sprich stiller, liebe Nichte," sagte Genoveva, selbst die Bäume dürfen nicht hören, weßhalb wir hier sind. Komm', ich werde Dir den Arm geben, um Dich zu unterstützen."

Die beiden Frauen gingen wieder weiter.

Etwas später hörte Schwester Kaet plötzlich etwas durch das Blätterwerk des Eichenwaldes rauschen. Sie blieb zitternd stehen.

„Was hast Du, Nichte?" fragte Genoveva, „Du bebst? Siehst Du etwas?"

„Ach, wer kann etwas sehen in dieser furchtbaren Dunkelheit," seufzte Kaet. „Ich höre dort an der Seite die Aeste sich bewegen: ich bin ängstlich und erschrocken."

„Ist's nichts als das?" antwortete Genoveva, indem sie ihre Nichte fortzog. „Komm, es ist der Wind, der durch das Laub bläst."

Sie gingen wieder einige Zeit, bis Kaet die Gefahr entfernt genug glaubte und freier Athem holen konnte. Dann sagte sie:

„Du bist also nicht ängstlich, Veva? Wenn es ein Mann, ein Räuber gewesen? wenn er uns angegriffen?"

„Nun, liebe Nichte, so hätte ich Dich und mich vertheidigt."

„Ist das wirklich Deine Meinung? Bist Du denn keine Frau, wie wir andern? Und was vermögen zwei arme Mädchen gegen einen bewaffneten Mann?"

„Siehst Du, Kaet, ich bin eine Frau, wie die andern: aber die Aufgabe, die ich mir gestellt, heißt Mannesklugheit und Mannesmuth. Ich hoffe, daß mir Gott das Eine oder das Andere gönnen werde. Ein einzelner Mann würde mir keine Furcht einjagen: ich trage auch Waffen bei mir . . . ."

„Himmel!" seufzte Kaet erschrocken, „Du könntest Blut vergießen? Ich möchte eher dem Tod ins Antlitz schauen."

„Dann würden die Guten und Schwachen immer den Kopf unter die Füße der Bösen und Tyrannen legen müssen? Ohne Vertheidigung, als ob Sklave sein und leiden ewig ihr Loos wäre?" fragte Genoveva entrüstet. „Ach, die Männer rühmen sich ihres Muthes; und es gibt auch solche, die Gott mit Geisteskraft und Tapferkeit begabt hat; aber, Nichte Kaet, wenn die Zahl der Feiglinge nicht größer wäre, als die Zahl der Muthigen, würde die Bosheit je ungestraft die Gottheit höhnen und die Menschheit zertreten können? O wäre ich ein Mann und glichen die Andern mir! Mein Va-

terland würde die Tyrannen verschlingen . . .! Aber die Männer, Kaet? Die meisten sind eigennützig; während die Einen das Unrecht bekämpfen, suchen die Andern im Unrecht ihren Vortheil . . ."

Die Beweisführung schien Schwester Kaet so fremd und unbegreiflich, daß sie sich jeder Bemerkung enthielt und schweigend an dem Arme ihrer Freundin durch die Dunkelheit fortschritt.

Nach einiger Zeit fragte sie:

„Aber, Veva, sind wir noch nicht am Ziele? Ich sinke vor Müdigkeit beinahe zusammen."

„Du mußt es besser wissen als ich, da Du mich leiten mußt. Ist Neerbuel noch weit?"

„Noch einige Bogenschüsse. Wenn es nicht so dunkel wäre, so würden wir die ersten Häuser bereits sehen."

„So? Warum sagtest Du mir das nicht? Ich muß Acht geben und aufmerken. Wir wollen jetzt langsam gehen."

Kaum hatte sie dies gesagt, als Schwester Kaet ihr um den Hals fiel und einen dumpfen Schrei ausstieß, während sie sprachlos mit dem Finger in die Dunkelheit deutete.

„Was siehst Du?" fragte Genoveva erschrocken.

„Dort im Graben einen schwarzen Schatten, der sich bewegt: einen Mann!"

Aus dem Graben stiegen zu gleicher Zeit die leisen Töne eines Volksliedes, die ein Erkennungszeichen zu sein schienen. Wirklich sagte auch Genoveva zu ihrer Freundin:

„Sei ruhig; der Mann wartet auf mich. Folge mir, sie sind da!"

Das Mädchen sang gleichfalls mit leiser Stimme einige Töne des Liedes. Der Mann sprang aus dem Graben heraus; sie ging ihm entgegen und sagte, während sie ihm lebhaft die Hand drückte:

„O Jan, guter Freund, alles steht günstig. Ich habe ihn gesehen und gesprochen; er sitzt an der Koeipoort gefangen; der Sergeant der Wache wird mich einlassen. Wenn Ihr muthige Leute bei Euch habt, er ist bereit!“

„Einen Bogenschuß von hier liegen Fünfzig verborgen im Gebüsch,“ antwortete der Knecht freudig. „O, Veva, daß es uns gelänge! Unsern guten Bruno aus den Händen der Bluthunde zu erlösen.“

„Zweifelt nicht,“ sagte das Mädchen mit festem Vertrauen. „Gott ist mit uns; er hat es mir schon so sichtbar gezeigt! Vor allem muß meine Nichte in Sicherheit gebracht werden: unter diesem Vorwande allein hat sie ihre Einwilligung gegeben, mir zu folgen. Sie wird bei einem Pächter des Klosters Unterkommen finden und dort verborgen bleiben . . . Nun, gute Nichte, zeige uns den Hof.“

Kaet schlug einen Fußpfad ein und brachte sie bald an ein Bauernhaus, wo sie anklopfte. Nachdem sie ein paar Worte mit dem Pächter gewechselt, der an dem offnen Fenster erschien, wurde sie eingelassen und wünschte ihrer Nichte guten Erfolg.

Sobald die Thüre wieder geschlossen war, wandte sich Jan nach der linken Seite des Hauses, ergriff ihre Hand und sagte zu ihr:

„Kommt nun rasch und sagt mir, was wir thun müssen, um unsern Plan auszuführen.“

„Ich habe mir unterwegs alles überlegt,“ anwortete das Mädchen. „Das Gefängniß Brunos stößt beinahe an das Thor; deßhalb brauchen wir nicht weit in die Stadt zu gehen. Gott selbst hat es so angeordnet. Ich weiß, was ich rufen muß, daß man das Thor aufschließt. Vernehmt deßhalb, was Ihr zu thun habt: Ihr nähert Euch mit Euren Leuten bis auf einige Bogenschüsse der Stadt; dann laßt Ihr sie auf dem Boden bis zur Festung fortkriechen. Ich gehe allein

voraus und lasse das Thor öffnen; Ihr dürft Euch indeß nicht rühren, denn das Thor möchte geschlossen werden, ehe Ihr es erreichen könnt. Ich werde den Wachkommandanten glauben machen, daß wir vor etwas erschrocken und meine Schwester noch zurückgeblieben sei. Während er sich nach ihr umsieht, werde ich rufen: „Schwester Ann! Schwester Ann!" Das soll für Euch das Zeichen sein, aufzustehen, durch das Thor hereinzuströmen und die Gefangenen zu befreien . . . Das Uebrige hängt von der Furchtlosigkeit Eurer Leute ab."

„Euer Plan ist gut, liebe Veva," antwortete der Knecht. „Nun beginne auch ich zu hoffen; das Herz klopft mir vor freudiger Erwartung. Kommt, beeilen wir uns. Und habt volles Vertrauen auf den Muth unserer Leute: Karel aus dem Löwen hat sie selbst ausgesucht und gesammelt. Auch sind fünf bis sechs aus Herenthals dabei, die Weg und Steeg genau kennen. Hundert Schritte von hier in diesem Gebüsche liegen sie versteckt.

Er steckte zwei Finger in den Mund und pfiff einen langen Ton. Kaum war dieß Zeichen gegeben, als das Laub hörbar zu rauschen begann und bald standen ungefähr fünfzig Mann, mit Gewehr und Säbel bewaffnet, um den Knecht.

Diejenigen, welche von Waldeghem waren, vor allen Karel aus dem Löwen, drückten die Hände des Mädchens und suchten sie durch Worte des Muthes und der Kampfbegier zu trösten. Jan, der Knecht, brach dies Gespräch rasch ab und theilte ihnen den Befreiungsplan mit, wie ihn Genoveva entworfen.

Die jungen Leute von Herenthals wurden vorangestellt, um den Weg durch Wald und Gesträuch zu zeigen; man ging unmittelbar in der Richtung nach der Stadt.

Im tiefsten Schweigen schritten Brunos Freunde durch die Dunkelheit an Hecken und Gräben vorüber,

einander dicht auf den Fersen folgend; sie richteten ihren Weg so ein, daß sie über keine Landstraße zu kommen hatten.

Als sie nach einer guten halben Stunde sich der Stadt näherten, verlangsamten sie ihre Schritte. Es wurde eine noch tiefere Stille geboten; man mußte sogar beim Gehen den Boden nur leise berühren, um alles Geräusch von Zweigen oder Laub zu vermeiden.

Etwas entfernter legten sie sich aber platt auf die Erde und begannen wie schleichende Thiere nach dem Fuße der Festung fortzukriechen.

Indessen war Genoveva nach der Landstraße gegangen und versteckte sich einige Augenblicke in einem Tannenwald, um den Leuten Zeit zu lassen, sich der Stadt zu nähern. Dann eilte sie weiter: unterwegs sah sie die Freunde Brunos wie schwarze Schatten unbeseelter Leichen auf dem Boden liegen; keiner bewegte sich, als sie vorüberkam. Sie schloß daraus, daß alles bereit sei.

Das Mädchen, das einige Schritte vom Thore entfernt stand, rief mit scheinbar ängstlicher Stimme:

„Soeurs de Charité! Soeurs de Charité!“

Die Schildwache ging zu dem Sergeanten, der mit dem Kopf auf dem Tische eingeschlummert lag und weckte ihn:

„Es ist gut,“ antwortete der Wachkommandant, indem er sich die Augen rieb, „wir wollen sehen.“

„Sie haben Eile,“ bemerkte der Soldat, „mir scheint, sie sind in großer Angst.“

Der Commandant ergriff den Schlüssel, und folgte der Schildwache bis zur Thüre; hier legte er den Mund an das Schlüsselloch und sagte:

„Wer ist da?“

„Soeurs de Charité!“ wurde ihm geantwortet.

„Seid Ihr es, Schwester?“ fragte er nochmals.

„Ich bin es, die ihr vor Kurzem hinausliefet; aber eilt, Citoyen, ich sterbe vor Angst!“

Der Sergeant schloß die Thüre auf; aber so wenig, daß Genoveva hätte kaum eintreten können. Sie blieb jedoch draußen stehen, indem sie mit erheuchelter Angst sagte:

„O Citoyen, wartet einen Augenblick, wenn es Euch beliebt; meine Schwester kommt dort in der Dunkelheit herangelaufen. Zwei Männer haben uns bis hierher verfolgt; wir machten uns auf die Flucht, meine Schwester ist noch zurück; ich höre sie, sie ist nicht mehr weit.“

Durch diese Worte getäuscht, öffnete der Sergeant das Thor noch weiter und trat zu dem Mädchen heraus. Er suchte durch die Dunkelheit nach dem Wege zu sehen und sagte zu Genoveva:

„Aber ich höre nichts. Eure Schwester wird in die Hände der Brigands gefallen sein. Wir werden die Spitzbuben morgen kriegen.“

„Nein, nein, sie kommt,“ fuhr das Mädchen fort; nun aber erhob sie ihre Stimme und rief: „Schwester Ann! Schwester Ann!“

Bei diesen Worten lief etwas voran auf dem dunklen Weg.

„Was thut Ihr? was thut Ihr?“ rief der Sergeant. „Ich kann hier nicht . . .“

Er hatte keine Zeit, seinen Satz zu enden. — Fünfzig Männer erhoben sich plötzlich in der Dunkelheit; sie waren so nahe zu dem Sergeanten herangekrochen, daß dieser sie nicht eher bemerkte, als bis sie ihn ergriffen hatten.

Der Mund wurde ihm verstopft; man hielt seine Füße und Arme fest, um ihn an aller Bewegung zu hindern und führte ihn nach der andern Seite des Wegs, ohne daß es ihm möglich gewesen, seinen Kameraden ein Zeichen zu geben.

Keiner der Bauern hatte ein Wort gesprochen oder das mindeste Geräusch gemacht.

Während fünf bis sechs den Sergeanten am Boden festhielten, liefen die Uebrigen schweigend zum Thore herein, überrumpelten die Schildwache und stürmten in das Wachhaus hinein.

Die Soldaten, welche Geräusch an der Thüre gehört hatten, waren aufgesprungen und wollten mit ihren Waffen nach der Thüre eilen, als der Eintritt der Bauern sie daran hinderte

Einige Schüsse fielen; man kämpfte eine Weile mit Säbel und Bayonnet; aber durch die Ueberraschung gelähmt und der großen Zahl ihrer Feinde erliegend, waren die Franzosen bald niedergesäbelt oder wehrlos gemacht Zwei bis drei Soldaten hatten sich jedoch einen Weg zur Straße gebahnt und waren auf den Markt geeilt, um Lärm zu machen.

Die Gewehrschüsse hatten bereits die Soldaten geweckt, welche auf dem Rathhause lagen; die Trommeln und Trompeten begannen einen furchtbaren Lärm zu machen und ganze Schaaren Soldaten eilten von dem Markte nach dem Thore.

Aber die Bauern hatten ihre Zeit nicht unnütz verstreichen lassen, sondern die Gefangenen aus ihrem Kerker geholt und strömten jauchzend zum Thore hinaus, als die erste Abtheilung der Soldaten in der Ferne nahte.

In einiger Entfernung von dem Thore stand Genoveva und wartete. Sobald sie die Stimme Brunos hörte, flog sie ihm an den Hals und hing halbtodt vor Freude an seiner Brust. Ihre Thränen floßen in Strömen; . . . sie sprach Worte des Glücks und der Zärtlichkeit zu ihm; sie dankte Gott in feurigem Gebete . . .

Bruno wollte seiner muthigen Freundin alle Liebe, allen Dank, der sein Herz erfüllte, in tief gefühlten

Worten aussprechen, aber eine große Anzahl Kugeln, die über ihren Häuptern durch die Luft pfiffen, und das wilde Rachegeschrei der Soldaten gemahnte sie, daß sie der Lebensgefahr noch nicht entgangen seien.

„In den Wald! In den Wald!" rief Karel aus dem Löwen und alle eilten zwischen die Hecken und das Gebüsch.

Die Soldaten, durch diesen Ruf aufmerksam gemacht, schoßen in der angedeuteten Richtung. Sie entfalteten bald ihre Kräfte längs des Wegs und drangen durch Gebüsch und Wald. Noch lange hörte man dann und wann Gewehrschüsse.

Endlich nach fruchtloser Verfolgung befahlen die Anführer den Rückzug. Trommeln und Trompeten riefen die Soldaten zusammen, man zog wieder nach der Stadt, die Thore wurden geschlossen und draußen war alles wieder einsam und still.

X.

Das Hauptquartier der Bauern, oder wie die Franzosen es nannten, der großen Räuberbande — befand sich bei Sonnenaufgang in einer Waldgegend, ein paar Stunden von der Stadt Diest.

Obgleich man an diesem Orte nur einige Haufen bewaffneter Männer bemerkte, die wie Feuerwachen an den Ecken des Feldes und am Rande des Waldes aufgestellt waren, konnte man doch leicht errathen, daß eine große Masse Volks den Wald füllte; denn aus dem

Gebüsche drang ein dumpfes und wirres Geräusch, wie das ferne Brausen einer stürmischen See.

Wirklich lagen auch drinnen im Schooße des Waldes an den Wegen oder in Lichtungen wohl fünftausend Mann.

Wer in den Wald gedrungen, um mit neugierigem Blicke nachzusehen, was geschehen, würde sich mit Recht verwundert haben über den sonderbaren Anblick dieser Masse Volks, das aus allen Enden des Landes zusammengeströmt war.

Zuerst hätte er auf einer großen Ebene drei bis vierhundert Bauern zu Pferde hintereinander reiten und auf Befehl eines Offiziers Schwenkungen machen und traben sehen, daß der feuchte Boden in die Höhe flog.

Dies waren die Reiter der Patrioten, die ihre Pflugpferde die Kriegsbewegung lehrten.

Der Aufzug war gar seltsam. Die Reiter, welche meist ohne Sattel und in ihren blauen Kittel gekleidet zu Pferde saßen, würden dem Zuschauer wie Landleute erschienen sein, die sich auf einer Kirchweihe belustigten, wenn das lange Schwert, das in ihren Händen glänzte, und die Pistolen in ihrem Gürtelriemen nicht hätten merken lassen, daß es hier Ernst war.

Etwas entfernter standen zwischen ungefähr hundert Männern, die wie eine Wache in Reihen aufgestellt waren, viele angespannte und marschfertige Wagen. Einige darunter hatten ein kleines Fähnlein mit der Aufschrift Pulver; andere waren mit neuen Gewehren und Säbeln gefüllt, woraus man schließen konnte, daß die Bauern Ueberfluß an Kriegsvorrath hatten.

Von diesem Platze hörte man hinter einem Erlengebüsch ein lautes Jauchzen, das bisweilen lauter wurde und dann wieder erstarb, um nach einem Augenblick mit neuer Kraft sich zu erheben.

Dort war eine Art Weidenallee, die von Leuten

aller Stände und Altersclassen wimmelte. Daß hier bereits eine gewisse Zucht herrschte, konnte man an den Gewehren merken, die in Reihen an einander gelehnt waren, so daß beim ersten Ruf jedes Fähnlein seinen Platz, jeder Mann seine Waffe ohne Mißgriff finden konnte. — Auch einige Frauen und Kinder, jedoch sehr wenige, zeigten sich von ferne in dem Gebüsche.

Das Jauchzen, das bisweilen im Walde erscholl, hatte seine besondere Ursache. Inmitten des Weideplatzes, auf einem Wagen, der mit Mundvorrath beladen war, stand ein Mann, der mit lebhaften Geberden eine Rede an die Umstehenden hielt. Was er sagte, mußte die Menge erfreuen und begeistern; denn sobald er geendigt, klaschten die Zuhörer in die Hände und bekräftigten seine Worte durch allerlei Ausrufungen. Er sprach ihnen von Vaterland und Glauben, von Sanskülotten und Gottlosigkeit, von Kampf und Triumph, von Erlösung und Freiheit! . . . .

Im Walde selbst waren die Stabsoffiziere zu einem Kriegsrathe versammelt.

Der General Constantinus de Roumiroir, ein vornehmer Brüsseler, saß am Rande eines tiefen Grabens und hielt eine Landkarte auf den Knieen; die anderen Offiziere saßen auf der entgegengesetzten Seite des Grabens und lauschten aufmerksam auf das, was ihnen der Feldherr sagte.

Man berieth hier die Einnahme der Stadt Diest und suchte auf der Karte zu berechnen, wie man diese Festung am besten überfallen könnte.

Die Offiziere schienen vergnügt und voll Hoffnung; bisweilen begrüßten sie die Worte des Feldherrn de Roumiroir mit Jubelgeschrei.

Ueberall waren Theile des Lagers zerstreut, soweit der Wald sich erstreckte.

Auf einem Felde, am Rande eines Eichenwaldes, hatten die Leute von Waldeghem sich niedergelassen. Sie

waren nun wohl dreimal so stark, als da sie, von den Franzosen verfolgt, den Sandberg verlassen hatten.

Brunos Gefangennehmung, seine wunderbare Befreiung und vor Allem seine Unverzagtheit im Kampfe hatten ihn berühmt gemacht. Eine Anzahl junger Leute aus Oberkempen hatte sich unter seinen Befehl gestellt. Er gebot nun als Hauptmann über ein Fähnlein von mehr als zweihundert muthigen Jünglingen.

Karel aus dem Löwen, welcher zum Untercapitän ernannt worden, war in diesem Augenblick damit beschäftigt, seine Leute im Laden der Gewehre zu üben. Erst seit gestern hatten sie Patronen bekommen; nun mußte ihnen gelehrt werden, wie sie sich ihrer bedienen sollten.

Karel hatte seine Leute in Reihen aufgestellt. Er befahl, lief umher, schrie und wies zurecht, mit einem Ernst und einem Eifer, als ob er sein ganzes Leben nichts Anderes gethan. Jedes Wort, das er sprach, war eine Ermuthigung; er feuerte die Tapferkeit seiner Kameraden durch die Kampflust, die ihn beseelte, so lebhaft an, daß aller Augen von Hoffnung und Unverzagtheit sprühten.

Inmitten dieser Schaar erhob sich ein seltsames Fähnlein. Es war von einem Stück weißer Leinwand gemacht, wahrscheinlich der Hälfte eines Betttuches. Darauf war ein Kreuz mit blutrother Farbe gemalt mit der Aufschrift: „Für Gott und Vaterland!“ Man konnte wohl sehen, daß dies Fähnlein von keinem Künstler verfertigt war. Karel hatte es allein gemacht und die Farbe in Ermanglung eines Pinsels mit der Hand darauf gestrichen; so schlecht es auch gemalt war, hatte es doch seine große Bedeutung und sein Anblick flößte Hoffnung und Muth in die Herzen der Jünglinge.

Am Rande des Feldes saß Genoveva, neben dem alten Pastor von Waldeghem.

Das Mädchen hatte die Nonnengewänder abgelegt und die Kempentracht wieder angezogen.

Der Pastor sprach mit ihr; ihre Aufmerksamkeit schien jedoch durch einen wichtigen Gedanken abgezogen zu werden und wandte unaufhörlich den Kopf nach der Seite des Feldes, wo der Boden sich nach und nach zu einem Hügel erhob.

Fünf bis sechs Schritte von Genoveva saß der Brauer, Simons Vater, den Kopf in die Hände gestützt und bewegungslos, als läge er in tiefem Schlafe.

„Armer Vater!" seufzte der Pastor, indem er einen mitleidigen Blick auf den Brauer warf. „Sein Schmerz ist unsäglich. Seid versichert, Veva, der unglückliche Mann stirbt daran. Ich habe gestern Abend und einen Theil der Nacht alles gethan, alles gesagt, um ihn zu trösten. Der Gedanke, daß sein Sohn ein Anführer unserer Verfolger ist, peinigt ihn so schrecklich! Und was zu Herenthals geschehen, hat ihm noch tiefer in's Herz gebohrt ...."

„Er hat auch Grund dazu, Ehrwürden," antwortete das Mädchen, „denn er fürchtet, daß sein Sohn die Mutter Brunos ermorden ließ!"

„Bruno scheint es gleichfalls zu fürchten," fuhr der Priester fort, „aber Ihr seid doch überzeugt, Veva, daß sie sich in Sicherheit befand, ehe unsere Leute ihren unglücklichen Freund aus dem Gefängniß befreiten?"

„Ganz gewiß, Ehrwürden. Wohin man sie geführt, das konnte man nicht ausfindig machen. Alles war zum Voraus berechnet; meine Nichte Kaet würde allein die Schuld treffen und überdies . . . ."

„Ihr erblaßt, Veva, weßhalb erschreckt Ihr?"

„Nichts, Ehrwürden, ich glaubte Brunos Stimme zu vernehmen."

„Habt Ihr das nicht alles Bruno auch gesagt, daß er so unruhig und ängstlich ist?"

„Ja wohl, Vater; anfangs hat er mir geglaubt und sich über das gefreut, was ich ihm sagte. Nur seit

diesen Morgen, seitdem es hell geworden, hat sich eine Furcht seiner bemeistert, weil Jan nicht zurückkehrt. Ich selbst beginne zu fürchten und bekämpfe mit Gewalt meine wachsende Unruhe."

„Vielleicht, liebe Veva, ist Brunos Angst nicht unbegründet. Die Franzosen durchkreuzen das Kempenland unaufhörlich. Tausend Gefahren mußte Jan überwinden, ehe er von Herenthals hieher gelangt; die fremden Soldaten sind so aufgebracht . . . ."

Genoveva ließ den Kopf auf die Brust sinken und erblaßte, indem sie erschrocken seufzte:

„Gott weiß, ob dies Vorgefühl des Brauers uns kein neues Unglück ankündigt! O Ehrwürden, es wäre zu viel! Bruno hat dies schreckliche Schicksal doch nicht verdient?"

Der Priester schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte:

„Mein Kind, hoffen wir auf die Güte des Herrn. Das Kreuz, das er auf unsere Schultern gelegt, ist zwar schwer, aber wir wollen uns demüthig unter seine Hand beugen. Was auch kommen mag, sein Wille geschehe."

„Armer Bruno!" klagte das Mädchen. „Seit einer Stunde läuft er umher, von seiner Todesangst unruhig von Ort zu Ort getrieben. Nun steht er gewiß auf dem Hügel, um zu sehen, ob Jan nicht kommt! Ich kenne sein allzu gefühlvoll Herz; ich weiß, weßhalb er sich grämt, was er fürchtet . . . ."

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie aufsprang; und des Priesters Hand ergreifend, zwang sie auch ihn, sich aufzurichten, während sie freudig ausrief:

„Seht, seht, dort hinter dem Hügel Bruno, der uns ruft! Da sind sie! Da sind sie!

Der Brauer schien zu erwachen und sah das Mädchen fragend an:

„Rasch, rasch," sagte sie zu ihm, „Bruno ruft: seine Mutter kommt."

Bei dieser Nachricht zitterte der Brauer vor Schrecken; sie mußte ihn jedoch sehr freudig berühren, denn ein freundliches Lächeln erhellte sein Gesicht. Er sprang auf und folgte dem Priester und dem Mädchen.

Als sie die Höhe über dem Hügel erreicht hatten, sahen sie Bruno in der Ferne aus allen Kräften voraneilen und sich kurz darauf an den Hals einer Frau werfen, die in Gesellschaft eines alten Mannes des Weges kam.

„Seine Mutter! Seine Mutter!“ rief Genoveva, als sie in vollem Laufe den Hügel hinabeilte.

Sie schlang den Arm um den Hals der gerührten Frau und jauchzte vor Freude.

Bruno konnte nicht sprechen. Er betrachtete seine Mutter in seliger Freude und netzte ihre Brust mit heißen Thränen.

Endlich wurde seine Stimme frei, er hob Arme und Augen zum Himmel empor und rief begeistert:

„Dank, Dank, o Gott, daß Du mir wenigstens meine Mutter gelassen. Dein Name sei gepriesen für diese Wohlthat!“

Eine neue Umarmung seiner Mutter unterbrach sein Gebet.

„Bruno, Bruno,“ sprach die Frau. „Ach, unser Loos ist bitter; ich habe gelitten, wie vielleicht noch niemand gelitten. Und doch bin ich jetzt so glücklich. Ach, Du warst schon in den Armen des Todes, Dein Name stand schon auf der furchtbaren Opferliste . . . . und Deine Mutter findet Dich wieder, lebendig und frei!“

Sie wandte sich an Genoveva und ergriff ihre beiden Hände, indem sie mit inniger Dankbarkeit ausrief:

„Veva, wunderbares Mädchen, Dir danken wir dies Glück. Was meinen blutigen Thränen nicht gelang, das hat Deine Klugheit, Dein Muth gethan. Gott segne

Dich mit all' seiner Gnade; mögest Du auf Erden Friede und Belohnung finden!"

Der Pastor und der Brauer näherten sich in diesem Augenblicke Bruno und seiner Mutter. Der Erste drückte der Frau und dem Jüngling die Hand; der Leztere betrachtete das Schauspiel der allgemeinen Freude mit theilnehmendem Blicke und beugte das Haupt, als ergriffe ihn ein Gefühl der Scham. Die Rührung, die er auf aller Gesichte glänzen sah, machte ihm noch fühlbarer, daß sein Sohn an allem Schuld war, was diese Leute gelitten, und obwohl er vielleicht mehr als die andern sich der Ankunft von Brunos Mutter freute, zerriß ihm doch der Anblick der Liebe des Jünglings das Herz. Sie hatte doch einen Sohn, der sie liebte und ihr Leiden durch treue Anhänglichkeit belohnte! ...

Alle wandten sich nun nach dem Lagerplatz. Bruno hatte den Kopf unter dem Hute noch mit einem leichten Verbande versehen; aber seine Wunde mußte ihn wenig mehr schmerzen, denn auf seinem Gesichte glänzte die hellste Freude und all' seine Bewegungen waren frei und kräftig. Er ging neben seiner Mutter und hielt eine von ihren Händen in der seinen.

Der Pastor schritt neben dem Knecht einher. Dieser antwortete auf eine Frage des Priesters:

„O mein Geschäft war nicht schwierig. Es sind keine Sanskülotten mehr in Herenthals. Ich habe Brunos Mutter gefunden, wo Genoveva mir sagte, daß sie sich befinde. Nach unsrem Einfall hat man allerdings die barmherzigen Schwestern des Einverständnisses beschuldigt; da jedoch Schwester Kaet verschwunden war, konnte der Verrath mit großem Scheine von Wahrheit ihr allein zur Last gelegt werden. So geschah es auch; der General war aufs Höchste empört; es hatte jedoch dabei sein Bewenden."

Der Knecht trat noch näher an den Priester heran,

um nicht von dem Brauer gehört zu werden und sagte leise:

„Simon-Brutus ließ ganz Herenthal durchsuchen, ob er niemand von den Unsrigen fände. Ihr könnet Euch wohl denken, welches Loos dieser furchtbare Tyrann denjenigen aufgespart, die er gefunden. Aber Gottes Hand griff wunderbar ein . . . . Daß ich nicht früher zu Euch stieß, darf Euch nicht wundern. Unterwegs haben wir von ferne eine fliegende Colonne gesehen und mußten einen zweistündigen Umweg durch Wald und Gebüsch machen.“

Der Knecht wechselte noch einige Worte mit dem alten Priester, bis sie alle den Platz erreichten, wo die Bewohner von Waldeghem ihr Lager aufgeschlagen. Bruno ließ seine Mutter am Rande des Feldes niedersitzen und begann mit ihr, mit Genoveva und mit Jan ein leises, aber rührendes Gespräch, das nur dann und wann von den sichtbaren Zeichen der Liebe und Dankbarkeit unterbrochen wurde.

Als sie so einige Zeit in vollem Selbstvergessen die Freude des unverhofften Wiedersehens genossen, kam ein Mann in vollem Trab zu Pferde über das Feld geritten und hielt vor Bruno an, während er ihm zurief:

„Kapitän, die Spionen sind zurück; Alles ist in Ordnung, augenblicklich werdet Ihr die Trommel schlagen hören. Auf dies Zeichen sollt Ihr Eure Leute aus dem Walde führen und auf dem großen Wege aufstellen. Der General läßt Euch sagen, Ihr habt mit Euren Leuten die Vorhut einzunehmen!“

Der Reiter gab seinem Pferde die Sporen und verschwand wie ein Pfeil in dem Eichenwald.

In aller Eile nahm Bruno Abschied von seiner Mutter und von Genoveva; er gab dem Knecht noch einige Aufträge und lief zu seinen Leuten, die noch immer dabei waren, sich unter Karels Befehl, im Waffenhandwerke zu üben.

Die Frauen brachen auf und wurden von Jan durch das Gebüsch weggeführt.

Auf Brunos Gesicht leuchtete Freude, Muth und Begeisterung. Und sobald seine Leute ihn bemerkten und in seinen Augen die Hoffnung auf guten Erfolg lasen, begrüßten sie seine Ankunft mit freudigem Jauchzen.

Er näherte sich Karel, drückte ihm die Hand und sagte:

„O, guter Freund, meine Mutter ist zurück. Nun pocht das Herz mir wieder frei; das Blut strömt mir so warm durch die Adern! Wir gehen in den Kampf: der Feind soll wissen, daß Bruno glücklich ist! . . . . . Meine Leute sollen sich um mich schaaren."

Karel lief mit den Zeichen außerordentlicher Freude vor die lange Reihe seiner Kameraden und rief:

„Freunde, jetzt ist es Zeit! Wir ziehen ab, wir eilen in den Kampf und die Sanskülotten mögen mal wieder unsre Kugeln kosten. Sammelt Euch um den Kapitän, er wird Euch die freudige Nachricht selbst mittheilen."

Als Bruno sich von einer dichtgeschlossenen Reihe umringt sah, sprach er mit tiefbewegter Stimme:

„Brüder, die Trommel wird ehestens das Zeichen zum Abzug geben. Wir werden die Stadt bestürmen und mit Gottes Hülfe die Sanskülotten herausjagen. Von diesem Angriff hängt das Schicksal des Vaterlandes ab. Der General hat uns die Vorhut gegeben und dadurch gezeigt, welches Vertrauen er in unsern Muth setzt. Er soll sich nicht in uns täuschen! Kameraden, bisher haben wir ohne Hoffnung gekämpft; wir haben dem unfehlbaren Tod als dem einzigen Ziel unsrer Unternehmung muthig ins Auge geschaut. Nun hat der Himmel sich vor uns aufgeklärt: wir sind unsrer Fünftausend, wir haben gute Waffen und sind mit allem versehen. Haben wir unser Blut freudig für Glauben und Vaterland vergossen, als die Aussicht noch dunkel und schrecklich war, wie muß uns jetzt der Busen schwellen, da wir die Befreiung des

Vaterlandes wie einen Stern vor unsern Augen leuchten sehen, und wir uns mächtig genug fühlen, fremde Tyrannen zu zerschmettern? Seid muthig, Brüder; versteht die heilige Sendung, die uns Gott auferlegt und wenn es möglich, seid noch muthiger, noch ausdauernder im Kampfe. Richtet Eure Augen auf mich: ich werde Euch zeigen, wo Eure Kugeln und Eure Bayonnetten Befriedigung finden. Das rothe Kreuz, das Fähnchen von Waldeghem zeige dem ganzen Heere immer den Platz, wo der Feind Blut in Strömen vergießt . . . . !"

Aus der Ferne hörte man nun einige Trommeln.

„Hah!" rief Karel aus dem Löwen, „ich höre die Violine, die Hochzeit wird beginnen!"

Bruno unterbrach seine Rede und rief, indem er sein Schwert in die Höhe hielt:

„Jeder in sein Glied! . . . . Marsch. Vorwärts, für Gott und Vaterland!"

„Für Gott und Vaterland!" jauchzten seine Leute in hellem Ton, während sie aus einander traten um sich in Reih und Glied zu stellen.

Aus allen Theilen des Waldes antworteten die verschiedenen Truppencorps auf diesen Kriegsruf. „Für Gott und Vaterland!" erklang es in donnerndem Jubel durchs ganze Lager.

Bruno führte seine Leute auf den Weg, welcher Platz ihm durch einen Offizier zu Pferd angewiesen worden. Die andern Fähnlein stellten sich gleichfalls in einer gewissen Ordnung hinter den Männern aus Waldeghem auf. Die Reiterei befand sich ungefähr in der Mitte der Armee.

Als alle aus dem Walde auf den Weg heraus marschirt, kam General de Roumiroir mit den Stabsoffizieren hinter Brunos Corps zu stehen, wo sich bereits einige Tambours und Trompeter versammelt hatten. Er befahl ungefähr zwanzig Reitern, die er hatte rufen lassen, zwei-

hundert Schritte vorauszureiten, um die Truppen vor einem Ueberfall zu schützen.

Das Zeichen zum Abzug wurde gegeben; die Trommeln wurden gerührt, die Trompeten geblasen; und die Truppen zogen vorwärts.

Augenblicklich erhob sich aus allen Reihen ein ermuthigender Gesang; man jauchzte, man rief, man schrie, man jubelte. Das Geschmetter der Trompeten und der Lärm der Trommeln wurden oft, so stark beides auch war, von dem Brausen der mächtigen Stimmen übertönt. Diese Menschenwolke glich weit eher Leuten, die zur Kirchweih gingen, als Kriegern, die auf dem Schlachtfeld Sieg oder Tod suchten.

Einen Augenblick ließ der Feldherr diesem Jauchzen der Hoffnung und Kampfeslust freien Lauf. Bald aber sandte er einige Offiziere auf den Weg zurück, um überall die größte Stille zu gebieten; er befahl sogar, daß die Trompeten und Trommeln verstummen.

Der Lärm hörte nach und nach auf, bis die Offiziere die Nachhut des Corps erreicht hatten. Man hörte nichts mehr, als die Tritte der Truppen auf dem Boden; alles wurde still.

So schritt man ungefähr eine halbe Stunde fort.

Plötzlich hielt die Reiterabtheilung, welche dem Heere voranritt, an. Der General bemerkte es und richtete sein Auge überrascht nach jener Seite.

Einer der Reiter kam in vollem Trabe zurückgesprengt. Als er bei dem General hielt, sagte er:

„General, dort unten ist eine große Ebene. In der Ferne sehen wir viele Feuer rauchen und Soldaten durch einander wimmeln. Es ist auch Reiterei dabei; ohne Zweifel ist es eine fliegende Colonne. Vielleicht sind ihrer sogar mehre: die Soldaten bedecken wenigstens zwei Morgen Land.“

Der Feldherr gab Bruno ein Zeichen, daß er seine

Leute halten lassen sollte. Die Fähnlein schloßen sich enger an einander an, hielten jedoch gleichfalls still.

Indessen ritt der General mit einigen seiner Stabsoffiziere und den Reitern voran, um mit eigenen Augen die Armee des Feindes zu besichtigen.

Karel aus dem Löwen rieb sich die Hände und murmelte freudig, während er vor seinen Kameraden auf und ab lief:

„Freunde, ich rieche Pulver; sie sind da. Wir stehen voran: wir werden den Tanz beginnen. Zehn Sanskülotten sind nicht zu viel für mich und wenn jeder so viel nimmt, so werden wir bald die Oberhand haben . . .“

Der Feldherr stand am Ende der Ebene und sah mit einem Fernrohr nach dem Feind.

„Es ist eine Colonne mobile,“ sagte er zu den Offizieren, die ihm gefolgt waren, „ohne Zweifel dieselbe, welche Herenthals in Brand gesteckt hat, denn ich sehe Jäger zu Pferd dabei und Kanonen . . . Sollten wir an dieser Colonne vorbei zu kommen suchen oder sollte es vortheilhafter sein, ihr eine Schlacht zu liefern?“

„Ich glaube, General,“ antwortete einer der Offiziere, „daß wir diese Gelegenheit wahrnehmen müssen; wir sind stärker als sie; wir kämpfen zum ersten Male im offenen Felde, und ist der Sieg unser, wie zu hoffen steht, so werden unsere Leute aus diesem Siege unendlichen Muth schöpfen. Dann erst werden sie Soldaten geworden sein im vollen Sinne des Wortes. Es ist eine unverkennbare Gunst des Himmels, daß wir auf unsrem Wege die Colonne mobile finden, die zu Herenthal die schändlichsten Missethaten begangen. Gott selbst liefert die Henker unserer Rache aus.“

„Und was ist Ihre Meinung?“ fragte der General die übrigen Offiziere, „dem Feind ausweichen oder ihn angreifen?“

„Angreifen! Eine Schlacht liefern!“ antworteten alle freudig.

Tromellärm erklang aus der Ferne.

Der General nahm wieder das Fernrohr an die Augen und sagte unmittelbar darauf zu seinen Leuten, indem er sein Pferd umwandte und in den Weg zurückritt:

„Kommt, rasch! Der Feind muß uns bemerkt haben; seine Corps eilen zu den Waffen. Gehen Sie zu allen Fahnen des Lagers, sagen Sie unsern Leuten, daß es in den Kampf geht: . . . Befehlen Sie Stille, Ruhe und Gehorsam.“

Die Offiziere gaben ihren Pferden den Sporn und eilten zu den verschiedenen Corps, um ihnen den Befehl des Generals zu überbringen: aber obgleich die tiefste Stille befohlen war, kaum hatten einige Fähnlein die frohe Botschaft vernommen, als sich ein donnerndes Siegesgeschrei erhob. Das ganze Heer begann zu singen und zu jauchzen; man drückte einander die Hand, die einzelnen Abtheilungen riefen sich ermuthigende Worte zu, — bis endlich das Gejubel eine verständlichere Form annahm und sich zu einem einzigen Rufe verschmolz:

„Vorwärts, vorwärts, für Gott und Vaterland!“

Ein zorniger Ausdruck verdüsterte das Gesicht des Feldherrns, als er seine Befehle mißachtet sah; er schüttelte jedoch bald den Kopf und lachte, als ob das Jauchzen der Kampflust und Unverzagtheit, das aus der Mitte seiner begeisterten Leute sich erhob, ihn über ihre Zuchtlosigkeit tröstete.

Er trat zu Bruno und sagte in tief ergriffenem Tone:

„Kapitän, wir werden eine Schlacht in offenem Felde liefern. Wenn ich Euch die Vorhut anvertraute, so baute ich dabei auf Euren Muth. Eure Leute werden die ersten Kugeln der Feinde treffen. Wenn Ihr zau-

dert oder weicht, so ist alles verloren; von Euch hängt der Sieg ab . . . Also thut Eure Pflicht!"

Bruno stand sprachlos mit glühenden Blicken da; er athmete tief auf, während er mit fieberhafter Ungeduld das Schwert in der Hand hielt und mit den Füßen stampfte, als sehnte er sich nach dem Befehl des Abmarsches. Karel aus dem Löwen, selbst ein muthiger junger Mann, sah Bruno bewundernd an.

Der junge Capitän antwortete mit düsterem Tone auf des Generals Befehl:

„Wohlan, lassen Sie uns gehen. Der Boden brennt mir unter den Füßen . . . Verlieren Sie das rothe Kreuz nicht aus Ihren Augen, General. Wo Sie es sehen, da fließt das Blut in Strömen!"

Auf Befehl des Feldherrn gaben Trommeln und Hörner das Zeichen zum Abzug.

Ein neues Jauchzen des ganzen Heeres begrüßte dieses fröhliche Zeichen.

Die Franzosen hatten diesen lauten Lärm schon von Anfang an gehört. Auch sie waren froh, daß sie unterwegs unerwartet den Feind antrafen und hatten sich in aller Eile streitfertig gemacht.

Die beiden Heere waren nicht mehr fern von einander ... Beide zogen in großer Schlachtordnung einander entgegen und obschon eine Kanonenkugel oder ein Gewehrschuß die vorderen Reihen des Feindes hätte erreichen können, wurde doch kein einziger Schuß abgefeuert.

Das kriegerische Jauchzen der Patrioten hatte gleichfalls aufgehört; eine Todtenstille, der Vorbote eines nahen Kampfes herrschte über der Fläche.

Plötzlich öffnete sich die Mitte des französischen Heeres und zeigte vier Kanonen, die zugleich losbrachen und einen Hagel von Kugeln unter die überraschten Patrioten schoßen. Von Brunos Abtheilung fielen wohl

zwanzig Mann, nicht geringer war die Zerstörung unter einigen andern Fahnen.

Die Bauern blieben stehen und schienen zu zaudern; unmittelbar darauf löften die Kanonen zum zweiten Male ihre mörderische Ladung.

Ein Schrotstück hatte das Pferd des Feldherrn niedergeschmettert; er war stark verwundet und ganz betäubt.

Dieser Augenblick war entscheidend; noch einige Minuten und die dritte Kanonensalve hätte das ganze Heer der Bauern in Verwirrung gebracht.

„Bruno, Bruno!“ rief Karel aus dem Löwen.

Der Kapitän verstand den furchtbaren Nothschrei seines Freundes. Er eilte vor seine Leute, hob das Schwert in die Höhe und rief mit mächtiger Stimme:

„Fällt das Bayonnett! Vorwärts! Vorwärts! Für Gott und Vaterland!“

Das gleiche Kampfgeschrei stieg aus dem ganzen Heere der Patrioten auf; alle Fahnen stürzten vor und warfen sich wie ein rauschender Strom gegen die Schlachtordnung des Feindes.

Bald hörte man weder Kanonen, noch Gewehre; das Bayonnet und das Schwert thaten allein ihr blutig Werk. Es war eine furchtbare Verwirrung, in welcher Jeder sein Schlachtopfer zu finden suchte oder selbst niedergehauen wurde, im Augenblick, da er seinem Feinde den tödtlichen Streich beibrachte.

Das rothe Kreuz war tiefer in die Schaaren der Franzosen gedrungen. Die Leute von Waldeghem fochten wie die Löwen und wie sehr sie auch von allen Seiten umschlossen waren, sie blieben unerschütterlich und fällten alles rings umher nieder.

Mit schmerzlicher Wuth bemerkte der französische General, daß er sich über die Macht des Feindes getäuscht und hier vielleicht eine schreckliche Niederlage erleiden werde. Ehe er jedoch den Rückzng beschloß, sam-

melte er hinter dem Lager eine starke Abtheilung Reiterei, und alles Fußvolk, was er noch auftreiben konnte. Dann stellte er sich an die Spitze und eilte im Sturme voraus, um noch einmal zu versuchen, ob die Schlachtordnung der Bauern nicht durchbrochen werden könnte.

Bruno, welcher aus der Ferne den französischen General angeritten kommen sah, rief seinen Leuten zu: „Vorwärts! Vorwärts! Uns gehört der General der Sanskülotten!"

Die Franzosen konnten dem Angriff der Waldeghem'schen Truppen nicht Widerstand leisten; ihre vorderste Abtheilung wurde zurückgeworfen und der General, der mit einigen Reitern vom Heere getrennt war, mußte unfehlbar in Brunos Hände fallen. Schon hatten die Bauern den Zaum seines Pferdes in der Hand und riefen, er solle sich ergeben.

Aber im selben Augenblick kam eine neue Reiterschaar mit unwiderstehlicher Gewalt dem Feldherrn zu Hülfe geeilt.

Eine einzige mächtige Stimme beherrschte den Lärm und feuerte den Muth der Reiter an, indem sie die Befreiung des Feldherrn als das Ziel ihres Heldenmuthes bezeichnete.

„O Simon-Brutus!" rief Bruno mit rachgierigem Tone. „Dich muß ich haben; Du sollst sterben, Bösewicht!"

Der Jüngling eilte mit aufgehobenem Schwert auf seinen Feind los; — aber das Bäumen der Pferde, das Durcheinanderwühlen der Streitenden ließ ihn nicht zu Simon-Brutus gelangen.

Welche Anstrengungen die Waldeghem'sche Schaar auch machte, wie wild sie auch gegen die Reiterei losstürmte, der General wurde befreit und kam aus dem Bereich der Gefahr.

Die Reiter hatten nach der Befreiung ihres Feld-

herrn ihre Pferde umgewandt und waren hinter das Schlachtfeld geflüchtet.

Bruno suchte seinen Feind aufzuspüren, aber vergeblich. Er war inmitten der Reiterschaar verschwunden.

In diesem Augenblick gab der General allen seinen Corps Befehl zum Rückzug.

In ziemlicher Ordnung wichen die Soldaten kämpfend in den Wald zurück und verschwanden nach und nach hinter dem dichten Gebüsch.

Die Bauern verfolgten sie einige Zeit und schoßen auch viele nieder; auf den Ruf der Trommeln und Trompeten, die man vom Hauptcorps her vernahm, kehrten die Meisten auf das Schlachtfeld zurück, das, obgleich mit Todten und Verwundeten besäet, auf allen Seiten von dem triumphirenden Jauchzen der Patrioten ertönte.

Alle waren mit Staub und Blut bedeckt; der Kampfschweiß floß von den glühenden Gesichtern . . . Und doch umarmte man einander, verkündigte sich die Befreiung des Vaterlandes, man sang und tanzte vor Begeisterung und Freude.

Der General de Roumiroir, der von seinem Falle sich wieder etwas erholt, hatte ein anderes Pferd bestiegen.

Obgleich es ihm leicht gewesen, durch eine Verfolgung des Feindes im Walde diesem einen noch weit größeren Verlust beizubringen, hielt er es doch für höchst unvorsichtig, das Heer in solcher Unordnung sich selbst zu überlassen und vielleicht den beabsichtigten Angriff auf die Stadt Diest unmöglich zu machen.

Deßhalb ließ er nun zum Appell blasen und befahl jedem sich unter seine Fahne zu stellen.

Sobald dieser Befehl vollzogen war, ließ er einige Corps unter den Waffen bleiben, während er die Andern auf das Schlachtfeld sandte, um die Verwundeten aufzusuchen und zu den Wagen zu tragen.

Er kündigte zugleich an, daß man nicht länger mehr, als eine halbe Stunde hier verweilen werde.

Der größte Theil des Heeres hatte sich über das Schlachtfeld verbreitet, überall sah man Verwundete wegtragen oder verbinden und Todte mit großer Eile begraben. — Der Feldherr de Roumiroir und seine Stabsoffiziere ritten zwischen den Soldaten umher und beeiferten sich, die Arbeit zu fördern.

Endlich war alles so gut, als möglich geschehen; das Heer stand wieder auf dem Wege, und das rothe Kreuz des Waldeghemschen Corps war nach Diest gerichtet.

Die Tambours und Trompeter ließen ihre kriegerischen Instrumente ertönen und das Heer marschirte singend und jubelnd vorwärts.

Nichts störte den begeisterten Zug. Das Heer bekam endlich die Stadt Diest mit ihren Thürmen und Wällen zu Gesichte, ohne einen einzigen Feind begegnet zu haben.

Der Feldherr erwartete von Seiten der Besatzung der Stadt eine hartnäckige Vertheidigung. Deßhalb versammelte er, ohne das Heer anhalten zu lassen, die ersten Offiziere um sich, feuerte ihren Muth mit kräftigen Worten an und theilte ihnen alles mit, was sie zu einem klugen Verfahren zu wissen brauchten.

Alle diese Vorsicht war jedoch überflüssig. Ein besonderer Zufall hatte die Stadt Diest von ihrer Besatzung entblößt. Am Tage zuvor war in der Gemeinde Herk, unfern von Diest, der Freiheitsbaum von den Einwohnern umgerissen worden und man hatte ein vorüberziehendes französisches Corps beinahe ganz niedergemetzelt. Der Befehlshaber von Diest war, keine Gefahr ahnend, mit der Besatzung nach Herk gezogen, um ein Exempel zu statuiren. Nur hundert Leute hatte er in der Festung gelassen.

Als man von den Wällen der Stadt das Heer der Patrioten nahen sah, hatten die Franzosen beschlossen,

das Antwerpener Thor, das bedroht schien, bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Sie hatten Boten zu Pferde nach Herk gesandt, und hofften, daß der Commandant noch zur Zeit mit Hülfstruppen eintreffen werde. Sie stellten sich vor dem Thore selbst auf und erwarteten unerschrocken den Feind.

Es wunderte den General de Roumiroir sehr, daß er die Wälle von Kriegsvolk entblößt sah und keine Truppen im offenen Felde fand, obschon er bis auf drei Gewehrschüsse sich der Stadt genähert hatte.

Da er einen Hinterhalt befürchtete, sandte er Bruno mit seinen Kameraden voraus, um scharmützelnd gegen die Wache am Thore zu ziehen und die Besatzung so ins offene Feld zu locken.

Die rothe Kreuzfahne wehte; das Waldeghemsche Corps zog nach der Stadt. Unterwegs wechselten sie einige Gewehrschüsse mit dem Feinde.

Das Feuer der Franzosen schien so schwach, Bruno war noch so sehr von der Freude über den errungenen Sieg begeistert, daß er plötzlich seine mächtige Stimme erhob und rief:

„Fällt das Bayonnett! Für Gott und Vaterland! Vorwärts!"

Das Gefecht vor dem Thore dauerte nicht lange. Bei dem ersten Angriff wurden die Soldaten der Wache unwiderstehlich nach dem Thore gedrängt, und warfen sich in die nebenstehenden Häuser, aus welchen sie noch einige Kugeln auf den Feind abschossen.

Auf den Ruf Karels aus dem Löwen, liefen alle Männer von Waldeghem auf die Wälle und begannen dort ihre Hüte zu schwenken und durch ein lautes Geschrei den Sieg zu verkünden.

Dieser Anblick weckte ein mächtiges Echo der harrenden Schaaren.

„Vorwärts! vorwärts!" ertönte es allerwärts.

Der General ließ die Trommel schlagen und gab

das verlangte Zeichen; aber die Begeisterung war zu groß: statt in Ordnung vorwärts zu marschiren, strömte das ganze Heer wie eine rauschende Fluth jauchzend und jubelnd in die Festung.

XI.

Obgleich die Patrioten gegen ihre Erwartung die Stadt Diest von allem Vorrath entblößt gefunden, beschlossen sie dennoch, sie zum Mittelpunkt ihrer weiteren Kriegsoperationen zu machen und sie standhaft gegen die Angriffe der Franzosen zu vertheidigen.

Schon einige Tage zuvor hatte man in Brüssel die rasche und drohende Vermehrung des Bauernheeres vernommen. Der General Colaud sandte Befehle nach allen Gegenden des Landes, ja selbst nach Paris, um in aller Eile zahlreiche Hülfstruppen zu erhalten.

In offenen Briefen und Ankündigungen sprach man zwar, wie gewöhnlich, noch mit höhnischem Mitleid von den feigen Haufen der fanatischen Brigands, aber innerlich war man nicht so ruhig.

Das Feuer konnte sich über ganz Belgien verbreiten und selbst die Städte zum Aufstand bringen; die Mächte und die französischen Deserteure konnten diese Gelegenheit benutzen, Frankreich auf unserm Boden anzufallen. Kaum hatte man im Westen den Aufstand der Vendée in Blutströmen ertränkt, als im Norden die Königlich Gesinnten all' ihre Macht zu sammeln schienen, um einen neuen und nicht minder heftigen Kampf zu beginnen. Deßhalb

mußte nach der Stellung, die die französische Republik nun einmal einnahm, eine ungeheure Macht zusammengezogen werden, um durch einen einzigen Schlag des Aufstandes durch die unwiderstehliche Gewalt der Masse Herr zu werden.

Die Patrioten sahen schon am andern Tag nach ihrem Einzug in Diest fliegende Colonnen von verschiedenen Seiten der Stadt nahen, und sich in ziemlichem Abstand in besondern Lagern niederlassen, mit der deutlichen Absicht, die Stadt zu umringen und von dem übrigen Lande abzuschneiden.

Vorerst unternahmen die Franzosen noch nichts gegen die Festung; sie verhielten sich ruhig in ihren Lagerplätzen und schienen ganz unthätig bleiben zu wollen. Indessen fingen sie alle Zufuhr von Mund- und Kriegsvorrath auf und verfolgten oder zerstreuten die kleinen Corps, welche nach Diest den Bauern zu Hülfe ziehen wollten.

Wenn jedoch ein angekündigter Wagenzug mit Vorrath oder eine ansehnliche Hülfstruppe sich in der Ferne zeigte, zog ein Theil des Heeres der Patrioten aus der Stadt und bahnte sich mit Gewalt einen Weg durch die fliegenden Colonnen, um den Vorrath oder die Hülfstruppen in die Festung zu geleiten.

In diesen kleinen Gefechten, die sowohl von Seiten der Belgen, als der Franzosen keinen entscheidenden Erfolg hatten, verlor man viel Volks ohne merklichen Nutzen.

Der General de Roumiroir sah wohl ein, daß es vielleicht vortheilhafter gewesen, mit seinem ganzen Heere in das Feld zu ziehen, um die fliegenden Colonnen anzugreifen, ehe große Verstärkung zu ihnen stieße; aber mehr als ein Grund ließ ihn das Gegentheil beschließen.

Er wollte die Stadt Diest behaupten, wie große Opfer sie ihm auch kosten möchte. Er zweifelte nicht, daß der Besitz dieser Festung eine lebhafte Begeisterung hervorrufen und eine große Masse Leute ermuthigen werde, die Waffen gegen die Franzosen zu ergreifen; er

hoffte ferner, daß die Nachricht von seinem Siege und seiner Besitzergreifung einer Festung die zerstreuten Flüchtlinge unter seinem Befehle sammeln werde. Auch erschien ihm die Haltung der Franzosen unbegreiflich: er glaubte, der Feind wolle ihn mit seinen Truppen aufs offne Feld herauslocken und dann mit ganzer Macht in die Stadt dringen.

Was auch seine Offiziere sagten, wie sehr seine Leute auch murrten, der General blieb bei seinem ersten Entschluß. Man machte einige kleine Ausfälle; aber da die Belgen und Franzosen gleichsam ein ernstlich Gefecht zu vermeiden schienen, blieb es auch meist bei kleinen Scharmützeln ohne viel Belang.

Bruno hatte die ganze Nacht als Kapitän mit der Hälfte seiner Leute an einem der Thore Wache gehalten. Die andere Hälfte mußte an einem Ausfall Theil nehmen, der Morgens gethan werden sollte; da der Kapitän jedoch zu sehr ermüdet war, hatte man den Befehl über dieses halbe Fähnlein Karel aus dem Löwen übertragen.

Bruno hatte sich nach der Ablösung in sein Quartier begeben und sich in einen Lehnstuhl gesetzt, um auszuruhen.

Er lag in dem Zimmer einer vornehmen Bürgerwohnung mit dem Kopfe auf dem Tische, und schien zu schlummern.

Unfern von ihm an dem Tische saßen seine Mutter und Genoveva, leise mit einander flüsternd. Man konnte an den Geberden und in dem Gesichte der beiden Frauen sehen, daß Freude und Hoffnung ihr Herz erfüllte.

Sie warfen bisweilen einen liebevollen Blick auf Bruno, doch störten sie seine Ruhe nicht.

Neben ihnen saß der alte Pastor von Waldeghem und las still in einem Gebetbuche.

Jan, der Knecht, stand am andern Ende des Zimmers und reinigte das Schwert und die Pistolen seines Herrn.

Obgleich die Frauen vernehmlich sprachen und der Knecht leise ein Liedchen pfiff, unterbrachen diese Töne doch die Stille nicht.

Plötzlich vernahm man ein sonderbares Geräusch an der Thüre. Alle erschraken heftig und Bruno sprang auf . . . .

Die Thüre öffnete sich: der alte Brauer, Simons Vater, stürzte in das Zimmer und fiel jammernd vor Brunos Füße. Thränen stürzten dem Greise über die Wangen, er erhob die Hände bittend zu Bruno und wollte sprechen. Alles jedoch, was er sagen konnte, war das Wort: „Hülfe! Hülfe!"

Der junge Mann, über die Haltung des Brauers erstaunt und tief gerührt von dem Anblick seines Schmerzes, hob ihn vom Boden auf und fragte, indem er ihn tröstend an der Hand nahm:

„Armer Freund Meulemans, welch' schrecklich Unglück hat Euch betroffen, daß Ihr so jammert?"

„O Bruno," rief der Brauer, „Ihr allein könnt mir helfen, mich retten. Aber Ihr werdet meine Bitte zurückweisen, nicht wahr? Er hat Euch so viel Schlimmes gethan . . . ."

„Was wollt Ihr sagen? O Himmel, von wem sprecht Ihr?" rief Bruno mit banger Ahnung.

„Mein Sohn," fuhr der Brauer fort, „mein Sohn ist gefangen: Karel hat ihn in die Stadt gebracht. Der General hat ihn zum Tode verurtheilt. Nur noch zwei Stunden und die Kugel zerschmettert ihm den Kopf. . . . O Gnade, Gnade für das einzige Kind, das mir Gott gab!"

Bruno erbebte und trat einen Schritt zurück. Auf

seinem Gesichte erschien ein freudiges Lächeln, das das Herz des Brauers durchbohrte und ihm einen schmerzlichen Schrei entriß.

Jan, der Knecht, der inzwischen näher getreten war, lachte gleichfalls und sagte jauchzend:

„Endlich die Schlange gefangen! man wird ihr den Kopf zertreten; sie soll nicht mehr beißen . . . .“

Die andern Personen, welche sich im Zimmer befanden, waren gleichfalls aufgestanden und blickten erschrocken auf dies traurige Schauspiel.

„Ach, Bruno,“ flehte der Brauer wieder. „Ach, Vergebung, Gnade, vergeßt, was er Euch gethan.“

„Aber was begehrt Ihr denn von mir?“ fragte Bruno in trotzigem Tone.

„Ein einzig Wort, ein einzig gutes Wort,“ antwortete der Brauer; „Karel verlangt Simons Tod; er ist unerbittlich, wie ein Mensch ohne Herz! Der General hat meinen unglücklichen Sohn zum Tode durch die Kugel verurtheilt. Ihr allein auf Erden könnt ihn retten. Und, Bruno, seht, wie sehr ich auf Euer gutes Herz vertraue, Euch hat er am meisten gehaßt und verfolgt und doch liegt sein armer Vater zu Euren Füßen und fleht Euch um seine Befreiung an; seid barmherzig, o, weis't meine Bitte nicht ab!“

„Wie?“ rief Bruno mit einer Art von Abscheu. „Ihr verlangt von mir: ich solle Simon-Brutus, diesen abscheulichen Tyrannen, diesen feigen Mörder befreien? ich soll das Leben eines Scheusals retten, das sein Vaterland verrathen und das Blut seiner Brüder mit roher Freude vergossen? Nie könnt Ihr, Baes Meulemans, auf eine solche Schwachheit und auf eine solche Feigheit zählen.“

„Ach, ich bin sein Vater!“ rief der Brauer in jammervollem Tone. „Mein Blut soll fließen?“

Dieser Schrei, der wie ein Schwert durchs Herz schnitt, ergriff Bruno gewaltig; zwei Thränen rollten

ihm über die Wangen, während er mit bewegter Stimme sagte:

„Armer Freund, Euer Kummer entlockt mir Thränen, aber das Schicksal zwingt mich unerbittlich zu bleiben. Ich kann für Simon-Brutus keinen Schritt thun; im Gegentheil, könnte ein Wort von mir seinen Tod beschleunigen, ich würde es sprechen, ich müßte es sprechen.“

Der unglückliche Mann wandte sich um und schleppte sich mit erhobenen Händen zu Brunos Mutter hin.

„O, Ihr seid Mutter?“ rief er, „Ihr habt mir gesagt, was Ihr zu Herenthals gelitten, als Euer Sohn verurtheilt war. Ich habe geweint bei Eurer Erzählung; denn ich fühlte, welch' furchtbares Schwert Euer Herz durchbohrt. Ach, ich leide die gleiche Marterpein; ich vergehe in dieser Todesangst. O bei der Erinnerung an jenes Leiden, helft, helft!“

Der Priester war bereits zu Bruno getreten und suchte ihn durch väterliche Worte zur Barmherzigkeit zu bewegen; aber der Jüngling hatte unverwandt den Blick zu Boden gerichtet und antwortete auf alle Bitten mit einem unerschütterlichen:

„Es kann nicht sein, es darf nicht sein!“

Die Mutter und Genoveva, von dem Schmerze des Brauers aufs Tiefste ergriffen, hatten sich gleichfalls Bruno genähert.

Seine Mutter ergriff seine Hand und sprach mit Thränen im Auge:

„Mein Sohn, in Herenthal hat Deine Mutter auch Deinen nahen Tod beweint. Solchen Schmerz, solche Verzweiflung, solch' unsäglich Leiden kann ein Christ selbst den Feinden seines Vaterlandes nicht wünschen. Baes Meulemans ist unser Freund; befreie ihn von seiner Todesangst. Hat Simon uns gekränkt, um so viel schöner ist Dein Vergeben in Gottes Augen. O, ich bitte Dich, lausche nicht auf die Stimme der Rache; be-

freie Deinen Feind, wenn es möglich ist. Ich werde Dich für diese That segnen: sie ist der höchste Beweis Deiner Herzensgüte!"

„Es kann nicht sein, Mutter," seufzte Bruno mit dem Tone des festgefaßten Entschlusses.

„Nein, nein, keine Gnade! Es kann nicht sein," wiederholte der Knecht zu Aller Erstaunen.

„Gott, Gott, sind Eure Herzen alle von Stein?" jammerte der Brauer, „daß Ihr so unbarmherzig gegen mein Elend seid?"

Genoveva, die bisher geschwiegen und zitternd dagestanden, näherte sich nun dem jungen Manne und sagte:

„Bruno, ich kenne Dich nicht mehr. Auch ich hätte vielleicht seinen Tod gewünscht, als er noch in der vollen Macht seiner Bosheit, uns mit neuem Jammer bedrohen konnte; nun er aber überwunden ist, nun er Niemand mehr kränken kann? O folge dem Vorbild der scheußlichen Sanskülotten nicht. Lasse die Bruderliebe stärker in Dir sein, als den Haß. Willst Du nichts thun für Simon, so thue es wenigstens für seinen unglücklichen Vater. Bruno, lieber Bruno, gib meiner Stimme Gehör, bedenke, daß Du ein Christ bist und Barmherzigkeit üben müßt . . ."

„Veva, Veva, um Gotteswillen schweige!" antwortete Bruno tief bewegt vor Rührung, „Was Du forderst, ist unmöglich."

„Himmel, bist Du es, Bruno, der so spricht?" rief Genoveva, indem sie dem jungen Mann einen strengen Blick zuwarf. „Wie, ein armer Vater kniet vor Deinen Füßen, ein greiser Priester bittet Dich in Gottes Namen um Gnade, Deine Mutter, Deine Freunde erheben flehend die Hände zu Dir . . . Du bleibst gefühllos, unbarmherzig, wie ein Henker!"

Bruno, von allen umringt und mit Thränen

und Bitten bestürmt, schien einen schweren Kampf zu kämpfen.

„Mutter, Veva," sprach er plötzlich, indem er die beiden Frauen an der Hand nach der Thüre führte, „geht, verlaßt uns für einen Augenblick, begebt Euch auf Euer Zimmer... Ich bitt' Euch, ich verlang' es, ich befehl' es!"

Sein Ton war so gebietend, seine Aufregung so groß, daß seine Mutter und Genoveva ihm willig gehorchten; wahrscheinlich in der Hoffnung, daß in ihrer Abwesenheit Geheimnisse geoffenbart würden, deren Erklärung Bruno's Gemüth günstiger stimmen müßte.

Als der junge Mann in das Zimmer zurückkehrte, war er todtenblaß und zitterte am ganzen Leibe. Er eilte auf den Brauer zu, führte ihn in eine entfernte Ecke des Zimmers und sagte mit erschütterndem Tone:

„Ihr haltet mich für grausam, unmenschlich? Aber seid selbst Richter zwischen Eurem Sohn und mir. Urtheilt, ob Gott mir wohl vergeben könnte, wenn ich der Retter des niedrigsten aller Mörder würde.... Euer Sohn? Er hat meinen Vater ermordet — seine Leiche in eine Düngergrube geworfen!"

Bruno sank erschöpft auf einen Stuhl zurück.

„Wehe! wehe!" jammerte der Brauer, und schleppte sich händerringend nach der Thüre. „Und ich, Unglückseliger, kam zu Euch, um Euch um Gnade anzuflehen!"

Er wollte aus dem Zimmer fliehen, aber der Pastor hielt ihn zurück. Der arme Vater sank weinend auf einen Stuhl.

Der greise Priester näherte sich Bruno und sagte in stillem feierlichem Tone:

„Bruno, Bruno, Du hast gegen Gott gesündigt. Du glaubst, Dein seliger Vater droben im Himmel sehne sich nach Rache und wolle mit Menschenblut gesühnt sein? Heidnische Gedanken, mein Sohn. Wenn

eine Seele im Schooße der Gottheit noch Schmerz empfinden könnte, so müßte Dein Thun der Seele Deines Vaters Thränen der Reue und des Kummers entringen. Weißt Du, was das Gesetz der Bruderliebe Dir gebietet? Jesus selbst hat es verkündigt, als er an seinem blutigen Kreuze von seinem Vater Vergebung für seine Feinde, für seine Mörder erbat. Diesem heiligen Vorbild sollst Du folgen, wenn Dir Deiner Seele Seligkeit theuer ist. Sprich, Bruno, willst Du nur Deiner eigenen Begier, Deiner Rachsucht Gehör geben, oder soll die Stimme des Erlösers vom Kreuze herab, die seit Jahrhunderten mahnend an unser Ohr klingt, ein Echo in Deinem Herzen finden?"

Der junge Mann stand tief ergriffen da und schien einen schweren Kampf mit sich zu kämpfen; er antwortete nicht.

Der Priester fuhr in strengerem Tone fort:

„Wie schuldig er auch sein mag, Simon bleibt Dein Bruder; er ist ein Mensch, wie Du. Als solcher mußt Du ihm Gnade schenken. Ich gebiete es Dir im Namen dessen, dessen Diener ich bin!"

Er ergriff die Hand des Jünglings und sprach in sanfterem Tone:

„Bruno, mein geliebter Sohn, willst Du taub bleiben gegen die Stimme Gottes? O erhebe Deinen Geist zum höchsten Edelmuth; steige auf zu christlicher Vollkommenheit. Vergieb und bitte für ihn, der Dich mit Kummer und Elend überhäuft . . .!"

„Gott, Gott," rief der Brauer, „die Glocke! Eine Stunde ist bereits vorbei!"

„Nun?" fragte der Priester den gerührten jungen Mann.

Bruno stand plötzlich auf, eilte auf den Brauer zu, ergriff seine Hand und sagte, indem er ihn nach der Thüre fortzog:

„Wohlan, ich gebe nach . . . Gott verlangt ein

schreckliches Opfer von mir. Kommt, kommt, ich will ihn retten, ihn, der meinen armen Vater . . . O eilt, eilt, die Kraft möchte mich verlassen. Kommt!"

Während dieser Worte eilte er mit dem Brauer aus dem Zimmer und verschwand in den Straßen.

An jenem Morgen hatte man einen ziemlich bedeutenden Ausfall gemacht und war in ein ernstlicheres Handgemenge mit den Franzosen gekommen. In diesem Streite stürzte Simon-Brutus' Pferd und da er wehrlos am Boden lag, hatte Karel aus dem Löwen ihn mit eignen Händen zum Kriegsgefangenen gemacht.

Das Waldeghem'sche Corps hatte Simon-Brutus nach dem Hauptquartier geführt und dort von dem General seine augenblickliche Hinrichtung verlangt.

Die Kriegsgefangenen, welche die Bauern in den letzten Tagen gemacht, saßen in dem großen Wachthause. Man behandelte sie gut und versorgte sie mit Allem, was ihre Lage erleichtern konnte.

Man hätte deßhalb glauben können, der General werde sich wenig geneigt zeigen, in das rachsüchtige Verlangen Karels aus dem Löwen und seiner Kameraden zu willigen, aber die Beschuldigungen, welche gegen Simon-Brutus vorgebracht wurden, waren sehr erschwerender Art; dabei war er Belgier, Brabanter, Kempner; er hatte seine Landsleute mit Feuer und Schwert verfolgt, den Pastor gefangen genommen, die Kirche entweiht und geplündert . . . aber noch lauter sprach gegen ihn das empörende Lachen, das um seinen Mund spielte, selbst als der General ihm sein verrätherisches Treiben vorhielt.

Einige Stabsoffiziere bildeten augenblicklich einen Kriegsrath und Simon wurde, ganz allein, zum Tod durch Pulver und Blei verurtheilt. Zwei Stunden wurden ihm vergönnt, um sich zum Tode vorzubereiten.

Man hatte ihn augenblicklich in einem besonderen Gebäude gefangen gesetzt und ihm dieselben Leute zur Bewachung gegeben, die nach Verlauf der zwei vergönnten Stunden auf dem offenen Platze hinter dem Gefängniß ihn erschießen sollten.

Während der arme Brauer zu Brunos Füßen um Gnade flehte, saß Simon Brutus in seinem Kerker auf der Ecke einer hölzernen Pritsche. Man konnte auf seinem Gesichte weder Angst noch Bangen lesen; der nahe Tod schien ihn nur in ernstes Sinnen versenkt zu haben. Er starrte mit bewegungslosem Blicke vor sich hin und schüttelte bisweilen mürrisch den Kopf.

Ein tiefer innerer Kampf, der sich anfangs in lebhaftem Geberdenspiele geäußert, machte sich nun in unbestimmten Tönen Luft. Es waren eigentlich kein Worte, die seinem Munde entfielen: es waren nur Gedanken, die eine deutliche Form annahmen, und ohne, daß er es selbst wußte, in einem stillen Gemurmel um seine Lippen schwebten:

„Diese erbärmlichen Brigands, nun bin ich in ihren Händen. Wie heulten die Tiger um mein Blut; wie glühten ihre Augen bei dem Anblick der Beute! So ist es nun vorbei mit Simon-Brutus; sein Faden ist zu Ende gesponnen . . . Sterben? Es ist nicht der schönste Theil unseres Lebens. — Für die gläubigen Schwärmer muß der Tod minder bitter sein: man hat ihnen weis gemacht, daß es nach dieser Welt noch ein anderes Leben gebe. Für mich ist die Kugel das Allerletzte: die Vernichtung! . . . Wozu könnten diese Gedanken nützen, gibt es kein Glück mehr, so gibt es auch kein Unglück mehr. Und worüber sollte ich klagen? Die

Guillotine hat zehnmal ihren blutigen Rachen geöffnet, um mich zu verschlingen und doch blieb ich verschont, während tausend andere — edler, muthiger, klüger, als ich, in den unersättlichen Blutschlund sanken. — Nun ist es vorbei, alles vorbei, alle die Träume des Ehrgeizes und der Ruhmsucht — es waren Träume ... Ich träumte, um endlich in dem endlosen Nichts zu erwachen! — Aber was ich stiften half, das wird nicht verloren sein; die französische Republik, die Befreiung der Menschheit aus der Sklaverei, die Freiheit, das Licht, die Vernunft, das alles wird fortdauern; — und vielleicht wird mein Name, noch nach meinem Tode, bisweilen mit Ehrfurcht genannt werden ... Eitelkeit! Was nützt es dem Todten, daß man sich seiner erinnert? Und doch ist dieser Gedanke so tröstlich und süß ... Ist der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode dem Menschen angeboren? Wenn dieser geheime Seufzer Wahrheit wäre? Wenn wirklich etwas Unsterbliches, das wir nicht begreifen, in uns lebte?“

Dieser letzte Gedanke schien eine Reihe ergreifender Bilder vor seine Seele zu führen. Er starrte bewegungslos zu Boden und flüsterte nach einiger Zeit vor sich hin:

„O, wie schrecklich ist der dunkle Abgrund, den man Ewigkeit nennt! Das sollte also das Ende des Menschen sein: sterben und vergehen wie ein vernunftloses Thier, wie ein Hund? Warum ist ihm dann, wie dem Hund, der Begriff der endlosen Vernichtung nicht genommen? Warum, wenn er doch sterben muß, der Drang nach Unsterblichkeit in seine Seele gelegt? ... Es ist vielleicht die unbegreifliche Frucht unserer ersten Erziehung, die Folge der Dummheiten, die man uns weis gemacht ... Aber die menschliche Natur sträubt sich gegen den Gedanken, daß alles mit dem Tode des Körpers in uns vernichtet sein sollte. Alle Völker, selbst

die Wilden hoffen auf ein besseres Leben. O furchtbares Räthsel!"

Simon-Brutus setzte diese Gedanken noch eine Zeitlang fort. Seine Seele war sichtlich im Kampfe mit seinen ungläubigen Grundsätzen und suchte in seinem Ge ste den Begriff einer fernern Zukunft zu beleben. Wie oft aber auch die Gedanken des Verurtheilten ihn zu dieser Vorstellung zurück führten, sein Hochmuth vertrieb sie jedes Mal wieder.

Endlich schienen ihm andere Gedanken durch deu Kopf zu ziehen. Er fuhr mit leiser Stimme fort:

„Es ist wunderbar, wie der nahe Tod mir Alles klar und deutlich vor Augen zaubert. Er ist ein Spiegel, worin wir uns selbst und Alles, was wir hassen oder lieben, sehen können, von der Wiege bis zum Grabe! mein armer Vater! Ich verursachte ihm nichts als Schande und Verdruß . . . und er, er hatte sein Leben geopfert, um mich glücklich zu sehen. Wird er meinen Tod beweinen oder sich an der Vernichtung dessen weiden, der sein Leben vergiftet hat? Genoveva, auch dieser brachte ich Kummer und Schmerz . . . Ach, ich habe alles für das große Werk geopfert . . . Meine unglückselige Pflicht, meine tiefe Ueberzeugung fand euch alle zu leicht in der Schaale, um die Befreiung einer ganzen Welt, die Erhebung einer gebeugten Menschheit aufzuwiegen . . . Könnt' ich meinen alten Vater noch ein Mal sehen, ihn umarmen, ihm sagen, daß im Grunde meines Herzens immer ein tiefes Gefühl der Liebe für ihn ruhte!"

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne, um seine düstern Gedanken zu verscheuchen. Nach einigen Augenblicken sprang er auf und rief mit lauter Stimme und bitterem Lachen:

„Simon, Simon, sollte der Gedanke des Todes Dich zum Feigling machen? Dich, der hundert Mal sein Leben den Kugeln und der Guillotine ohne Bangen

blosgestellt. Du solltest nun verzagen, weil Du die volle Gewißheit hast, daß Du sterben mußt. Komme, was da kommen mag; was das Schicksal beschließt, wird geschehen, heute oder morgen. Der Tod wird einst unser Herr . . . Lieber wäre ich auf dem Schlachtfelde gefallen; aber ich scheine eine schlechte Nummer aus der Schicksalsurne gezogen zu haben. Nun, keine Schwachheit; zeigen wir den dummen Feinden der Republik, daß Simon-Brutus sterben kann, wie er gelebt: unerschrocken und dem Tode muthig in's Auge schauend! . . . Ich will versuchen, ob mir die letzte Pfeife schmeckt . . ."

Mit diesen Worten zog er eine silberne Pfeife aus der Tasche, stopfte sie voll Tabak, schlug Feuer in ein Zunderbüchschen, setzte sich nieder und begann in großen Zügen zu dampfen.

In tiefes Sinnen versunken, betrachtete er die blauen Wölkchen, die aus seiner Pfeife aufstiegen; er folgte ihrem wirbelnden Tanze mit dem Auge, bis sie endlich verschwunden waren.

„Das ist das Leben?" murmelte er mit bitterem Lächeln. „So sagt man. Wie falsch! Das Leben ist ein Kampf gegen Alles, ein brennendes Fieber nach leerem Ruhm, ein thörichtes Rennen nach dem Ungewissen, eine müde Fahrt auf der See des Zweifels . . . Und so still entwickelte es sich nicht; so unmerkbar verschwindet es nicht . . . denn nach dem blutigen Kampfe, den man Leben nennt, kommt endlich noch der Tod, der aber die Menschen in Stücke reißt und zerstreut . . . Der Tod, der, um sein Schlachtopfer noch mehr zu peinigen, ihn zum Lohn für all sein Kämpfen und Ringen in einen bodenlosen Abgrund stürzt, in einen Abgrund, aus dessen Tiefe ihn ein unauflösliches Räthsel spottend angrinst . . .!"

In diesem Augenblick weckte ihn plötzlich das Ge-

räusch eines Schlüssels, den man in die Thüre steckte, aus seinem träumerischen Sinnen.

„Jetzt schon?" rief er. „Ich glaubte noch eine Stunde leben zu können. So sei es, die Pfeife ist ausgebrannt . . ."

Er heftete den Blick mit dem Ausdruck der Verachtung auf die Thüre; aber kaum war sie geöffnet, als ein seltsamer Schrei seiner Brust entflog und er mit offnen Armen ausrief:

„O Vater, ich darf Dich noch einmal umarmen, ehe ich sterbe!"

Der alte Mann hing ihm weinend und sprachlos am Hals und war halb ohnmächtig vor Rührung, so süße Küsse drückte ihm sein Sohn auf die Lippen:

„Ach Vater, wie glücklich bin ich, daß ich Dich noch einmal sehen kann! Der einzige Wunsch, der mir geblieben war . . . er ist erfüllt! Sei stark, Vater: der Tod erschreckt mich nicht. Die Thränen, die meinen Augen entrollen, sind Thränen der Reue, weil mein unerbittlich Schicksal mir die Pflicht auferlegte, Dir Kummer zu bereiten. O, ich liebe Dich doch . . . am Rande des offenen Grabes stand Dein Bild allein vor meinen Augen!"

Der Greis preßte aufs Neue seinen Sohn in seine Arme und sagte in liebevollem Tone:

„Schweige, schweige, Simon, es ist noch Hoffnung Gott wird mein Gebet erhören, man wird Dich begnadigen."

„Armer Vater!" seufzte Simon-Brutus. „Weßhalb Dir neue Schmerzen bereiten? Fügen wir uns in unser Schicksal . . ."

„Nein, Simon, verzweifle nicht, mein Sohn. Vielleicht unterzeichnet der General in diesem Augenblick Deine Begnadigung."

Ein ungläubiges Lächeln schwebte auf den Lippen

des Verurtheilten, während er seinem Vater mitleidig in die Augen sah und sagte:

„Tausend Wölfe haben einen Löwen gefangen. Du glaubst, die Wölfe werden den Löwen laufen lassen ...? Nein, täuschen wir uns nicht. Sie dürsten nach meinem Blut und ich gestehe, ich habe sie dazu gereizt.“

„Simon, mein Sohn, Du weißt nicht, was geschieht,“ sprach der Vater freudig. „Du wirst nicht sterben. Bruno selbst wird dem General zu Füßen fallen, um Deine Begnadigung zu erflehen.“

„Bruno? Bruno?“ rief Simon mit spöttischem Lachen. „Bruno sollte mich retten? Unglücklicher Vater, war er so boshaft, Dich dies glauben zu machen? O der Heuchler! Könnte er mein Fleisch, Sehne um Sehne, mir vom Leibe reißen, er würde es mit Freuden thun. Er ist von Geburt auf mein Blutfeind: ich hasse ihn von dem Augenblicke, da ich ihn zum ersten Male sah. O, man hat Dich verspottet, Vater: man wollte sich an Deinem Kummer weiden, Deinen Schmerz verlängern durch die eitle Hoffnung? Die schnöden Bösewichte!“

Der Greis legte die Hand auf den Mund seines Sohnes und sagte unerschrocken:

„Simon, schweige, Du lästerst Gott! Deine Worte machen mich zittern. Ich sage Dir, es ist Wahrheit, was ich spreche: ich habe Bruno selbst zum General begleitet.“

„Und hast wirklich gehört, was Bruno ihm sagte?“

„Ich trat nicht mit ein; mein Gefühl trieb mich unwiderstehlich zu meinem Kind.“

„Und wer kann sagen, Vater, was Bruno dort wirklich sagt und thut?“

„Ach Simon: er bittet um Gnade für Dich: er will all' sein Leiden, alle seine Verdienste gegen diese einzige Gunst in die Schaale legen.“

„Aber es ist unmöglich! Ich ließ seinen Vater er-

schießen, ich habe seine Mutter verstoßen. Bruno muß es wissen."

„Er weiß es; und dennoch will er Dich vom Tode erretten."

Der Gefangene ließ, wie besiegt, den Kopf auf die Brust sinken und starrte zu Boden. Bald aber empörte er sich wieder gegen die Ueberzeugung von Bruno's Edelmuth, der unwillkürlich in seinem Innern Raum gewann.

„Es kann nicht sein," murmelte er. „Ich habe Bruno's Tod wie ein lange ersehntes Glück gesucht; ich habe seinen Vater meiner Rache geopfert; ich belud ihn mit Kummer und Elend, und hatte ihm Verfolgung, Jammer und Tod aufbewahrt . . . Und er sollte mich retten? Ist er denn nicht ein Mensch, wie ich?"

Der Vater ergriff die Hand seines Sohnes und sagte in leisem, feierlichem Tone:

„Simon, mein armer Sohn, Du hast in dem wilden Treiben Deines Lebens die schönste Blume Deiner Seele verloren. Ach, der Unglaube hat Dir die Macht genommen, solche übermenschliche Aufopferung zu begreifen, nicht wahr? Und doch vermag ein einzig Wort — Alles zu erklären: — Bruno ist Christ!"

„Christ, Christ?" murmelte Simon-Brutus halb scherzend. „So unbedeutend sind die Freunde meines Feindes nicht. Ach, ich begreife, was es ist: Genoveva hat sich erinnert, daß sie mich einst liebte: Geonveva beherrscht ihn, sie will mich retten."

„Du täuschest Dich, Simon," sprach der Vater, „Genoveva hat sich für Dich verwandt; er hat ihre Bitten so wenig erhört als die meinen und die seiner Mutter. Als aber unser alter Pastor ihm den gekreuzigten Jesus zeigte, wie er sterbend für seine Verfolger Gnade erfleht, da hat Gottes Stimme Bruno's Herz erschüttert. Sollte der General unerbittlich sein, so wird der, den

Du Deinen Blutfeind nennst, wie um einen geliebten Bruder um Dich trauern. Lieber Simon, lästere darum seine Güte nicht mehr!"

Der Gefangene blieb lange Zeit in tiefes Nachdenken versunken und schüttelte den Kopf, als das Wort „Christ!" seinem Munde entfiel.

Der Greis drückte auf's Neue seine Hand und fragte mit inniger Wärme:

„Simon, wenn man Dich begnadigte, würdest Du nicht den Kummer meines Alters zu lindern suchen? Würdest Du nicht auf bessere Gedanken zu kommen suchen?"

„Bessere Gedanken?" wiederholte Simon. „Nichts auf Erden kann meine republikanische Ueberzeugung ändern . . ."

Der unerschütterliche Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, schmerzten den Greis sichtlich; er schien diesen Schmerz jedoch zu unterdrücken und fuhr fort:

„Gut . . . aber Dein gottlos und wildes Leben würdest Du doch aufgeben? Deinem alten Vater noch einige friedliche Tage gönnen? Bei ihm wohnen und sene letzten Jahre durch Deine Gegenwart versüßen?"

„Im Kempenland? In Waldeghem?" fragte Simon spöttisch.

„Gleichgültig. Wenn Du nur bei mir bist," antwortete der Vater. „Ich werde unsre Ländereien verkaufen: wir wollen anderswo wohnen und wäre es selbst in Frankreich. Ueberall, wo meine Augen Dich sehen, werde ich glücklich sein: und, wäre es möglich, daß der Friede unsres Lebens für die Wahrheit sich öffnete, könnte ein einziger Strahl von droben in Dein Herz dringen, so würde ich Gott danken, mein Kind segnen und voll Hoffnung die Augen in den Armen des vielgeliebten Sohnes schließen."

Zwei Thränen, die ersten, die er als Mann vergos-

sen, rollten über Simons Wangen. Er schlang seinen Arm um seines Vaters Hals und küßte ihn.

„O Vater," seufzte er, „wie unendlich ist Deine Liebe. Du wolltest meine republikanische Ueberzeugung unangetastet lassen? Habe Dank. Was Du von mir verlangst, ist schwer. Dieser Krieg wird bald beendigt sein. So lange kann ich nicht von meiner Pflicht ablassen. Aber dann, dann wollen wir thun, was Du gesagt . . . Und vielleicht, mein Vater, vielleicht wird sich Deine liebste Hoffnung noch zum Theile verwirklichen. Ich fühle eine Leere in meinem Herzen, die mich erschreckt. Vielleicht hat der Hochmuth mich getäuscht . . . Ach, wie dem auch sei, ich werde Alles aufopfern: meine Laufbahn in der Welt, meine Zukunft, meinen geträumten Ruhm. Könnte ich doch zum Lohne dafür Dir den Kummer vergangener Tage vergessen machen!"

Der Brauer sank von der Pritsche auf die Kniee, hob die Hände flehend zu ihm auf und rief in seliger Freude:

„Dank Dir, o Gott, daß Du mir meinen Sohn wieder gibst! Ach, vollende Dein Werk, erleuchte sein Herz: er ist nicht ganz verdorben; noch wohnt Liebe darin . . .!"

Die Thüre des Gefängnisses wurde geöffnet; der Offizier von der Wache zeigte sich auf der Schwelle und sagte:

„Noch eine Viertelstunde! Macht Euch bereit. Der Befehl ist streng: Punkt elf Uhr muß das Urtheil vollzogen werden."

Mit einem furchtbaren Schrei sprang der Brauer auf. Er zog mit krampfhafter Angst die Uhr heraus und rief mit starr darauf haftenden Blicken:

„Wär' es wahr; wir hätten uns getäuscht! Noch eine Viertelstunde? Ich laufe, ich fliege und kehre wieder . . ."

Und mit diesen Worten eilte er aus dem Kerker und durch die erstaunten Soldaten auf der Straße.

„Ich hatte es wohl gedacht," murmelte Simon-Brutus, indem er sich auf die Pritsche niedersetzte. „Sie können mich nicht verschonen. Armer Vater!"

Der Offizier von der Wache schloß den Kerker wieder zu.

Eine tiefe Stille herrschte während einiger Zeit im Gefängniß.

Simon-Brutus saß bewegungslos, den Kopf in die Hand gestützt, da . . . Die Minuten erschienen ihm wie Ewigkeiten.

Endlich hörte er ein Geklirr von Säbeln und ein Geräusch von Gewehren.

Der Offizier trat mit vier Mann in das Zimmer und sagte:

„Die Stunde schlägt. Wir haben Mitleid mit Euch, Kamerad; aber das ist das Loos des Soldaten. Macht unsere Aufgabe durch Geduld minder peinlich."

Mit diesen Worten gab er dem Gefangenen ein weißes Halstuch und bedeutete ihm, daß er sich die Augen damit verbinden solle.

Aber Simon-Brutus wies es mit stillem Lächeln zurück und sagte, indem er aufstand, um den Wachen zu folgen:

„Glaubt Ihr, ein Soldat der französischen Republik könne dem Tod nicht in's Antlitz schauen? Ich werde selbst das Zeichen zum Schießen geben."

In diesem Augenblick erschien der Brauer in dem Kerker. Er fiel seinem Sohne jammernd um den Hals und rief wie außer sich den Wachen zu:

„Nein, nein, der General ist im Kriegsrath . . .

„Bleibt, haltet ein, man berathschlagt über ihn. Nur noch einige Minuten, so wird man kommen . . ."

„Habt Ihr den General gesehen und gesprochen?" fragte der Offizier.

„Ach nein,“ lautete die bewußtlose Antwort, „er ist nicht zu sprechen; er beräth, er wird begnadigen ... nur noch einen Augenblick ...“

Der Offizier wischte sich eine Thräne aus dem Auge: dennoch schien er unerbittlich den erhaltenen Befehl vollziehen zu wollen.

Er rief einige andere Leute aus dem Wachthaus herbei und bedeutete ihnen, daß sie den Greis aus dem Gefängniß führen sollten.

Der Brauer, der es bemerkt hatte, sank weinend an die Brust seines Sohnes. Beide wechselten einige fieberhafte Küsse. Simon-Brutus sprach das letzte Lebewohl und murmelte tröstende Worte in seines Vaters Ohr. Dann machte er selbst seine Arme los und übergab ihn denen, die ihn hindern sollten, dem Schauspiele der Hinrichtung seines Kindes anzuwohnen.

Simon-Brutus wurde auf den offenen Platz gebracht, wo die Strafe vollzogen werden sollte. — Sein unglücklicher Vater stand an der Thüre des Wachthauses und sah zitternd und vor Ungeduld stampfend, die Straße hinab, die zum Rathhaus führte.

Plötzlich entflog ihm ein geller Schrei der Freude, der bis auf den offenen Platz drang und die Soldaten aufmerksam machte.

Der Brauer war mit aufgehobenen Händen einem Manne entgegen geeilt, der in vollem Trab und athemlos heransprengte.

„Bruno, Bruno!“ rief er, „rasch, rasch, oder ist es zu spät?“

Aber Bruno stürmte sprachlos an ihm vorüber, eilte durch das Wachthaus auf den offnen Platz, zu den Wachen, die bereits in Reih und Glied standen und nur noch den Befehl des Verurtheilten erwarteten, um seine Brust mit zehn Kugeln zu durchbohren.

„Haltet ein! Haltet ein!“ rief Bruno, „der General pardonirt ihn!“

Mit diesen Worten überreichte er dem Offizier den geschriebenen Befehl; aber im selben Momente begegnete er den Augen Simons.

Beide wurden todesbleich . . . Bruno wandte sich um und eilte durch das Wachthaus nach der Straße.

Der alte Brauer erschien auf dem offnen Platz und fiel halbtodt seinem Sohne um den Hals.

Dieser lehnte ganz zermalmt an der Mauer: er schien seinen Vater nicht zu bemerken und murmelte bewußtlos:

„Bruno! Bruno hat mich gerettet!"

XII.

Es war des andern Tages ungefähr um die Mittagsstunde.

Eine Todtenstille herrschte über der Stadt: man hörte nur das Echo der Kanonen, das Pfeifen des mörderischen Eisens und das Klirren der Fenster, die durch das Zerspringen von Haubitzen und Bomben zerschmettert wurden.

Kein Bürger war auf den Straßen zu sehen; alle Thüren waren geschlossen. Man hätte glauben können, die Einwohner der Stadt hätten sich bei herannahender Gefahr vor Schrecken in die Keller geflüchtet, um nicht durch das Geschütz getroffen zu werden und nach Beendigung des Kampfes der Rache der Sieger zu entgehen.

Mit Ausnahme einiger kleinen Abtheilungen standen die Patrioten auf den Wällen, um jeden Angriff des

Feindes abzuwehren. Sie hatten Laufgräben angelegt und sich in diesen vor den Kanonenkugeln, die unaufhörlich über ihnen weg in die Stadt flogen, zu schützen.

Da sie kein grobes Geschütz besaßen und die Franzosen absichtlich außerhalb der Schußweite blieben, so konnten die Bauern dem Feinde nicht den geringsten Schaden zufügen und sahen sich zu einer demüthigenden Unthätigkeit verurtheilt.

Wenn sie einen flüchtigen Blick über die umliegenden Ebenen und Berge warfen, bebten sie bei der Ueberzeugung, daß ihnen keine Hoffnung auf Sieg mehr blieb. Wie weit auch ihr Auge sah, überall schien der Boden mit einer wimmelnden Masse von Feinden bedeckt, die in dichte Reihen geordnet, sich in die Tiefe herabzog, über die Ebenen ausbreitete, an den Höhen hin lagerte und so die Stadt mit einer großen Mauer von Stahl und Eisen einschloß.

Auf dem Markt, an den Häusern, die durch ihre Lage vor dem Geschütze der Feinde sicher waren, standen die übrigen Truppenabtheilungen des Heeres der Patrioten.

Bruno ging dort mit langsamen Schritten auf und ab; er war ernst und niedergeschlagen. Bisweilen murmelte er trotzig vor sich hin und stampfte mit Ungeduld auf den Boden, als ob ihn ein geheimer Kummer quälte.

Bei den Waldeghem'schen Corps stand Karel aus dem Löwen, das Haupt auf die Brust gebeugt und ganz muthlos.

Dieselbe düstere Stille herrschte unter denen, die sich auf dem Markte und in den angrenzenden Straßen geschaart hatten. Außer dem Murren gegen die unbegreifliche Unthätigkeit des Generals de Roumiroir hörte man nichts als das Traben einzelner Reiter, die vor einem großen Wirthshause auf dem Markte anhielten, und Berichte überbrachten, oder Befehle empfingen.

Aus diesem Wirthshause traten in diesem Augenblicke einige Offiziere, welche sich eilends zu den kleinen Corps begaben.

Die Kapitäns verließen nun ihre Truppen und eilten von allen Seiten nach der Wohnung des Generals, wo sie durch die Hauptthüre verschwanden.

Drinnen auf dem offnen Platze stand der General de Roumiroir. Sein Gesicht trug den Stempel des Verdrusses und Mißmuthes.

Bisweilen schüttelte er unruhig den Kopf, während er seinen Blick auf ein Blatt Papier heftete, das wahrscheinlich sehr ungünstige Mittheilungen enthielt.

Sobald er sich von den herbeigerufenen Kapitäns umgeben sah, sprach er mit muthlosem Tone:

„Freunde, die Sache unseres Vaterlandes ist in großer Gefahr. Ich weiß nicht, was ich beschließen soll; ich kann nicht allein über das Leben so vieler muthigen Männer entscheiden. Ich erwarte Ihren Rath. Wir hofften mit Recht, der Besitz einer Festung werde uns stark machen und die Städte würden sich für die Unabhängigkeit des Landes erheben; aber der Feind, der unsre Absicht zu früh erkannte, hat alle seine Kräfte zusammengerafft, um uns zu vernichten, ehe unsre Hoffnung sich verwirklichen konnte. Zwei Tage genügten ihm, ein großes Heer um Diest zusammenzuziehen. Jeden Augenblick wird er durch neue Hilfstruppen verstärkt; die Zufuhr von Kriegs- und Mundvorrath dauert ununterbrochen fort. An Ausfälle aus der Festung dürfen wir nicht mehr denken. Wir verlieren dabei nutzlos unsre tapfersten Leute und der Feind ist überdies schon so mächtig im Felde, daß wir ihm unmöglich Stand halten können. Auf der andern Seite bitte ich in Erwägung zu ziehen, daß der Mundvorrath in Diest vollkommen aufgebraucht ist: wir können uns keine zwei Tage mehr halten, ohne daß der Hunger uns aus der

Stadt treibt. Vernehmen Sie dazu, was man aus der Stadt meldet:

„Brüssel, 14 Brimaire.

Im siebten Jahr der einigen und untheilbaren Republik.

„Gestern und vorgestern sind hier einige Schwadro-„nen Husaren und verschiedene Colonnen Infanterie „angekommen. Wir erwarten noch die Husaren von „Chamborent, welche von Paris kommen, sowie ein „Regiment Jäger zu Pferde aus dem Lager von Mainz. „Man hört ferner, daß der Weg von Paris nach Brüssel „mit Truppen und Artillerie bedeckt ist, welche das Di-„rectorium nach Belgien sendet, um dem Aufstande der „Brigands ein Ende zu machen. Endlich sind viele „Kolonnen Nationalgarden aus Brüssel, Douai und „andern benachbarten Plätzen von Frankreich auf unsern „Grenzen angekommen.

„Sie sehen, die Sachen stehen sehr schlimm; ganz Frankreich scheint sich um Diest sammeln zu wollen, und uns mit seiner Uebermacht zu erdrücken. Ich halte es für das Gerathenste, die Stadt zu verlassen . . . . und da wir ohne die Gefahr, vollständig aufgerieben zu werden, dies bei Tag nicht thun können, so glaube ich, würde es das Vortheilhafteste sein, des Abends oder des Nachts in der Dunkelheit unerwartet durch den Feind zu brechen und in den Wäldern unsere Rettung zu suchen. Weiß Jemand bessern Rath, so werde ich ihn mit Dank annehmen."

Ein dumpfes Murmeln unterdrückten Zornes lief durch die Reihen der Kapitäne, aber niemand antwortete geradezu auf die Frage des Generals.

Bruno stand mit in einander geschlungenen Armen da und zitterte fieberhaft.

„Mein eignes Herz sagt mir, wie schmerzlich dies

Gefühl der Unmacht ist!" seufzte der General. „Hätten wir nur einige Kanonen, vielleicht könnten wir dann noch Zeit gewinnen und auf Unterstützung warten...."

Bruno trat einen Schritt vor und sprach mit einer Stimme, die von tiefer Bewegung zeugte:

„Kanonen, General? Es stehen zehn Kanonen auf dem Allerheiligenberg. Diese Batterie beherrscht die ganze Stadt und speit seit diesem Morgen Tod und Verderben über uns; sie ist der Schlüssel zur Macht unserer Feinde. Tragen unsere Gewehre nicht weit genug, so lassen Sie uns dem Feinde entgegengehen, bis unsere Bayonnetten ihr Ziel gefunden. Wenn wir sein wollen, was wir noch vor vier Tagen waren, so gehören die Kanonen auf dem Allerheiligenberge uns...."

„Ja, ja, er hat Recht!" riefen die Zuhörer. „Siegen oder unterliegen, wir müssen kämpfen: die Unthätigkeit richtet uns zu Grunde."

„Es ist ein gefährliches Unternehmen," bemerkte der General. „Dazu bedarf's großen Muthes und Unerschrockenheit. Ich zweifle, ob unsere Leute in dem Zustande, in welchem wir uns befinden, mit der nöthigen Tollkühnheit dem Tode entgegengehen werden. Die kleinste Verzagtheit wäre unser aller Untergang."

„General!" rief Bruno mit tiefer Entrüstung, „die Vorsicht kann unter Umständen mehr schaden, als die Feigheit. Warum zweifeln Sie an unserm Muth? Haben wir Ihnen, seitdem Sie den Befehl über uns führen, ein Recht gegeben, an unserer Tapferkeit zu verzagen? Wie sollten wir den Tod fürchten, der doch nach der Niederlage unser aller Loos wäre? Ich mache Ihnen keinen Vorwurf; aber Sie haben sich in mir getäuscht. Hätten wir vom Beginn der Belagerung an die Colonnen, die zum Hauptcorps stießen, einzeln angegriffen und aus einander geschlagen, nie wäre es den Franzosen möglich gewesen, uns so eng einzuschließen. Nun ist das Unglück geschehen; aber wer weiß, ob wir durch

einen kühnen Schlag dem Stand der Dinge nicht eine andere Wendung geben können? Während unsere Leute verzweifelnd dastehen, wird das Glück nicht über uns kommen. Das Sprichwort sagt mit Recht: hilf Dir selbst, so wird Dir Gott helfen!"

Die Kapitäne, welche Bruno umringten, bekräftigten seine kühne Rede mit beifälligem Jauchzen und bezeugten durch ihr begeistertes Zurufen, daß auch sie nach Thätigkeit dürsteten und bereit seien, all' ihren Muth in einem entscheidenden Schritte zusammenzuraffen.

Einige Augenblicke sah der General still zu Boden. Dann erhob er den Kopf und sagte mit entscheidendem Tone:

„Ich könnte, als Mensch und als Feldherr, mich durch die Worte des Kapitäns der Waldeghemschen Leute gekränkt fühlen: aber ich vergebe gerne, was darin für mich Kränkendes liegen kann. Es ist jetzt nicht Zeit, über die mehr oder weniger passende Form einer Rede zu streiten. Und dann ist, was er sagte, wahr. Ihr glaubt also, daß wir einen entscheidenden Ausfall auf die Batterie auf dem Allerheiligenberg wagen können? Wohlan, Euer Wunsch werde erfüllt. Ich werde den Angriff befehligen, und Euch zeigen, daß es mir nicht an persönlicher Tapferkeit fehlt. Als Feldherr werde ich jedoch zuvor noch in aller Eile einige Vorkehrungen treffen, um uns einen Rückzug offen zu halten, wenn unser Vorhaben mißglücken sollte. Versprecht mir, Freunde, daß Ihr meinen Befehlen folgen wollt; die geringste Unordnung müßte sehr unglücklich für uns ausfallen. Ihr, Kapitän von Waldeghem, werdet mit Eurer Mannschaft vorangehen; ich vertraue auf Eure erprobte Unverzagtheit. Während Ihr von allen Truppen Oberkempens gefolgt, den Allerheiligenberg besteigt, und den Feind angreift, werden die Corps von Klein-Brabant mit den Leuten von Mier und Mecheln die Wälle unterhalb des Thores besetzen, um Euren Rückzug im Nothfalle zu decken und einen

Ueberfall abzuwehren. Begebt Euch nun zu Euren Truppen, feuert sie durch die Schilderung des kühnen Unternehmens an und bringt Eure Leute nach dem Markte."

Die Kapitäne eilten mit gehobenem Säbel jauchzend über den Markt zu ihren Fahnen. Kaum konnten einige den Ort erreicht haben, wo ihre Leute standen, als ein heiterer Jubel sich aus der Mitte der einzelnen Schaaren erhob, und jeder begrüßte die frohe Botschaft mit lautem Kriegsgeschrei. Namentlich erfüllten die Waldeghem'schen Leute mit Karel aus dem Löwen an der Spitze die Luft mit ihrem Kriegsgeschrei.

Die Truppen begannen sich in Marsch zu setzen und bildeten dichte Colonnen vor dem Eingang der Straße, die zu dem Allerheiligenthore führte.

Bald erschien auch der General mit einigen Stabsoffizieren auf dem Markte und ritt bis zu dem Waldeghem'schen Corps vor, das an der Spitze der Colonne stand. Einige Reiter wurden zu den verschiedenen Truppentheilen mit dem Befehl entsandt, die größte Stille zu beobachten, bis die Trommeln und Hörner zum Sturm ertönen würden.

Als alles Geräusch verstummt war und der General sah, daß man seinen Befehlen nachgekommen, gab er Bruno das Zeichen zum Marsche.

Die rothe Kreuzfahne des Waldeghem'schen Corps setzte sich in Bewegung; die ganze Colonne folgte langsam und in tiefster Stille die lange Straße bis zum Thore.

Auf der Höhe des Allerheiligenberges stand eine ziemlich große Kapelle. Neben dieser hatten die Franzosen die gefürchtete Batterie von zehn schweren Geschützen aufgestellt. Der Platz bot große Vortheile, denn da die Kanoniere sich immer hinter der Kapelle schützen konnten, war es von der Festung aus den Belagerten unmöglich, unter der Mannschaft Schaden anzurichten.

Hinter der Kapelle, an einem Abhang, lagen fünf

bis sechshundert Soldaten, um, wenn es nöthig, die Batterie gegen einen Ausfall zu schützen.

Die Bauern näherten sich indessen dem Thore. Hier aber wurde ihr Plan dem Feinde sichtbar, da höher hinauf keine Häuser mehr standen, die sie verdeckt hätten.

Aus der Ferne hörte man im französischen Lager Allarm blasen und man konnte leicht bemerken, wie der Feind in aller Eile seine Truppen in Bewegung setzte, um die bedrohte Batterie zu beschützen.

Auf den Befehl des Generals erklangen Trommeln und Trompeten im Heere der Patrioten.

Ein donnernd Jauchzen, ein lautes Kriegsgeschrei erhob sich aus dem Schooß der vaterländischen Truppen, und mit eilendem Schritte brachen die Bauern aus dem Thore hervor und stürmten den Berg hinan.

Aber kaum war das Waldeghem'sche Corps unterhalb der Stadt, als sich die fünfhundert Franzosen auf der Höhe zeigten und einen Kugelhagel den nahenden Patrioten entgegen schickten.

Bruno bemerkte mit Schrecken, daß seine Leute zauderten, oder ihre Gewehre abschießen wollten. Auf diese Weise konnte man nicht Stand halten, denn auch die Kanonen mischten nun ihren Donner unter das Prasseln der Feuerrohre.

Er trat muthig vor seine Leute und rief ihnen begeistert zu:

„O Freunde, noch einmal sei's gesagt. Folgt mir! Fällt die Bayonnette, vorwärts, vorwärts! Für Gott und Vaterland!“

„Vorwärts! vorwärts!“ rief Karel aus dem Löwen, während er mit Bruno den Berg hinanstürmte und durch sein Beispiel die Kameraden anfeuerte, ihnen zu folgen.

Durch das mörderische Feuer der Franzosen verlor das Waldeghem'sche Corps viele Leute. Aber wie sehr auch die Kugeln ihre Reihen lichteten, gaben sie doch den Angriff nicht auf und stürmten mit unbegreiflicher

Kühnheit den Berg hinan, wo eine dicht geschlossene Schaar sie erwartete.

Hier begann ein verzweifelter Kampf, Mann gegen Mann mit Schwert und Bayonnett. Man hieb, man stieß, man schlug, man rang eine Zeitlang mit so rasendem Ungestüm, daß bald ein Haufen Leichen im Blute schwimmend am Boden lag.

Die Waldeghem'sche Heldenschaar wäre sicher hier bis auf den letzten Mann aufgerieben worden, — denn gegen so viele Feinde konnte weder Muth, noch Unverzagtheit Stand halten, — wenn nicht ebenso rasch auch die andern Fahnen der Bauern auf der Höhe erschienen wären und die Franzosen von allen Seiten umringt hätten.

Bruno und Karel, mit Blut und Koth bedeckt, kämpften wie wilde Löwen und feuerten durch ihr Beispiel zu muthigem Ausharren an. Der Feind zog sich bis zu den Kanonen zurück und machte die ungeheuersten Anstrengungen, um die Batterie zu behalten, bis einige der französischen Corps, die von allen Seiten mit fliegenden Fahnen herbeiströmten, Entsatz bringen würden.

Bruno, der ihre Absicht erkannte, und durch den Kampf zu blinder Unerschrockenheit gereizt war, erhob auf's Neue sein vaterländisch Kriegsgeschrei und stürmte mit so unwiderstehlicher Gewalt auf den Feind ein, daß sie die Kapelle verließen und sich langsam zurückzogen.

Das Waldeghem'sche Corps stand jauchzend bei dem verlassenen Geschütz; die Hauptmacht der Feinde war in ihren Händen.

Voll Freude sprang Karel aus dem Löwen auf eine Kanone; er schwang seinen Hut auf der Spitze seines Schwertes und verkündigte den Sieg mit lautem Jubel.

Im selben Augenblick entflog ihm jedoch ein furchtbarer Schrei. Er hielt sich die Hand vor die Brust, um die empfangene Wunde zu schließen; aber das Blut

sprang wie ein Strom zwischen seinen Fingern hervor. Der unglückliche Jüngling sank zusammen und fiel kraftlos und sterbend in Brunos Arme.

„Mein Freund, o Karel, lieber Karel,“ rief Bruno, indem er die Kleider seines Kameraden abzureißen suchte, „ach, verzweifle nicht. Ich werde Dein Blut stillen. Wo, wo ist Deine Wunde? . . .“

Mit fieberhafter Hast riß er das Oberkleid Karels in Stücke, um seine Brust zu entblößen. Inzwischen flogen die Kugeln mit vernichtender Gewalt über ihren Köpfen weg; aber von Kummer und Schmerz ganz beherrscht, schien er nicht mehr zu wissen, wo er sich befand. Der verwundete Jüngling lag ihm mit geschlossenen Augen und todtenblassem Gesichte in den Armen. Als Bruno ihm endlich die Brust entblößt, öffnete Karel noch einmal die brechenden Augen: ein Lächeln erschien auf seinem Gesichte und mit beinahe unhörbarer Stimme murmelte er:

„Lebewohl, Freund, meine Mutter . . . für Gott, für Gott und Vaterland . . .“

Ein leichter Krampf durchzuckte seine Glieder, er streckte sich und blieb bewegungslos liegen.

Aus Brunos Brust lößte sich der Schrei banger Verzweiflung. Er sah beinahe gefühllos den Männern nach, welche Karels Leiche aufhoben, um sie nach der Stadt zu bringen.

Plötzlich, als ob das Gefühl der Rache mit doppelter Glut in seiner Brust auflోderte, erhob er sich, ergriff sein Schwert und wollte nach dem Orte stürzen, wo der Kampf noch immer fortdauerte, obgleich die beiden Heere sich nur noch aus der Ferne mit Gewehrschüssen bekämpften.

Wie tief erbebte das Herz des armen Jünglings, als er bemerkte, daß das vaterländische Lager zurückwich und nach der Stadt zurückkehren zu wollen schien.

Empört über diese Feigheit, eilte er zu einigen

Stabsoffizieren, welche er hinter der Schlachtordnung in einem Kreise stehen sah. Er wollte seiner Entrüstung in kräftigen Worten Luft machen, aber was er dort sah, machte ihn verstummen.

Der General de Roumiroir stand inmitten einiger Offiziere, die Brust voll Blut und das ganze Antlitz verschunden. Eine Kugel hatte ihm die Unterlippe und einen Theil des Kinns weggenommen.

Bruno verließ diesen Ort und eilte nach dem rechten Flügel der Schlachtlinie, wo er die rothe Kreuzfahne wehen sah. Unterwegs begegnete ihm ein Stabsoffizier, den er kannte.

„Was soll das?" rief er. „Warum weicht man zurück? Wer hat solchen feigen Befehl gegeben? Alle diese Ströme Blutes sollten vergeblich geflossen sein?"

„Schweigt, Bruno," antwortete der Offizier. „Wenn wir uns nicht beeilen, in die Stadt zurückzukehren, ist alles verloren. Blickt über die Ebene hin: fünf bis sechs tausend Feinde, ganze Haufen Reiterei und Feldgeschütz nähern sich dem Allerheiligenberg. Hier ist kein Bleiben für uns. Der Rückzug ist deßhalb befohlen; wir werden den Kampf hinter den Wällen fortsetzen, wenn es nöthig ist . . ."

Der Offizier entfernte sich.

Schon hatte sich die ganze Schlachtlinie auf ihrem langsamen Rückzuge Bruno genähert. Er begab sich sprachlos zu dem Waldeghem'schen Corps und folgte ihm mit gesenktem Haupte und trauernd, als ob er allem, was geschehen, fremd geblieben.

So zogen die Paniere nach und nach mit muthiger Gegenwehr in die Stadt und schaarten sich hinter den Festungswerken, um dem Feinde zu begegnen, wenn er einen Angriff auf das Thor wagen sollte.

Aber die Franzosen begnügten sich damit, von ihren

Kanonen wieder Besitz zu ergreifen. Im Uebrigen vermieden sie es sorgfältig, sich auf Schußweite zu nähern.

Die französischen Generale waren ohne Zweifel überzeugt, die Stadt werde sich wohl von selbst übergeben, ohne daß es nöthig sei, einen blutigen Sturm zu wagen.

Den ganzen Nachmittag blieben die Sachen auf demselben Punkte. Die Stadt wurde bis zum Abend mit verdoppelter Gewalt beschossen; aber sobald die nächtliche Dunkelheit über die Ebene und die Festung sich senkte, brach man das Feuern auf der feindlichen Seite ab, um zum Kampf des nächsten Tages neue Kraft zu schöpfen . . . .

Es war Nacht.

Oede und leer waren die dunkeln Straßen der Stadt Diest. Kein lebendig Wesen unterbrach die tiefe Stille, die die belagerte Festung einer Todtengruft ähnlich machte, und als ob man mit Absicht die unendliche Dunkelheit noch hätte vermehren wollen, waren alle Lichter auf Markt und Straßen ausgelöscht.

Diese unheimliche Stille, diese geheimnißvolle Ruhe, diese schreckliche Oede dauerte ununterbrochen fort, bis die Glocken von Kirchen und Kapellen in langnachhallenden Tönen die feierliche Stunde der Mitternacht verkündeten.

Da veränderte sich plötzlich das Schauspiel, als ob die Glockenklänge eine ganze Bevölkerung aus dem Todtenschlafe geweckt. Viele Thüren wurden vorsichtig geöffnet und wieder geschlossen. Unmittelbar darauf erschienen schwarze Menschengestalten, die mit leisem Schritt und sprachlos an den Häusern hinschlichen, als wollten sie eine Beute überfallen oder ein Verbrechen begehen.

Man hätte in dieser tiefen Dunkelheit nicht erkennen können, welcher Schlag von Menschen so geheimniß-

voll durch die Straßen schlich, wenn nicht bisweilen ein schwaches Glitzern oder Rasseln von Waffen hätte schließen lassen, daß die nächtlichen Wanderer zum Kampfe gerüstet seien.

Mit jedem Augenblicke wuchs ihre Zahl; bald strömten ganze Haufen von den Wällen nach den tiefer liegenden Theilen der Stadt; die Straßen wimmelten von Menschen. Alle aber schwiegen und suchten ängstlich das Geräusch ihrer Tritte und Waffen zu vermeiden. Stumm und mit großer Vorsicht fortschleichend, folgten alle einer Richtung nach der Seite der Stadt, wo der Beguinenhof unfern von den Wällen sich mit seiner Kirche erhebt.

Rings um dieses Stift und in den umliegenden Straßen befanden sich bereits tausende von Menschen, theils in Reih und Glied, theils in zufälligen Haufen bei einander stehend oder in der Dunkelheit noch nach Freunden und Kameraden suchend.

Näher an der Mauer des Beguinenhofes standen eine Anzahl Tragbahren, von welchen nicht selten sich ein peinliches und halberstiecktes Jammern erhob; es waren Verwundete, umringt von Freunden, die sie zu trösten suchten und sie in der Stille versicherten, daß sie sie nicht verlassen würden.

Auch einige Frauen und Mädchen standen um die Verwundeten her.

Die durcheinander wimmelnde Menschenmasse konnte sich indeß nicht so still halten, daß man nicht das Rauschen eines fernen Wasserfalles hätte zu hören geglaubt; aber dies Geräusch war so leise und undeutlich, daß es sich mit dem Säuseln des Windes vermischte und bisweilen ganz erstarb.

Am Fuß des Festungswalles war mehr Bewegung und bisweilen vernahm man von dort ein lautes Geräusch. Man schien damit beschäftigt, Kriegswerkzeuge zu fertigen, denn man trug dort schwere Stücke Holz zusammen.

Bei den Arbeitern standen die ersten Offiziere der Patrioten. Der General de Roumiroir ermuthigte sie trotz seiner schweren Wunde durch seine Gegenwart: neben ihm und selbst mitarbeitend, stand Bruno, der muthige Kapitän des Waldeghem'schen Corps.

Von Zeit zu Zeit kamen einige Stabsoffiziere, um dem General Bericht über den Stand der Dinge in den Straßen um den Beguinenhof zu erstatten. Endlich wurde ihm gemeldet, daß man Grund habe, anzunehmen, daß Alles bereit sei.

Der General gab ein Zeichen. Die Arbeiter luden das Holz auf ihre Schultern und stiegen langsam und vorsichtig über den Wall.

In aller Eile verließ Bruno diesen Platz und richtete seine Schritte nach dem Beguinenhof. Er ging gerade auf einen dunkeln Winkel in der Mauer des Stiftes zu, ergriff Jemand an der Hand und sprach mit dumpfer Stimme:

„Mutter, Veva, kommt, alles ist bereit.

Die Frauen gehorchten ihm schweigend; noch zwei andere Personen folgten ihnen. Bruno wandte sich um und sagte, während er weiter ging:

„Jan, mein getreuer Freund, nimm all' Deinen Muth, alle Deine Vorsicht zusammen. Ich habe eine schreckliche Ahnung: ich zittere und bebe vor einem furchtbaren Unglück, das uns droht. Schütze unsern armen Pastor, daß ihm in der Dunkelheit nichts zustoße . . . ."

„Gott hat mein Schicksal in seinen Händen," murmelte der alte Priester. „Seid nicht um mich besorgt."

„Bruno," fragte der Knecht, „was hat man beschlossen? Sagt es mir, damit wir die Gefahr kennen, der wir ausweichen müssen."

„Man hat eine Brücke über das Wasser neben der großen Schleuse gelegt: auf diesem Weg müssen wir aus der Stadt zu entkommen suchen. Es ist der einzige

Platz, den der Feind nicht besetzt hat. Wenn Ihr also über der Brücke seid, so geht immer gerade aus, schlagt keine andere Richtung ein . . . wir gehen nach Hasselt . . ."

„Aber, Bruno, der alte Brauer ist nicht bei uns."

„Er ist bei seinem Sohne: ich habe Simon in Freiheit gesetzt . . ."

Bruno schlang seinen Arm um den Hals der Mutter und sagte in weichem Tone:

„Du bebst, Mutter? Du vergießest Thränen in der Dunkelheit? O ringe nach Muth. Ich werde bei Dir bleiben, Dich vertheidigen, Dich beschützen gegen alle Gefahr . . . Und wenn auch die schreckliche Stunde erschienen, so versüßt doch eins den Becher unsres Leidens . . . Du wirst mich und Genoveva in Deine Arme schließen, und Alle zusammen, vereinigt durch das heilige Band der Liebe, werden wir zu Gott uns erheben, der uns die Märtyrerkrone vergönnt . . ."

In diesem Augenblicke näherten sie sich dem Stadtwall.

Schon stand der verschont gebliebene Theil des Waldeghem'schen Corps in Reih und Gliedern: etwas tiefer in die Stadt hinein und nach dem Beguinenhof zu, hatten sich die übrigen Corps in einer festgeschlossenen Colonne aufgestellt. Einige Corps, die die Befehle des Generals mißverstanden und wahrscheinlich von Angst getrieben, zuerst über die Brücke kommen wollten, drängten sich von der entgegengesetzten Seite an die Spitze des Heeres.

Bis dahin war Alles in größter Ordnung und tiefster Stille geschehen.

Der General gab dem Waldeghem'schen Corps ein Zeichen; er ging voran und stieg über den Wall.

Das ganze Heer bewegte sich langsam; aber die Corps, die an den Festungswerken standen, hatten so große Eile, aus der Stadt zu kommen, daß sie an fünf bis sechs verschiedenen Plätzen über den Wall stiegen und in großer Masse gegen die Brücke andrängten.

Sei es nun, daß die beabsichtigte Flucht verrathen worden oder daß die französischen Schildwachen von der Höhe außerhalb des Herenthalschen Thores das Geräusch vernommen, das aus der Unordnung bei der Brücke entstand — in diesem Augenblick erdröhnte ein gewaltiger Kanonenschuß, der mit seinem Donnerton furchtbar über Stadt und Feld erscholl.

Bei diesen schrecklichen Zeichen erbebten die Patrioten; die hintersten Corps stürmten nach vornen, und suchten sich mit Gewalt einen Weg nach dem Wall zu bahnen. Alle, selbst die Muthigsten, mußten den Andrängenden weichen.

Es erhob sich ein entsetzliches Angstgeschrei, Aller Herzen erbebten in banger Furcht. Man verlor das Bewußtsein; Jeder eilte vorwärts; ganze Haufen liefen über den Wall und stürzten wie eine brausende Fluth nach der Brücke.

Ein furchtbares Krachen mischte sich in den Donner der Kanonen: — die Brücke brach unter dem Gewicht der Flüchtigen zusammen und stürzte mit ihrer Last in das Wasser . . .

Dies Unglück hemmte aber das Andrängen der Fliehenden nicht. In der großen Dunkelheit und vom Schrecken verblendet, strömten sie unaufhörllich vom Walle herab und stürzten kopfüber in einen Graben, der bald ganz von Leichen angefüllt war. Das Geschrei und Gejammer ihrer zerschmetterten Brüder, statt sie zurückzuhalten, trieb sie vielmehr an, der Stadt zu entfliehen. Es war eine so furchtbare Verwirrung, daß keine Schilderung ein Bild davon zu geben vermag.

Inzwischen waren die französischen Corps aus dem nächsten Lagerplatz unter die Waffen getreten und hatten sich unfern von der Schleuse in Reih und Gliedern aufgestellt. Von dort schoßen sie unaufhörlich nach dem Ort, wo sich das Nothgeheul erhob.

Während die Patrioten zu Hunderten im Wasser

über einander stürzten und ertranken, flogen die Kugeln wie ein mörderischer Hagel unter sie, um sich die Schlachtopfer aufzusuchen, die glücklich genug gewesen, lebendig über den Graben zu kommen.

Nach einer halben Stunde war der furchtbare Jammer zu Ende; alles wurde still . . . aber die nächtliche Dunkelheit barg fünfhundert Leichen in ihrem Schooß!

XIII.

Die Nacht ist noch dunkel. Erst in drei Stunden werden die Sonnenstrahlen den Schauplatz furchtbaren Jammers beleuchten und selbst die Franzosen durch den Anblick von fünfhundert Leichen erschrecken, die bis an den Rand des Grabens aufgehäuft, im Moraste erstickt, im Schmutz zertreten oder durch die Kugel getroffen in ihrem Blut auf dem freien Felde an der Demer liegen . . . .

Die Patrioten, denen es gelungen war, über die Leichen ihrer erstickten Brüder hinweg auf das offne Feld zu kommen, hatten sich durch die Dunkelheit nach verschiedenen Richtungen geworfen, um der Todesgefahr zu entgehen.

Wie sehr auch das Heer zerstreut war, so war doch ein ansehnlicher Theil auf der großen Landstraße, die nach dem Limburg'schen Kempen führt, entkommen.

An der Spitze der Flüchtlinge befand sich das Waldeghem'sche Corps, das wenig gelitten, da sie über die Brücke gekommen, ehe der Einsturz das Zeichen zu dem schrecklichen Unglück wurde.

Von Angst getrieben, beeilten die Bauern ihre Schritte so sehr, daß die Schwächsten es bald aufgeben mußten und unter schrecklichem Jammer zu ganzen Haufen am Wege niedersanken. Als ob die Unglücklichen die Ueberzeugung gehabt, durch dieses Aufgeben der Flucht in die Hände ihrer unerbittlichen Feinde zu fallen, riefen sie noch aus der Ferne in der Dunkelheit ihren Freunden ein letztes, schmerzliches Lebewohl nach.

Endlich, nachdem sie drei Stunden Weges zurückgelegt, war das Waldeghem'sche Corps so sehr erschöpft, daß Bruno bei einem kleinen Dörfchen, das am Wege stand, ihnen Halt zu machen befahl, um bis zum Morgen dort auszuruhen.

Man vertheilte sich in dem Dörfchen, um sich eine Ruhestätte zu suchen. Die Einwohner der wenigen Häuser wurden herausgeklopft, und als Ställe und Scheuern ganz mit Leuten angefüllt waren, legten sich die übrigen an Mauern und Bäume auf den feuchten Boden nieder.

Unaufhörlich kamen noch Nachzügler, die den andern nicht hatten so rasch folgen können. Bei dem Dorfe wurde ihnen gesagt, daß man hier bis zum Morgen verweilen wolle.

So drängte sich nach und nach zwischen den Häusern am Wege eine große Menschenmasse; bald konnte man kaum mehr über die Straße kommen, da der Boden mit Menschen bedeckt war, die sich in der Dunkelheit auf den ersten besten Platz neben einander niedergelegt.

Eine Todtenstille herrschte über dem Dorfe: die meisten Bauern, durch diesen langen Marsch erschöpft, waren in tiefen Schlaf versunken; die wenigen, welche wachten, hatten ihre Augen unbeweglich in die Dunkelheit gerichtet, oder vergossen Thränen, wenn sie an ihr unglücklich Schicksal dachten.

Alles im Dorfe blieb still; keine Bewegung, kein Seufzer verrieth die Anwesenheit der Unglücklichen. Sie

lagen im Schooß der Dunkelheit still und bewegungslos wie Leichen im Innern einer unermeßlichen Todesgruft.

Wüßten sie, welche Gefahr ihnen droht, sie würden ihrem erschöpften Körper selbst diese Ruhe nicht gönnen. Ihre Feinde wachen und dürsten nach Rache und Mord; sie schleichen in ganzen Haufen durch die nächtliche Dunkelheit und suchen mit blutgieriger Ungeduld die Beute, die ihnen entgangen.

Kaum war das unglückliche Schicksal der Patrioten vor Diest den französischen Feldherrn bekannt geworden, als sie augenblicklich Maßregeln trafen, allen möglichen Vortheil daraus zu ziehen. Während eine starke Heeresabtheilung Besitz von der Festung nahm, erhielten die übrigen Colonnen und so auch die Reiterei Befehl, stehenden Fußes auf alle Wege, die nach Hasselt führten, sich zu vertheilen und durch die Dunkelheit bis zum Morgen fortzumarschiren. Auf diese Weise wollte man die zerstreuten Bauern beim ersten Morgenschimmer noch in voller Verwirrung überraschen, um was von ihrem Heere noch übrig, aufreiben zu können. — Man mußte Jagd auf sie machen wie auf wilde Thiere und ohne Gnade alles niedermetzeln, was unter das Schwert kam.

Den erhaltenen Befehlen zufolge hatten die mobilen Colonnen sich nach verschiedenen Richtungen in Marsch gesetzt; aber da sie mehr als eine Stunde nach der Flucht der Patrioten abgezogen waren, trafen sie unterwegs nur hie und da einen Verwundeten, der nicht weiter gehen konnte und jammernd am Wege niedergesunken war. Ein Bayonnetstich oder ein Säbelhieb machte dem Leiden der Unglücklichen ein Ende — und die französischen Soldaten setzten ruhig ihren Marsch fort.

Zwei Stunden sind verflossen. Der erste Morgenschimmer beginnt den Osten zu färben, — der Tag bricht an.

Obgleich Alles noch mit grauem Nebel umhüllt ist und sich nur in unklaren Umrissen vor dem Auge gestal-

tet, haben die Patrioten doch ihr feuchtes Lager bereits verlassen . . . .

Auf dem Wege, der durch das Dorf führt und sich im Felde verliert, lagern Hunderte von Menschen. Man hätte glauben sollen, ein Offizier habe sie geordnet; denn sie sind in Reih und Gliedern zu einer großen Colonne geschaart und richten alle das Antlitz nach derselben Seite des Dorfes, wo die Fahne des Waldeghem'schen Corps sich erhebt und das blutrothe Kreuz im Morgenwinde entrollt.

Viele erheben die Hände zum Himmel und scheinen Gott um Hülfe anzurufen; einige lassen die Perlen eines Rosenkranzes durch die Finger gleiten, andere sitzen mit gefalteten Händen und herabhängendem Kopfe in ein feierlich Gebet versunken da.

Die meisten halten das Gewehr in den Händen oder lassen es auf der Schulter ruhen: die Bayonnette funkeln im Zwielicht des kommenden Morgens.

Unglückliche! Ihre Kleider sind zerrissen und mit Schmutz bedeckt; einige haben Kopf und Arm mit blutigen Tüchern umwunden; Alle sind todtmüde und blaß, mit verwirrten Haaren, mit trüben Augen, zitternd vor Kälte, erstarrt durch die nächtliche Feuchtigkeit und so muthlos, so traurig, daß auf ihrem Gesichte sich nichts mehr malt, als die bitterste Verzweiflung oder die volle Ergebung in das schreckliche Loos, das ihnen beschieden.

Sie wissen wohl, daß keine Rettung möglich; daß fortan im Vaterland kein Ort mehr ist, wo sie das müde Haupt einen Augenblick niederlegen können, ohne daß eine feindliche Kugel sie tödte oder aus ihrem Schlafe wecke. Sterben ist ihre einzige Aussicht; sterben, heute oder morgen . . . . . Und vielleicht ist der Tag, der im Osten so hell aufsteigt, der Vorbote der Vernichtung Aller!

Am Ende des Weges, an welchem die Unglücklichen lagern, steht ein offner Stall, aus welchem bisweilen der Klang einer Glocke ertönt. Dann beugen sich die Beten-

den tiefer, machen das Kreuz oder schlagen sich mehremal an die Brust.

Der Stall ist ganz mit Menschen angefüllt, die auf dem Stroh, das man über den Boden gestreut, knieen. Zwei Frauen befinden sich unter den bewaffneten Männern; es ist die Mutter Brunos und Genoveva. — Jan der Knecht und Bruno sein Herr knien neben den Frauen.

Im Hintergrunde des Stalls steht ein greiser Priester, dessen Stimme und Hände zittern. Er liest die Messe, um Gott ein heilig Sühnopfer zu bringen, ehe die unglückliche Schaar den nächtlichen Zufluchtsort verläßt. Ein junger Rekrut, mit dem Gewehr auf dem Rücken, bedient den Priester.

Die Krippe ist der Altar, ein zinnerner Trinkbecher der Kelch, eine Laterne das ewige Lämpchen, das vor Gottes Antlitz angezündet ist!

Ernst und rührend ist die Feierlichkeit. Nichts stört die Todtenstille, als das leise Gebet des Priesters und das beinahe unhörbare Wort des Dieners. . . . Und klingt bisweilen der scharfe Ton der Glocke unerwartet durch die Dunkelheit, dann erfaßt alle ein geheimes Beben . . . .

Wenn der Priester sich umwendet, fällt der rothe Schein der Laterne auf sein bleiches Gesicht; sein silberner Scheitel glänzt; aber seine Züge sind so schlaff, seine Augen stehen so tief in ihren dunkeln Höhlen, die Runzeln des Alters und des Kummers ziehen sich auf Wangen und Stirne so unheimlich zusammen, daß man glaubt, er sei ein Geist, der aus dem Grabe aufgestanden, um einem dieser Todtenfeste beizuwohnen.

Seit einem Augenblick hat der Priester den Kopf über die Krippe gebeugt, selbst das Flüstern des Gebets ist verstummt: die Stille ist noch größer, alle Herzen beugen sich in tiefer Ehrfurcht vor Gott: das unergründliche Wunder des Altars geht in diesem Augenblick vor sich . . . !

Aber, o Himmel, welch' schrecklicher Lärm unterbricht plötzlich die feierliche Handlung? Hundert Flintenschüsse vereinigen sich zu einem Donnerschlag und rollen mit furchtbarem Krachen über das Dorf hin, während die Kugeln pfeifend durch die Luft fliegen . . . . der junge Mann, der bei der Messe diente, stößt einen gellen Schrei aus und stürzt von einer Kugel getroffen und in seinem Blute schwimmend zu Boden . . . . . „Zu den Waffen! Zu den Waffen!" erklang es von draußen . . . .

Bruno springt auf, hebt sein Schwert in die Höhe und ruft mit mächtiger Stimme.

„Märtyrer auf! Rächt Euren Gott!"

Alles stürmte eilends aus dem Stall. Bruno eilt zu seiner Mutter, umarmt sie, drückt seine zitternden Lippen auf Genovevas Stirne, murmelt ein schmerzlich Lebewohl und ruft dem Knecht, während er ein Gewehr ergreift:

„Jan, rasch, meine Mutter, Genoveva, fort, fort! Rettet sie; ich werde für Euch beten, droben im Himmel! . . . . Ach! heute noch werde ich meinen Vater sehen!"

Und ohne einen letzten Blick auf seine Mutter zu werfen, die auf den Knieen und mit zum Himmel erhobenen Händen sich fortschleppte, als wolle sie ihn zurückhalten, eilte der junge Mann auf den Weg zu dem Waldeghem'schen Corps, das bereits vorausgezogen war und ein heftiges Feuer gegen den Feind begonnen hatte.

Der Eindruck der düstern Feierlichkeit und das Erscheinen der Franzosen in diesem ernsten Momente schien die Bauern mit wunderbarem Muth und wilder Raserei erfüllt zu haben; denn sie drangen unerschrocken auf den Feind ein und würden sich zweifelsohne mit blinder Wuth wie ein Strom auf seine Schlachtordnung geworfen haben, wenn Bruno ihnen nicht befohlen hätte, in Reih und Gliedern zu kämpfen.

Während auf diese Weise ohne großen Erfolg sich die Kugeln kreuzten, kam der alte Pastor aus dem Dorfe und näherte sich dem Waldeghem'schen Corps. Obgleich Bruno ihn von ferne durch Zeichen und Worte zurückzubleiben ermahnte, verließ der alte Priester doch die Kämpfenden nicht. Statt jeder Antwort erhob er Hände und Augen begeistert zum Himmel, als bäte er Gott um die Märtyrerkrone.

Dieses Scharmützel dauerte einige Zeit fort. Bruno that alles Mögliche, seine Leute am Vorwärtsstürmen zu hindern: er staunte über die unbegreifliche Kampflust und fühlte seine Brust bei dem Anblick des Heldenmuthes seiner Brüder von Hoffnung und Muth gehoben.

Langsam näherten sich die Bauern dem Feinde.

Es schien endlich, als ob die Franzosen nicht auf solche hartnäckige Gegenwehr gefaßt gewesen und im Begriffe seien, zurück zu weichen.

Das Feuer auf ihrer Seite wurde auch wirklich schwächer und bald bemerkten die Patrioten, daß der Feind mehr und mehr und mit großer Eile sich von dem Dorfe entfernte.

Da konnte Brunos Stimme das Triumphgeschrei nicht mehr bewältigen; sie erhoben ein donnerndes Jauchzen und riefen:

„Vorwärts! Vorwärts! Für Gott und Vaterland!"

Da sie nicht vermuthen konnten, daß in dem Zurückweichen der Franzosen eine Kriegslist verborgen sei, stürmten die Bauern unaufhaltsam dem Feinde nach. Dieser wartete ihr Näherkommen nicht ab, sondern eilte ebenso rasch über eine große Ebene, scheinbar um einige Sandhügel zu erreichen und von dort aus sich mit größerem Vortheil zu vertheidigen.

Am Fuße der Anhöhe, im Augenblick als die Patrioten unter anhaltendem Siegsgeschrei sie mit gefälltem

Bayonnett angriffen, wandten sich die Franzosen um und schossen beinahe zu gleicher Zeit ihre Gewehre ab.

Eine Anzahl Bauern stürzte nieder; die andern, durch diesen Verlust erschreckt, blieben stehen und schienen durch Flintenschüsse auf das feindliche Feuer antworten zu wollen; aber Brunos Stimme erklang noch vernehmlich durch das mächtige Kampfgeschrei:

„Lauft Sturm! Fällt die Bayonnette!" rief der heldenmüthige Jüngling.

Und als ob sein Wort die Herzen seiner Brüder mit neuem Muthe erfüllte, stürmten sie zugleich vorwärts und fielen wie ergrimmte Löwen auf den Feind ein.

Die Streitenden waren von dichten Rauchwolken eingeschlossen: das Knallen der Büchsen, das Jammern der Verwundeten, die Stimme der Offiziere, das Kriegsgeschrei der beiden Heere verschmolz zu einem furchtbaren Lärm, der aus der Rauchwolke aufstieg, in deren Schooß ein Knäuel von Menschen, Waffen und Blut sich durcheinander wälzte und über die Ebene hin wogte . . . .

Während auf diese Weise beim ersten Angriff die beiden feindlichen Heere sich vermischten und Tod und Vernichtung in ihre Reihen brachten, entstand hinter dem Sandhügel eine Bewegung, die für die unglücklichen Patrioten vom größten Unheile war.

Die Franzosen hatten ihre Feinde absichtlich aus dem Dorfe auf das offene Feld herausgelockt und deßhalb nur einen kleinen Theil ihrer Macht gezeigt.

Nun entfaltete auf der andern Seite der Höhe eine Colonne Soldaten ihre breiten Flügel über die Ebene. Sie sahen wie zwei Arme eines Riesen aus, die sich öffneten, um etwas zu fassen, und sich nach und nach schlossen, um es in furchtbarer Umarmung zu zerdrücken.

Ein heiteres Jauchzen, ein lauter Siegesruf erscholl hinter den Bauern . . . . . und fünfhundert Kugeln bohrten sich zu gleicher Zeit durch ihre Schaar.

„Freunde!" rief Bruno seinen Leuten zu, die

Stunde des Todes ist da! Brecht durch den Feind der Freiheit eine Bahn! Folgt mir! Folgt mir!"

Damit kehrte er sich plötzlich um und warf sich mit der tapfern Schaar der Helden von Waldeghem in die Mitte der feindlichen Reihen. Mochte nun die Verzweiflung oder die Gewißheit eines nahen Todes den armen Leuten eine übernatürliche Kraft verleihen, genug, sie thaten Wunder von Tapferkeit und durchbrachen wirklich den linken Flügel des Feindes, alles niederwerfend, was ihnen hemmend in den Weg trat.

Aber allen war es nicht gelungen, sich durch den mörderischen Kreis durchzuschlagen, der sich ebenso rasch wieder geschlossen hatte. Nur etwa hundert hatten sich mit Bruno an der Spitze in eiligem Laufe nach dem Dorfe geflüchtet. Der alte Pastor, welcher schwer am Kopfe blutete, wurde von zwei Männern unterstützt, oder lieber fortgezogen; viele andere umringten ihn besorgt, um ihn vor den Kugeln zu schützen, die in Masse über ihrem Kopfe durch die Luft pfiffen . . . . .

Noch einen Bogenschuß weiter und das Waldeghem'sche Corps hatte die ersten Häuser des Dorfes erreicht, von wo aus es im Stande war, auf den Feind zu schießen, bis auch der Letzte von ihnen gefallen war . . . . .

Aber in dem Dorfe selbst zeigt sich plötzlich eine zahlreiche Reiterschaar, die sich ebenso rasch am Ende der Fläche ausbreitet.

Ein Offizier, der sich beim rechten Flügel der französischen Reiterei befindet, entdeckt die rothe Kreuzfahne und erkennt das Waldeghem'sche Corps . . . . Er gibt seinem Pferde die Sporen und kömmt in vollem Trabe auf die Patrioten losgeritten. Sie richten den Lauf ihrer Gewehre nach ihm und drohen ihn niederzuschießen; aber der Offizier nimmt seinen Degen an der Spitze und hebt das Gefäß in die Höhe. Bruno erkennt ihn und ruft mit Wuth und Entrüstung aus:

„O Simon! Simon! Du, den ich gerettet, Du hier!"

„Bruno, Freund, rasch, gib Dich gefangen," antwortete Simon-Brutus, „ich werde, ich will Dich retten! Ich kann . . . . ."

Aber er konnte nicht weiter reden; das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Eine der Kugeln, die sich von allen Seiten kreuzen und die Luft durchschneiden, hat ihn getroffen; er stößt einen Schrei aus, fällt vorne über und stürzt aus dem Sattel . . . . .

Bei diesem Anblick erhebt sich ein wildes Rachegeschrei aus der Mitte der Reiterschaar; auf den furchtbaren Befehl „Chargez!" den der Oberst gibt, lassen sie den Zaum los und drücken den Pferden die Sporen in die Lenden.

Wie eine Wetterwolke stürmt der dichte Haufen der Reiterei über das Feld und haut auf das Waldeghem'sche Corps ein. Dieses wehrt sich noch einen Augenblick; die Erde bebt unter den Hufen der Rosse, man hört Gewehre und Säbel durch einander klirren, Pferde wiehern, Menschen heulen. Der Platz ist mit Leichen bedeckt, das Blut sprizt gegen die Kämpfenden auf . . . . Nun ist alles todt, zerschmettert, zertreten . . . . .

Die Reiterei sprengt weiter; hier wird noch gekämpft, noch geschossen; dort steigt noch das Kriegsgeschrei zum Himmel auf.

Nichts kann dem Andrängen der Reiter widerstehen; sie werfen alles nieder und fliegen mit ihren langen Säbeln durch den unglücklichen Rest der Patrioten.

Endlich sahen diese wohl, daß keine Gegenwehr mehr etwas nützen kann; der letzte Funken von Muth erlischt; bei dem Anblick des neuen Feindes überfällt sie ein tödtlicher Schreck . . . . Sie sehen eine Oeffnung in dem Kreise, welche die Reiterei verursacht; sie werfen ihre Gewehre nieder und flüchten heulend über das Feld . . . .

Aber Reiterei und Infanterie folgt ihnen auf den

Fersen und hauen und schießen und stechen und stoßen, bis ihre Arme erlahmen. Niemand vermag ihrer Wuth zu entgehen! Es ist ein wahres Schlachten, von furchtbarem Geschrei, Fluchen und Jammern begleitet; aber der Kampf zieht immer weiter und weiter fort . . . . . bis man endlich nur noch ein undeutliches Summen, ein schwaches Brausen vernimmt und auf der ganzen Fläche nichts mehr übrig bleibt, als Haufen verstümmelter Leichen und ganze Lachen von Blut . . . . .

Simon-Brutus, den eine Kugel in den Unterleib getroffen, lag unter vielen Todten ausgestreckt am Boden, das Haupt an die Leiche eines Pferdes gelehnt, dessen Last seinen Arm zerschmettert hatte.

Auf dem Pferde hing die Leiche eines alten Mannes, dessen weiße Haare durch einen weiten Spalt im Kopfe getheilt waren. Das Blut, das aus dieser Wunde floß, tröpfelte auf Simon-Brutus Antlitz.

Obgleich der Commissär der Centralgewalt tödtlich verwundet war, hatte ihn doch das Leben nicht ganz verlassen. Der schreckliche Schmerz, den das zermalmende Gewicht des Pferdes seinem Arme verursachte, weckte ihn aus seiner Betäubung.

Er öffnete langsam die Augen, doch schloß er sie erschrocken wieder, während ein Fieberschauer ihm über den Leib lief, und er mit erstickter Stimme rief:

„Gott, welche Ruhe! Der Pastor! ha, sein Blut über mich.“

Er hielt die Augen mit Gewalt verschlossen; denn er konnte seinen Blick nicht wieder zu dem bleichen Antlitz des Priesters erheben, der über seinem Kopfe hing, als hätte der Racheengel des Herrn ihn dahin gelegt, um seinen Tod furchtbar und schrecklich zu machen.

Zwei Schritte von Simon-Brutus entfernt lag Bruno mit zerschmettertem Beine: obgleich der Schmerz ihm selbst schwere Seufzer entlockte, hatte er doch die

Worte von Simon-Brutus vernommen und seine Stimme erkannt.

Mit übermenschlicher Anspannung aller Kräfte, kroch er auf den Händen fort und schleppte sein zerschmettert Bein nach sich, bis er sich bei Simon befand.

Auf das eine Knie sich erhebend, beugte er sich zu seinem Feinde herab, wischte ihm sanft das Blut vom Gesichte und seufzte in mitleidigem Tone:

„Simon, armer Simon!"

Simon-Brutus öffnete die Augen; ein sanftes Lächeln schwebte um seine Lippen; er murmelte mit sichtbarer Freude:

„Bruno, Freund, ich fühle den Tod nahen. Sendet Dich Gott? Vergebung, ach, Vergebung!"

„Ich vergebe Dir Alles, Alles!" sprach der Jüngling. „Was Du heute that'st, sagte mir, daß ein Bruder zu mir zurückkehrt . . . . . Aber Simon, ich will Deinen Arm loszumachen suchen; vielleicht . . . . ."

„Nein, nein," seufzte Simon-Brutus, „vergeblich . . . . Eine Kugel drang durch mein Eingeweide. Ich fühle es, der Tod tritt mir ans Herz . . . . meine Glieder erkalten."

Der sterbende Ton dieser Worte erschütterte Bruno; in stille Thränen ausbrechend, beugte er sich aufs Neue über Simon-Brutus herab und sagte mit inniger Liebe im Tone:

„Simon, Bruder, möge Dir Gott barmherzig sein. Es gibt noch ein anderes Leben. Ach, Du wirst vor des Höchsten Richterstuhl erscheinen. Gnade, Gnade für Deine arme Seele; überliefere sie nicht der ewigen Rache!"

„Ist die Liebe zur Freiheit . . . . . ein Verbrechen vor Gott?" fragte der Sterbende beinahe unhörbar.

„O nein, nein," antwortete Bruno, „sie ist eine Pflicht; der Erlöser selbst hat es gesagt."

„Freiheit," murmelte Simon-Brutus, „kein Verbrechen ... Ach, ich habe gesündigt; der Hochmuth; Gott sei mir gnädig! Bruno, der Tod, er kommt ... Höre .... in meiner Tasche, eine Schrift, der Lohn für Alles, der General ... diese Nacht .... küsse mich .... Bruder, ach liebe meinen armen Vater, bete für mich .... Lebe wohl ...... Lebe wohl!"

Bruno ließ den Kopf auf Simons Leiche sinken und benetzte sie lange mit Thränen.

Endlich durch diese Aeußerung des Mitleids erleichtert, erinnerte er sich der geheimnißvollen Worte Simons.

Er glaubte, die lederne Tasche, die an der Brust der Leiche hing, werde den letzten Willen des Landsmannes enthalten, den er seinem Vater überbringen sollte.

In dieser Meinung öffnete er die Tasche und fand wirklich ein gefaltetes Papier darin.

Aber wie wunderte er sich, wie zitterte er, als er die Schrift entfaltete und folgende Worte in französischer Sprache stammelnd las:

„Französische Republik.

Freiheit, — Gleichheit.

„In Ansehung der großen Dienste, welche der „Citoyen Bruno Halinx der Republik erwiesen, indem „er unter Anderem den Citoyen Meulemans — genannt „Simon-Brutus, Commissär der Centralgewalt der beiden „Nethen von einem sichern Tode gerettet, ersuche ich, der „unterzeichnete Brigadegeneral, Befehlshaber des 4ten „Corps der neun vereinigten Departements, alle militärischen und bürgerlichen Behörden der Republik, den „vorgenannten Bruno Halinx frei ziehen und verkehren

„zu lassen sowie ihn und die Seinen gegen alle Gefahr „zu beschützen.

„Gegeben im Hauptquartier vor Diest in der Nacht „vom 6. auf den 7. Brumaire, im 7. Jahr der einigen „und untheilbaren französischen Republik.

Jardon."

Bruno heftete eine Weile mit Thränen in den Augen den erstaunten Blick auf das Papier. Dann wurde ihm die edelmüthige Absicht Simons klar und er beugte sich über die Leiche, indem er einen dankbaren Kuß auf die blassen Lippen seines todten Freundes drückte.

Aber plötzlich richtete er sich auf, als er Stimmen neben sich hörte.

Er sah zu seinem Erstaunen etwa zehn französische Soldaten und einen Offizier, die mit großer Verwunderung seinem seltsamen Thun zusahen und ihn mit ihren Blicken um eine Erklärung zu bitten schienen.

Statt aller Antwort zeigte Bruno das Papier, das ihm Simon als Erbschaft hinterlassen.

Der Offizier las es, gab es zurück und sagte zu seinen Leuten:

„Hebt diesen Bürger vorsichtig auf und bringt ihn nach der Scheuer am großen Weg. Der Oberchirurg soll augenblicklich seine Wunde verbinden!"

Der edelmüthige Befehl wurde vollzogen: vier französische Soldaten trugen Bruno nach dem Dorfe.

Schluß.

Bruno wurde nach dem Dorfe getragen und unter eine große Anzahl französischer Verwundeter in eine Scheuer gelegt. Der Arzt verband augenblicklich sein Bein und alles war um den leidenden jungen Mann aufs äußerste besorgt; denn der General Jardon, der seinen Schutzbrief unterzeichnet hatte, würde eine Mißachtung seiner Unterschrift nicht ungeahndet gelassen haben.

Als Bruno zu erkennen gab, daß seine Mutter sich in dem Dorfe befinde und den Wunsch ausdrückte, sie zu sehen, sandte man augenblicklich nach dem Hofe, den der junge Mann als ihren Aufenthalt bezeichnet hatte.

Seine Mutter und Genoveva wurden zu ihm geführt und durften bei ihm sein und ihn trösten, ohne daß einer der französischen Soldaten es gewagt, ein zweideutig Wort zu äußern. Im Gegentheil, da die beiden Frauen auch die andern Verwundeten mit der innigsten Theilnahme und Fürsorge pflegten, begegnete man ihnen bald von allen Seiten mit Achtung und Dankbarkeit.

Fünfzehn Tage später brachten die Franzosen ihre Verwundeten nach Hasselt. Bruno blieb im Dorfe. Dann erst bekam er Nachricht von dem Schicksal seiner unglücklichen Waffenbrüder; aber die Mittheilungen waren so schrecklicher Art, daß er bisweilen Thränen vergoß, wenn er die Gazette d'Anvers las, die ihm der Notar des nächstgelegenen Dorfes besorgte.

In zwei verschiedenen Nummern dieser durch Zwang französisch gesinnten Zeitung las er Folgendes:

Offizieller Bericht. — 500 Brigands sind in der Gegend von Gheel, Moll, Meerhout und Holmes (Olmen?) eingebracht. Man hat ihnen 2 Wagen mit 6 Pulverfässern abgenommen, welche ihnen von Holland zugeschickt worden. Die Uebrigen sind alle in die Flucht getrieben . . . .

Brief des General Colaud.

Aus dem Hauptquartier zu Brüssel, 16. Brumaire, im 7. Jahr der einen und untheilbaren französischen Republik.

Der Divisionsgeneral Colaud, Befehlshaber der neun vereinigten Departements an die Centralgewalt des Departements der beiden Nethen.

„Bürger-Administratoren.

„Mit der größten Freude berichte ich, daß die Truppen, die ich am 14. dies aus Löwen zog, die Aufrührer unter dem Befehl des Brigadegeneral Jardon und dem Generaladjutanten Lacroix bei Hasselt angegriffen haben.

Die republikanischen Truppen entwickelten eine solche Tapferkeit, daß der Feind nach einer ersten Niederlage genöthigt war, in großer Unordnung nach der Stadt Hasselt zu fliehen.

Zum zweiten Male angegriffen, haben sie die Stadt verlassen; auf dem Weg nach Tongeren erlitten sie jedoch eine vollkommene Niederlage; auf dem Schlachtfelde blieben 700 Todte. Die Erde war im Umkreis von mehr als einer Stunde mit Leichen bedeckt.

Der Rest der Brigands hat die Waffen niedergeworfen. Man nahm ihnen Geld, Bagage, Trommeln und eine Fahne mit einem rothen Kreuze ab. Unter den Todten fand man viele Priester.

Das Haupt der Aufrührer Constantinus de Roumi-

roir, Municipalagent dieser Gemeinde, und verschiedene Offiziere sind gefangen.

Fahnen aller Art, Meßgewänder und dergleichen, nebst zwei Munitionswägen wurden ihnen abgenommen.

Es lebe die Republik,

Gleichheit und Brüderlichkeit.

Colaud.

Nach sechs Wochen fuhr Bruno mit seiner Mutter, Genoveva und dem treuen Knechte Jan in einem Wagen nach Waldeghem, seinem theuren Geburtsort.

Nun war es unmöglich, den Tod des Notars seiner Gattin zu verheimlichen: das fürchterliche Geheimniß mußte enthüllt werden . . . . .

Mit der zartesten Vorsicht, die nur das Gefühl unendlicher Liebe einflößen kann, theilte Bruno seiner Mutter nach und nach das Unglück mit, das sie beweinen sollte.

Er schilderte Genoveva, in welch' bejammernswerthem Zustande er ihren armen Vater gesehen und bereitete sie auf diese Weise vor, ohne der Verzweiflung zu unterliegen, den schrecklichen Schlag zu ertragen.

So wurde die Reise nach der Heimath eine peinliche Fahrt, von Seufzern, Klagen und Thränen begleitet.

Bei ihrer Ankunft in Waldeghem vernahm Genoveva wirklich, wie er nach der Flucht der Rekruten gestorben war.

Die theuren Todten wurden lange beweint; nach und nach verwandelte sich jedoch der tiefe Jammer ihrer Kinder in einen stillen Schmerz.

Bruno und Genoveva heiratheten sich und lebten viele Jahre in Waldeghem, so glücklich, als man sein kann, wenn man die Sclaverei seines Vaterlandes ohne Hoffnung auf Befreiung mit ansehen und sich den Mächtigen unterwerfen muß.

Bruno wurde Vater von drei Kindern.

Der Tod nahm mit der Zeit manchen seiner Freunde und Verwandten von der Erde. Zuerst den guten Knecht Jan, dann den Brauer und dann Brunos eigne Mutter ... Und als er seinen ältesten Sohn an seiner statt zum Notar hatte ernennen lassen, entschlief auch er sanft in dem Herrn.

Genoveva lebt noch; sie ist eine alte Frau von fünfundsiebzig Jahren; doch noch wohl auf und frischen Geistes.

Als sie mir einst vom Bauernkriege erzählte und meine Aufmerksamkeit durch die Funken von Muth und Begeisterung fesselte, die bei der Erinnerung an denselben in ihren Augen sprühten, endigte sie ihre Erzählung mit den Worten:

„Das war das traurige Ende unsres Freiheitskampfes ..... Man hat seit jener Zeit von den Brigands als von einem Haufen feiger Schwärmer gesprochen. Hätten sie gesiegt und das Vaterland seine Freiheit behalten, so würde die Nation auf ihren Heldenmuth stolz sein. Nun sagen aber die Geschichten des Landes kein Wort von den armen Brigands, die ihr Blut in Strömen für die allgemeine Unabhängigkeit vergossen, als die Städte feig das Haupt vor der fremden Tyrannei beugten. Keiner der lebenden Patrioten wagt es zu bekennen, daß er an dem heldenmüthigen Kampfe Theil nahm. Ist es denn nur das Gelingen einer Sache, das sie in den Augen der Menschen gut und gerecht macht? Die unterliegende Tugend muß sich schämen vor dem triumphirenden Bösen! — Gott da droben weiß es besser: Er wird jeden richten, nicht nach dem Erfolg seiner Thaten, sondern nach der Absicht, die ihn bei seinem Thun und Lassen beseelte!"

Ende.